


DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA
Taylor Institution.

Russische Hofgeschichten.

Erster Band.

1. 2.

Russische Hofgeschichten.

Historische Novellen

von

Sacher-Masoch.

Erster Band.

Neue Ausgabe.

Bern.

Georg Frobeen & Cie.

1877.

Die letzten Tage Peter des Großen.


LIBRARY OF THE TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
17 FEB. 1943
OF OXFORD

I.

Zwei gute Freunde.

In einem mit herrlichen Gemälden niederländischer Künstler geschmückten und mit asiatischer Pracht eingerichteten Gemache des kaiserlichen Palastes zu Petersburg ging der allmächtige Günstling Peter des Großen, Fürst Mentschikoff, mit seinem Freunde Rumianzoff in vertraulichem Gespräche auf und ab. Der Erstere, ein stattlicher Mann mit hübschem Gesicht, aber gemeinen Zügen, das Haar nach französischem Schnitt und bis auf den volksthümlichen Schnurrbart glatt rasirt, trug die russische Feldmarschallsuniform, grün mit Gold. Sein helles Auge, aus welchem die ganze Schlauheit eines russischen Bauers sprach, war nicht im Stande, eine gewisse innere Freude zu verbergen, während er mit officieller Trauer in Miene und Haltung die wich-

tigen Mittheilungen seiner ergebenen Creatur entgegennahm.

„Und ist dies Alles verbürgt?“ fragte er endlich einen Augenblick innehaltend.

„Verbürgt, sehr wohl verbürgt“, sagte Rumianzoff, „meine Nachrichten kommen von Tolstoi, welcher, wie Eurer Excellenz wohl bekannt sein wird, seit dem Beginn des persischen Krieges sich immer in der unmittelbaren Nähe Seiner kaiserlichen Majestät befindet.“

„Peter ist also wirklich ernsthaft krank?“

„Sehr ernsthaft“, erwiderte Rumianzoff, „sehr gefährlich, ja wenn man den französischen Aerzten, welche ihn begleiten, glauben darf, unheilbar.“

„Hm! Wir müssen also bei Zeiten unsere Anstalten treffen“, murmelte der Fürst.

„Wer soll, wenn ich wagen darf, die Ansicht Eurer Excellenz einzuholen, wer soll nach dem Tode des Czaren den Thron besteigen?“

„Wer sonst als Katharina!“ fiel Mentschikoff beinahe heftig ein.

„Katharina?“ staunte der Vertraute, „ich dachte doch —.“

„Laß Deine Gedanken bei Seite“, rief Mentschikoff, „sie sind überflüssig, Leute wie Du, sollen nicht

denken, sondern gehorchen, ausführen, was Andere wohl bedacht haben."

„Das versteht sich ja von selbst", entschuldigte sich Rumianzoff, „Excellenz wissen, daß Sie unbeschränkt über mich gebieten, aber man darf doch Meinungen haben, Vermuthungen."

„Nun, was vermuthest Du also?" sprach der Fürst lächelnd.

„Ich vermuthe, daß Katharina, welche wohl die Gemahlin des Czaren ist, aber nicht von kaiserlichem Blute. —"

„Sie war eine Leibeigene, ganz richtig, wie ich — Pastetenbäcker", unterbrach der Fürst seinen Freund, „wenn man aber, wie Du siehst, vom Pastetenbäcker Fürst, Minister und Feldmarschall werden kann, so sehe ich kein Hinderniß, daß eine Leibeigene den Thron besteigen könnte. Uebrigens ist Katharina bereits gekrönt und, was die Hauptsache ist, Peter hat sie in seinem Testamente zu seiner Nachfolgerin bestimmt."

„Wirklich", erwiderte Rumianzoff, „dann gratulire ich Eurer Excellenz von ganzem Herzen, denn wenn Katharina regiert, so heißt das so viel, als Mentschikoff ist Alleinherrscher aller Reußen."

„Du überschätzest meinen Einfluß auf diese

herrschsüchtige Frau, die sich ihr ganzes glänzendes Schicksal selbst gemacht hat", sagte der Fürst.

„Aber man spricht doch davon, daß —", Rumianzoff wagte nicht, seinen Satz zu vollenden.

„Wovon spricht man?" rief der Fürst. „Du weißt, ich höre gern die Wahrheit und die öffentliche Meinung, wenn diese letztere auch nicht immer die Wahrheit ist, also besorge nichts, sage mir Alles."

„Man spricht so, das dumme Volk nämlich —".

„Und der Hof wohl auch?"

„Ja, auch der Hof", bestätigte Rumianzoff, „aber Excellenz werden mir wirklich nicht böse werden?"

„Nein, nein, also was spricht der Hof?"

„Man meint, Excellenz hätten mit feiner Absicht Ihre damalige Sklavin und — und —".

„Und Maitresse —".

„Und Maitresse, Katharina, dem Czaren zugeführt, um durch sie denselben um so sicherer zu beherrschen."

„Was diese Leute doch Alles wissen", murmelte Mentschikoff, „zugeführt hätte ich sie dem Czaren! Verborgen habe ich sie vor ihm, vergraben wie man einen Schatz vergräbt, denn ich war rasend in sie verliebt, rasend sag' ich Dir. Hättest Du sie nur gesehen, wie schön sie war, wie munter, immer guter Laune, wie verführerisch, das war ein Leben, als ich sie besaß,

ich habe seitdem keine so vergnügten Stunden mehr gehabt. Wie verbarg ich sie vor ihm, aber Peter entdeckte sie doch, oder besser gesagt, sie verstand es, sich von ihm entdecken zu lassen, die Herrschsüchtige, die Kokette, und von dem Augenblick an, wo sie außer Zweifel war, daß sie auf den Kaiser Eindruck gemacht hatte, war ihr Plan fertig, stand ihr großes Ziel deutlich vor ihrem Geiste, und sie hat es erreicht. Ich aber, ich hätte vor Wuth und Eifersucht sterben mögen, als mir Peter sagte: Sie gefällt mir, ich nehme sie mit. Als sie für mich verloren war, entzückte sie mich noch weit mehr als damals, wo alle ihre Reize mir zur Verfügung standen und so spaßhaft es Dir vorkommen mag, ich gäbe heute noch viel darum, dieses Weib, das mich in so schlauer Weise verrathen hat, zu besitzen."

„Katharina ist noch immer ein sehr begehrenswerthes Weib", bemerkte Rumianzoff, „man behauptet übrigens, daß auch Eure Excellenz in großer Gunst bei ihr stehen."

„Gunst?" lachte Mentschikoff, „es fehlte noch, daß meine ehemalige Sclavin mich mit dem Stocke tractiren würde, wie Peter der Große seine Getreuen, wenn er übler Laune ist. Gunst? sie fühlt, daß sie etwas gut zu machen hat mir gegenüber, und so hat sie stets, soweit es ihr die Klugheit erlaubte, meine Partei ergriffen, das ist nicht zu leugnen."

„Man spricht aber, daß Katharina in einem näheren Verhältniß —" meinte der Vertraute.

Mentschikoff lachte laut auf. „Sie? — Sie ist zu klug, sich mit mir oder irgend Jemand einzulassen. Von dem Augenblicke an, wo sie die Geliebte des Czaren war, durfte ich ihr nur noch als Diener nahen, dann, als sie seine Gemahlin wurde, war ich mit einem Schlage ihr Unterthan, ihr Sclave, verstehst Du und wenn ich es gewagt hätte, mehr als den Saum ihres Kleides zu küssen, es hätte mir den Kopf gekostet. Sie hätte mich geopfert, ohne nur mit den Wimpern zu zucken, aus Klugheit verstehst Du?"

„Sonderbar", sprach Rumianzoff, „sonderbar", und schüttelte den Kopf.

Der Fürst füllte aus einer Flasche Sauterne, die auf dem Tische stand, sein Glas mit Wein und leerte es auf einen Zug. „Aber sprechen wir von dem persischen Feldzug", sagte er dann, „wir haben schlimme Nachrichten, sehr schlimme Nachrichten."

„Wie?"

„Der ganze Troß unserer Armee, somit Proviant und Munition, ist in der Gegend von Astrachan den Elementen zum Opfer gefallen."

„Die Elemente waren also sehr gefällig gegen den Fürsten Mentschikoff", meinte der gute Freund.

Der Fürst runzelte ein wenig die Stirn. „Der Kaiser“, fuhr er dann fort, „wird in eine unangenehme Lage kommen, seine Truppen werden nichts zu essen haben, und, was noch weit schlimmer ist, es wird bald an Pulver und Blei fehlen.“

„Eine abscheuliche Geschichte“, seufzte Rumianzoff, „der Kaiser wird sehr zornig werden.“

„Das fürchten wir.“

„Sagen wir lieber: das hoffen wir“, fiel Rumianzoff ein, „denn Zorn ist ungesund, und so wäre bei dem Zustande Peters zu erwarten —“.

„Dieser Feldzug gegen Persien war eine wahnsinnige Unternehmung“, fiel Mentschikoff ein, „der Kaiser hat ihn unternommen und wir werden ihn verantworten müssen.“

„Darum wäre es wohl besser, wenn —.“

„Wenn?“

„Wenn der Czar, ehe das Unheil hereinbricht, das Zeitliche segnen würde“, schloß der Vertraute.

„Freilich! Freilich! Aber es wird noch einige Zeit brauchen“, murmelte Mentschikoff, „dieser Peter ist keine Filigranarbeit, sondern eine eiserne, unverwüstliche Russennatur, der Proceß der Auflösung wird bei ihm nicht so rasch erfolgen.“

„Man könnte ja denselben beschleunigen", sagte Rumianzoff leise.

„Beschleunigen", entgegnete Mentschikoff, „ich sehe, Du hast wirklich manchmal Gedanken, gute Gedanken, äußere sie aber keinem Andern gegenüber, es könnte Dir den Kopf kosten. Wir wollen die Sache überlegen. Du hast vortreffliche Einfälle, mein Freund."

„Auf mich können Eure Excellenz in jedem Falle zählen", sagte der Vertraute, indem er sich tief verneigte.

„Ich zähle auch auf Dich", entgegnete der Fürst, „ich zähle sehr auf Dich, aber es ist noch nicht an der Zeit. Die wahre Weisheit besteht nicht darin, seine Pläne rücksichtslos zu verfolgen, sondern vielmehr, die Verhältnisse und Thatsachen auszubeuten. Es heißt warten, warten vor Allem, wie sich die Dinge in Persien gestalten."

„Katharina's sind Eure Excellenz doch vollkommen sicher?" forschte Rumianzoff.

„Wie oft soll ich Dir noch sagen, daß ich ihrer gar nicht sicher bin", schrie der Fürst auf, „ich habe, seitdem der Kaiser sie mir in Liefland weggenommen hat, nicht zwei Worte mit ihr unter vier Augen gesprochen."

„Wäre das möglich?"

„Es ist so.“

„Aber ihrer Neigung sind Sie doch sicher.“

Mentschikoff zuckte die Achseln.

„Es ist bekannt, daß Katharina Sie geliebt hat.“

„Geliebt! — mich!“ rief der Fürst, „wer kann sagen, daß ihn dieses Weib geliebt, daß sie überhaupt geliebt hat. Ich weiß nicht, ob sie mich geliebt hat, aber so viel weiß ich, daß sie den Kaiser nicht liebt, sie ist klug genug, sich in ihn zu finden, sich ihm unterzuordnen. Aber ich müßte mich sehr täuschen, wenn sie seiner Tyrannei nicht überdrüssig wäre, wenn sie nicht etwas wie Haß gegen ihn empfände.“

„Das wäre etwas“, meinte Rumianzoff, „da ließe sich anknüpfen.“

Der Fürst war indeß an das Fenster getreten. „Da ist sie“, murmelte er.

„Wer?“

„Die Kaiserin, sie macht ihre Promenade im Park.“

„Ist das nicht Frau von Ball, welche sie begleitet?“

„Allerdings.“

„Sie soll seit neuester Zeit sehr in Gunst stehen bei Hofe“, warf Rumianzoff hin.

„Bei Katharina, ja“, erwiderte Mentschikoff, „von

niederländischen Eltern in Rußland geboren, besitzt sie die feine französische Bildung, ohne in unseren Sitten fremd zu sein, daher der doppelte Zauber, den sie übt. Aber sieh doch einmal die Czarin an, ist sie nicht noch immer ein reizendes Weib, ein Weib, um dessentwillen man dumme Streiche machen könnte?"

Rumianzoff lächelte. „Sie ist in der That schön und selbst ihre Körperfülle dient nur dazu, sie noch verführerischer zu machen, aber deshalb werden wir es doch Anderen überlassen —".

„Dumme Streiche zu machen?" unterbrach ihn Mentschikoff. „Allerdings, und uns damit begnügen, dieselben zu unserem Vortheil auszubeuten."

II.

Katharina.

Nachdem Katharina mit ihrer Begleiterin die große Allee des Parkes wiederholt hin und zurück gemessen hatte, blieb sie stehen und seufzte. „Es ist genug", sprach sie dann, „es wird dunkel und kühl, gehen wir hinauf. Aber was fangen wir heute an? Eigentlich

ist es doch sehr langweilig, seitdem der Czar fort ist; so rasch und heftig auch sein Wesen ist, wo er ist, ist Leben, Bewegung, man kommt nicht zur Ruhe."

„Und fühlen sich Majestät wohl bei diesem Leben?" fragte Frau von Ball.

„Mindestens verzweifle ich nicht vor Langeweile, wie jetzt", rief Katharina.

„Majestät vermissen den Czaren so sehr, weil Sie ihn lieben", bemerkte die Begleiterin.

„Weil ich ihn liebe", wiederholte Katharina und versank in Nachdenken. „Wissen Sie, liebe Ball, daß ich eigentlich nie geliebt habe? Ich muß es mindestens glauben, nach Allem, was ich von Anderen über dieses süße, trunkene Gefühl höre. Ich habe von der Süßigkeit der Liebe wenig empfunden. Die Schuld mag an mir liegen."

„Nein, sie liegt an diesen Männern, welche in dem Weibe nicht die Krone der Schöpfung sehen, wie andere gebildete Nationen, sondern die Sclavin ihre Lüste."

„Man liebt also in Frankreich anders wie bei uns?" fragte die Kaiserin.

„Ja, meine Mutter hat es mir oft genug erzählt, wie dort der Mann der Sclave der Geliebten ist, welche er knieend anbetet, der er mit Begeisterung dient, ihr Ritter, der jeden Augenblick bereit ist, für ihren

Besitz, ihre Ehre sein Leben im Zweikampf hinzugeben."

„Ich kann nicht leugnen, ich möchte so eine Liebe kennen lernen", erwiderte Katharina, „aber wie wäre das möglich, für mich möglich?"

„Gerade für Sie", rief Frau von Ball, „ist nichts unmöglich, sobald Sie nur wollen. Sie sind die Gemahlin eines mächtigen Monarchen, die Beherrscherin eines großen Reiches geworden, um als Kaiserin Sclavin zu bleiben? Was ist Ihre ganze Macht, wenn sie nicht einmal im Stande ist, Ihnen Ihr Leben mit jenen Dingen zu schmücken, nach denen Ihr Herz verlangt?"

Die Czarin begnügte sich zu seufzen.

„Sie lieben den Kaiser nicht", fuhr die Vertraute fort.

Katharina machte eine abwehrende Bewegung.

„Ich bin lange genug an diesem Hofe", sprach Frau von Ball, „um alle Verhältnisse zu durchblicken, Sie lieben Peter den Großen nicht. Sie waren ehrgeizig, gut, Ihr Ehrgeiz hat sein Ziel erreicht, wenn Sie aber jetzt auf dem Gipfel Ihrer Macht dieselbe nicht zu genießen wissen, wenn Ihr Leben arm bleibt an allen wirklichen Freuden, wie das Leben einer

Sclavin, war dieses Ziel dann dieser Anstrengungen, der Opfer, die Sie gebracht haben, werth?"

„Sie irren sich", entgegnete Katharina, „wenn Sie glauben, daß Peter mir gleichgültig ist. In der rohen Kraft, ja in der Tyrannei des Mannes liegt ein großer Reiz für das Weib, das nicht zur Herrschaft berufen ist."

„Nicht zur Herrschaft der Gewalt", gab Frau von Ball zur Antwort, „aber zu der Herrschaft der Liebe."

In diesem Augenblicke, die beiden Damen waren bereits nahe dem Palaste, ertönte in einiger Entfernung im Garten zuerst eine Laute und dann eine wunderbare Tenorstimme, welche ein elegisches italienisches Lied sang.

Die Kaiserin horchte und blieb, die Hand auf den Arm ihrer Begleiterin gestützt, stehen, bis die letzten Accorde verklungen waren.

„Ein schönes Lied und eine noch schönere Stimme", sagte sie dann, zur Freundin gewendet, „wer mag der Sänger sein?"

„Ich habe keine Ahnung", erwiderte die Vertraute.

„Suchen Sie es zu erfahren, ich gäbe viel, sehr viel darum, ihn zu kennen", rief Katharina, „es muß eine poetische Natur sein, einer von jenen Rittern, welche Sie mir so verführerisch geschildert haben, welche

vor uns knieen und uns anbeten, als die Krone der Schöpfung."

„Ich will ihn aufsuchen", sprach Frau von Ball.

„Nein, nein", fiel die Kaiserin ein, „und doch — ja. Gehen Sie, oder noch besser — gehen wir zusammen."

Die beiden Frauen durcheilten hierauf die Laubgänge des weitläufigen Parkes. Von Zeit zu Zeit tönte leise die Laute und zeigte ihnen so den Weg. Plötzlich hielt Frau von Ball inne und wies auf einen künstlichen Felsen hin, welcher sich neben dem Bassin eines Springbrunnens erhob. „Dort sitzt er", flüsterte sie, „er hält die Guitarre im Arme, es ist kein Zweifel. Soll ich ihn ansprechen?"

„Nein."

„Warum nicht?"

„Ich will es selbst thun", sprach die Czarin.

„Um so besser", ermunterte sie ihre Vertraute, „ich will indeß Wache halten, damit uns Niemand überrascht."

Katharina näherte sich rasch dem Bassin. Der Sänger schien sie nicht zu bemerken bis sie vor ihm stand und ihre kleine, von Malern und Bildhauern so sehr bewunderte Hand auf seine Schulter legte. Jetzt zuckte er zusammen und erhob sich in unbeschreiblicher

Verwirrung; er hatte die Kaiserin erkannt, aber nicht das brachte ihn um seine Geistesgegenwart, sondern die gebietende Schönheit des üppigen Weibes, das vor ihm stand und der tiefe herrliche Ton ihrer Stimme.

„Ich danke Ihnen", begann Katharina. „Ihr Lied hat die bösen Geister verscheucht, welche meine Seele gefangen hielten in Trübsinn und Finsterniß. Ihre Stimme hat mich erlöst, diese seltsam süße, wehmüthige Stimme."

„Fort, fort", unterbrach sie in diesem Augenblicke Frau von Ball, „es nahe Schritte vom Palaste her."

Der Sänger beugte ein Knie vor der Czarin, erhob sich dann und verschwand rasch hinter der Taxuswand des nächsten Laubganges.

Die Kaiserin kehrte hierauf mit ihrer Begleiterin in den Palast zurück, sie zeigte sich den ganzen Abend auffallend zerstreut und ging früh zu Bette.

„Das wäre ein Mann, den ich lieben könnte", sagte sie beim Auskleiden plötzlich zu Frau von Ball.

„Wer?" fragte diese.

Katharina gab ihr keine Antwort.

III.

Der Sänger wird entdeckt.

„Wissen Sie, daß ich von ihm geträumt habe?“ waren die ersten Worte der Kaiserin, welche sie am nächsten Morgen sprach, als Frau von Ball bei ihr eintrat.

„Von dem Sänger?“

„Ja, es war ein komischer Traum“, sagte Katharina.

„Hier in meinem Schlafgemache stand der schöne Jüngling vor mir und schwur mir Liebe. Ich aber wehrte ihn ab und sagte: Ich will jene Liebe, welche den Mann zum Sclaven der Geliebten macht, zu ihrem Ritter, der für sie zu sterben versteht. Da nahm er — es ist zu komisch — denken Sie, da nahm er seinen Kopf ab, etwa wie man einen Hut abnimmt und legte ihn vor meine Füße. Jetzt erst bemerkte ich, daß ein Blutstrom aus demselben floß, welcher sich immer mehr ausbreitete, höher und höher stieg und mich zu verschlingen drohte. Ich schrie auf, da war mit einem Male aus dem Blute, das mich umrieselte, ein rother Kaisermantel geworden, welcher majestätisch von meinen Schultern herunterfloß.“

„Ein merkwürdiger Traum“, sprach Frau von Ball.

„Er scheint mir eine Warnung.“

„Wie?“

„Eine Warnung, mich nicht diesem Gefühle hinzugeben, welches seit gestern Abend mein Herz beunruhigt“, entgegnete Katharina I. „und doch, ich muß wissen, wer der Sänger ist, ich will ihn sprechen, forschen Sie nach.“

„Es ist unnöthig, Majestät“, flüsterte Frau von Ball. „Ich kenne jetzt den Sänger.“

„Es ist ein Fremder? Nicht?“ rief die Czarin.

„Es ist mein Bruder Moens de la Croix“, erwiderte Frau von Ball.

„Ihr Bruder!“

„Ja, Majestät.“

Katharina ging in einer Aufregung, welche ihre Vertraute noch nie an ihr bemerkt hatte, in ihrem Schlafgemache auf und ab. Endlich sagte sie: „Ich vertraue Ihnen. Schweigen Sie über Alles, was Sie seit gestern Abend gesehen und gehört haben. Ich will Ihren Bruder in meiner Nähe haben. Ich ernenne ihn zu meinem Pagen und heute noch soll er sein Amt antreten.“

„Welche Gnade, Majestät“, rief Frau von Ball, sich der Monarchin zu Füßen werfend.

„Zeigen Sie sich derselben würdig“, erwiderte Katharina, „indem Sie dieselbe nicht mißdeuten. Schweigen Sie auch Ihrem Bruder gegenüber, er darf nicht wissen, nicht einmal ahnen, welchen Eindruck er mir gemacht hat, denn ich bin entschlossen, dieses Gefühl, das in mir mächtiger zu werden droht als meine Einsicht und mein Wille, zu bekämpfen. Würde ich anders handeln, ich würde nicht allein mich, sondern Moens mit mir verderben und das soll nicht sein. Sie kennen unsern Hof, Sie kennen den Czaren, verletzen Sie unser gefährliches Geheimniß mit keinem Worte, keiner Miene.“

„Majestät können mir in jeder Weise vertrauen“, sagte Frau von Balt.

„Stehen Sie auf“, gebot Katharina. „Staunen Sie auch nicht darüber, daß ich Moens in meiner Nähe haben will; sein liebes Antlitz, seine wunderbare Stimme werden mir den Kampf erleichtern. Er muß mir, jedesmal wenn Trübsinn mich befällt oder mein Herz wankend wird, eines seiner Lieder singen, das wird mich stärken, erheben, mir neue Kraft geben zum Kampfe mit mir selbst. Und endlich, lachen Sie nicht über mich, ich bin kein junges Mädchen mehr, ich weiß es, aber ich liebe dennoch zum ersten Male, dies wird mich vielleicht in Ihren Augen rechtfertigen.“

„O, Majestät!“ rief die Vertraute.

„Gehen Sie jetzt und bringen Sie mir Ihren Bruder“, schloß die Czarin.

Frau von Ball suchte auf der Stelle Moens auf. „Die Kaiserin hat Dich zu ihrem Pagen ernannt“, rief sie ihm zu. Der junge, bescheidene Mann fand im ersten Augenblick kein Wort der Erwiderung, kein Zeichen der Freude.

„Nun, Du jubelst nicht“, fuhr Frau von Ball fort, „Du machst sogar ein recht einfältiges Gesicht. Mein Kind, Du weißt vielleicht nicht, was diese Ernennung bedeutet? Sie heißt so viel, als die Kaiserin ist Dir gewogen und Katharina liebt Dich!“

„Katharina!“ schrie Moens auf, „Katharina liebt mich?“

„Nun, was ist da so Besonderes daran“, entgegnete Frau von Ball, „es ist nicht das erste Mal, daß eine Monarchin ihren Unterthan, ihren Diener liebt. Aber vorläufig darfst Du ihr nicht merken lassen, daß Du etwas von ihrer Leidenschaft für Dich weißt, denn sie will sich bezwingen. Sie fürchtet Peter den Großen, das ist Alles.“

„Sie hat recht“, murmelte Moens, „ich zittere bei dem Gedanken schon, für — sie, nicht für mich, denn ich würde mein Leben gern für sie hingeben.“

„Dein Leben und Du zitterst für — sie“, wiederholte Frau von Ball, „Du liebst also Katharina?“

Moens blieb stumm.

„Du liebst sie“, murmelte die Schwester, „um so besser. Du wirst also, was ich beabsichtigt habe, gern und freudig thun.“

„Wie?“

„Du mußt die Czarin vollkommen erobern“, flüsterte Frau von Ball; „Peter der Große kann unmöglich lange mehr leben, dann besteigt Katharina den Thron und wir regieren mit ihr Rußland.“

„Welche tollen Gedanken, welche gefährlichen Pläne“, rief Moens, „nie werde ich mich zu ähnlichen Intriguen mißbrauchen lassen. Ich liebe nicht die Czarin, ich liebe Katharina, das schöne, liebenswürdige Weib.“

„Du bist ein Kind, wir reden noch mehr davon, zieh' Dich jetzt schön an, wir gehen zur Kaiserin“, sagte Frau von Ball. Sie dachte jetzt nur daran, ihren Bruder herauszuputzen; der flüchtige Eindruck im Parke mußte erneuert und verstärkt werden, das war ihr vor Allem klar. Alles Weitere, dachte die ehrgeizige Frau, müßte sich von selbst machen, wenn nur die Kaiserin erst Moens wirklich liebe. Frau von Ball half dem auf das Höchste Verwirrten sein Halstuch binden und machte ihm dann eine kühne Frisur.

Endlich war er fertig und konnte ihr in den Palast folgen. Katharina, die sonst so kluge, kalte Frau, war unfähig ihre Bewegung zu verbergen, als Frau von Ball mit ihrem Bruder eintrat; flammende Röthe bedeckte ihre Wangen und stieg bis zu der gebieterischen Stirn empor, ihr Busen flog heftig auf und ab und ihre Augen flammten dem Geliebten entgegen.

Es wurden nur wenige ceremonielle Worte gewechselt, dann entließ die Czarin ihren neuen Pagen mit einer leichten Handbewegung.

Von diesem Augenblicke an blieb Moens de la Croix jedoch beinahe ununterbrochen in der Nähe Katharina's, freilich nie, ohne daß seine Schwester Zeuge ihres Beisammenseins gewesen wäre. Um ihn zu sehen, zu sprechen, erfand die Czarin tausend kleine Dienstleistungen, denen sich Moens mit einer Begeisterung unterzog, welche nur aus wahrer Liebe zu ihr entspringen konnte. Nicht zwei Wochen waren vergangen, und es konnte im Hause der Kaiserin, am Hofe nichts geschehen ohne den Pagen Moens und folglich ohne seine herrschsüchtige Schwester, welche die Zügel immer mehr an sich riß und auf diese Weise bald Anlaß zur allgemeinen Unzufriedenheit gab; aber Katharina hörte nichts, wollte nichts hören. Sie war glücklich zum ersten Male in ihrem so reich bewegten Leben und

doch nahte ihr Moens nur als ergebener Diener und berührte nie mehr als die Spitzen ihrer rosigen Finger, wenn sie ihm ihre schöne kleine Hand zum Kusse reichte.

Wenn der Abend kam, saß der schöne Page auf einem Schemel zu den Füßen seiner Gebieterin und sang ihr italienische und französische Lieder oder las ihr vor. Er begleitete sie zu Pferde, wenn sie ausritt, er mußte ihr das große Portefeuille nachtragen in den Senat. Von Tag zu Tag wurde die Leidenschaft der mächtigen Frau zu dem schönen, edelgesinnten jungen Manne größer und größer, aber noch immer war ihr Wille stärker als ihr Herz, ihr Blut.

Noch immer fürchtete sie ihren Gatten mehr als sie Moens liebte.

IV.

Bruder und Schwester.

Das Zimmer, welches Moens seit seiner Ernennung zum Pagen der Czarin im kaiserlichen Palaste bewohnte, machte bei Weitem mehr den Eindruck, einem jungen Mädchen als einem jungen Manne zu gehören. Statt

Rapieren und Pistolen, welche damals ausschließlich die Wände junger Cavaliere zierten, sah man hier englische Holzschnitte in schwarzen Holzrahmen, allerlei Liebesscenen aus Shakespare darstellend, Romeo und Julia, Hamlet und Ophelia, Othello und Desdemona, Petruchio und das böse Käthchen. Die Mitte der Stube nahm ein kleines Clavier ein, dessen Tasten im Geschmacke der Zeit mit Perlmutter ausgelegt waren, die Fenster waren mit Blumenstöcken gefüllt und statt eines Jagdhundes oder einer Dogge, spazierte ein zärtliches Pärchen rothfüßiger gurrender Turteltauben auf der Diele auf und ab.

Es war früh am Morgen; Moens saß in einem leichten, seidenen Schlafrock, das lange Haar in wirren Locken bis über die Schultern hinab, in einem altväterischen Lehnstuhl und spielte die Laute, welche für ihn zu sprechen schien, denn die Melodien, welche er ihr entlockte, stimmten vollkommen zu dem halb verlorenen, schwermüthigen Ausdruck seines bleichen Gesichts.

Plötzlich wurde die Thüre lebhaft geöffnet und mit leichtem, elastischem Schritt, frisch und munter, im koketten Morgenneglígee, trat Frau Ball herein. Sie betrachtete ihren Bruder, der kaum den Kopf zu ihr gewendet hatte, mit spöttischen Erstaunen, trat endlich

ganz nahe vor ihn hin und legte ihm die Hände auf die Schultern.

„Verliebter Träumer! Wie befinden wir uns“, begann sie lächelnd.

„Herzlich schlecht“, erwiderte Moens leise, „aber ich hoffe, dieser qualvolle Traum, den wir Leben, und mit ihm der noch weit grausamere, den wir Liebe nennen, wird bald ausgeträumt sein.“

„Moens, Kind!“ rief die Schwester mit einem Male ernsthaft. „Bist Du verrückt? Den Kopf hängen lassen, weil man eine Kaiserin liebt und von ihr geliebt wird, das ist zu toll. Einen Andern würde sein Glück übermüthig machen und Dich scheint es niederzudrücken.“

„Du nennst Glück, was mich um alle Fröhlichkeit gebracht hat, und mir als letztes einziges Ziel ein frühes Grab zeigt“, murmelte Moens.

„Grillen, nichts als Grillen eines jugendlichen Kopfes, in dem noch Alles wirr durcheinander sprießt, Blumen des Geistes und abscheuliches Unkraut. Du warst von je ein Schwärmer. Als Kind schon strecktest Du auf den Armen Deiner Amme die Händchen nach dem Mond aus, wenn sein silbernes Antlitz hereinblickte“, erwiderte die Schwester, indem sie sich auf den Schooß des melancholischen Pagen setzte und die Arme um

seinen Nacken schlang. „Ich will Euch beide bald von dieser Krankheit, die Euch befallen hat, heilen. Ja, ja, die Czarin seufzt auch von früh bis Abend wie ein junges Mädchen, das zum ersten Male einen Schnurrbart auf seinen Lippen gefühlt hat, und in der Nacht spricht sie aus dem Schlafe: Moens, mein theuerer Moens. Ich sage Dir, sie ist verliebt, ganz toll ist sie in Dich. Benutze also, was die Gunst des Schicksals —".

„Niemals", unterbrach Moens seine Schwester, „im Gegentheil, ich leide zu sehr in ihrer Nähe, und wenn ich ihr nicht ganz gleichgiltig bin, so wird ihr das Verständniß für meinen Zustand nicht ganz fehlen und sie wird mich entlassen. Ich will fort, weit fort, wo ich sie nicht sehe, wo kaum ihr Name an mein Ohr schlägt, ich will in den Krieg, zur Armee des Czaren."

„Kind, was fällt Dir ein?" rief Frau von Ball aufspringend.

„Es ist kein Einfall, es ist ein Entschluß."

„Du willst fort?"

„Du hörst, zur Armee, ich will sehen, ob mir nicht der Pfeil eines Persers das wilde Blut, das Herz zur Ruhe bringt", erwiderte der schöne Page, indem er

aufstand und, die Arme auf der Brust verschränkt, im Gemache auf und ab ging.

„Und wenn Katharina Dich nicht von sich läßt?“ fragte Frau von Ball schalkhaft.

„Sie wird mich ziehen lassen.“

„Nein, sag' ich Dir.“

„Dann werde ich fliehen.“

„Es ist nicht zu glauben, Du wärst im Stande Dein Glück mit Füßen zu treten“, rief die Schwester, deren Herrschsucht mit dem Zartgefühl des schönen Pagen nichts gemein hatte.

„Ich habe einen Brief an die Czarin geschrieben, in welchem ich sie um meine Entlassung aus ihrem Dienste und um Einreihung in die Armee bitte“, entgegnete Moens.

Frau von Ball brach in ein lautes Gelächter aus.

„Lache nur“, fuhr Moens fort, „Dir mag es lächerlich erscheinen, die Gunst einer Monarchin, welche zugleich das schönste Weib ihres weiten Reiches ist, zurückzuweisen, aber ich bin noch nicht genug von der Hofluft verdorben, um zu begreifen, daß ich ohne Gewissensbisse die Frau eines Andern, die Gemahlin meines Kaisers lieben darf.“

„Wie moralisch“, rief Frau von Ball noch immer lachend. „Laß mich also Deinen Brief lesen.“

„Hier ist er —“.

Frau von Ball entfaltete das Papier, das ihr Bruder ihr eingehändigt hatte, und las:

„Majestät!

Die hohe Gunst und Gnade, welche mir Eure Majestät bis jetzt so huldreich gezeigt haben, ermuthigt mich, eine demüthige Bitte zu den Füßen Eurer Majestät niederzulegen. Die Hofluft beängstigt mich, meine Seele ist krank geworden, seitdem ich dieselbe athmen muß. Ich beschwöre Eure Majestät, mich aus Ihrem persönlichen Dienste zu entlassen und mir gnädigst ein Officierspatent in der Armee, welche gegen die Perser kämpft, zu verleihen. Dort kann ich zugleich Eurer Majestät und dem Staate dienen. Ueberzeugt, daß meine Bitte ein geneigtes Gehör finden wird, danke ich Eurer Majestät in vorhinein auf meinen Knieen und werde nie aufhören, Eure Majestät zu segnen und zu preisen, als Eurer Majestät treuester Unterthan und ergebenster Sclave

Moens de la Croix.“

„Sehr gut“, rief Frau von Ball, nachdem sie das Document zu Ende gelesen, „mein aimabler Bruder macht Fortschritte, ein Stil, um den Dich jeder Oberst-hofmeister beneiden könnte. Willst Du diesen Wisch höchst-eigenhändig der Czarin übergeben?“

„Nein, ich wollte Dich bitten —“, sprach Moens zögernd.

„Mich?“ — ein schelmisches Lächeln umspielte den schönen Mund der jungen Frau, welche sich an einem plötzlichen Einfall zu erheitern schien — „eigentlich sollte ich es nicht thun, aber ich liebe Dich, Moens, ich liebe Dich wahrhaftig, und so will ich Deinen Brief der Kaiserin übergeben.“ Sie steckte ihn zu sich, küßte ihren Bruder auf die Stirne und verließ dann rasch seine Stube, um zu der Czarin zu eilen.

V.

Eine Monarchin, die nicht lesen kann.

Die Czarin Katharina I. war in ihrem Garderobezimmer damit beschäftigt, vor einem in Gold gefaßten Spiegel französischer Arbeit alle jene kleinen Künste anzuwenden, welche der Schönheit einer Frau eine gewisse Ewigkeit verleihen. Endlich schien sie fertig, sie betrachtete sich mit einem Wohlgefallen, das sie noch reizender machte, als sie schon in der That war. „Ist es nicht sträflich, daß ich mich schön mache“, begann sie, zu ihrer Vertrauten gewendet, „während mein Gemahl im Felde ist und vielleicht Entbehrungen

leidet, ist es nicht geradezu verbrecherisch, daß ich mich für einen Mann schön mache, der nicht mein Gatte ist und von dem ich weiß, daß seine Phantasie sich mehr als erlaubt mit mir beschäftigt?"

„Was wäre da für ein Verbrechen zu suchen", erwiderte Frau von Ball, „wir Frauen wollen alle und wo möglich Allen gefallen, nicht allein unserem Anbeter oder Gatten, warum sollte die Krone unseres Geschlechtes eine Ausnahme machen?"

„Sie entschuldigen mich, statt mich zurecht zu weisen."

„Gewiß und noch mehr."

„Noch mehr", fiel die Czarin ein, „Sie glauben also, daß ich weniger wage, als ich wagen könnte?"

„Ich würde in Ihrem Falle nicht so bedenklich sein."

„Sprechen wir offen, liebe Ball, ganz offen", erwiderte Katharina, „ich mache nur noch für einen Toilette, ich will schön sein wie eine Göttin für Ihren Bruder, Moens will ich gefallen, keinem andern, und nicht allein gefallen, ich möchte ihn entzücken, ich möchte ihn wahnsinnig machen."

„Dann, Majestät", fiel Frau von Ball ein, indem sie eine neue, prachtvolle Robe, welche sie auf dem Arme hatte, lächelnd entfaltete, „ist dieses herrliche Kleid überflüssig, denn Moens kennt nur noch einen Gedanken, nur noch eine Empfindung: Katharina!"

„Er liebt mich“, schrie die Kaiserin auf, indem sie sich erhob. „Aber nein, nein, es darf ja nicht sein. Nie darf er wagen, mir von seinen Gefühlen zu sprechen, nie soll er erfahren, wie theuer er mir ist.“

„Warum nicht?“

„Warum“, entgegnete die Kaiserin, „weil es ihm, weil es mir den Kopf kosten könnte.“

„Deshalb nur?“ rief Frau von Ball, „dann können Sie unbesorgt sein. Wer soll ein Geheimniß enthüllen, das nur wir drei kennen?“

„Auch wäre es eine große Sünde“, verbesserte sich Katharina.

„Eine Sünde, von der Niemand weiß“, lachte die frivole Hofdame, „ist keine Sünde.“

„O! ich bin recht unglücklich“, seufzte die mächtige Frau und war im Begriff, ihre Hände gegen ihr Antlitz zu pressen; da fiel es ihr aber zu rechter Zeit ein, daß sie die kunstvolle Schminke verwischen würde und sie ließ ihre Arme wieder herabsinken.

„Unglücklich“, wiederholte Frau von Ball, „die Schönste Ihres Geschlechtes, eine Kaiserin, eine Frau, die liebt und von dem Manne, den sie erwählt hat, angebetet wird!“

„Was hilft das Alles, ich muß mir doch versagen, was das Beste, Köstlichste am Leben ist“, klagte die

Czarin, während Thränen in ihre Augen traten. Sie war verliebt, wie nur je ein junges Mädchen, eine süße Unruhe, eine ahnungsvolle Sehnsucht hatte sich ihrer Seele bemächtigt. Wenn sie Moens nicht sah, fühlte sie unbeschreibliche Qualen und war er bei ihr, so befiel sie eine namenlose Angst, sich zu vergessen, sich ganz zu verlieren und sie athmete für einen Augenblick auf, wenn er sie verließ.

„Ich habe nicht gewußt, ja nicht einmal geahnt, was Liebe ist“, fuhr die Czarin fort, „es ist zugleich das Seligste und Schmerzlichste, was über den Menschen kommen kann. Ist es möglich, daß ein Mann solche Macht über ein Weib gewinnt, wie dieser Moens über mich. Hören Sie mich und glauben Sie mir, denn es ist mein voller, schmerzlicher Ernst, ich wollte, ich könnte alle diese Abzeichen der Gewalt und des Reichthums von mir werfen, ich möchte wieder die arme Leibeigene sein, aber dafür in seinen Armen liegen, ohne ihn ist das Leben trostlos. Lieber sterben.“

Die Kaiserin weinte.

Frau von Ball wagte es lange Zeit nicht sie in ihrem Schmerze zu stören. „Majestät“, begann sie endlich, „zweifeln offenbar an Moens' Treue, an meiner Verschwiegenheit.“

„Keinen Augenblick“, gab Katharina zur Antwort, „aber ich täusche mich nicht über die Gefahren, denen ein Einverständniß mit Moens uns Alle preisgeben würde.“

„Majestät sind also entschlossen, diese Liebe zu bekämpfen?“

„Fest entschlossen“, erwiderte Katharina, „ich muß das beste Gefühl, das je von meinem Herzen Besitz ergriffen hat, ausrotten um jeden Preis.“

„Dann zögere ich nicht länger, Eurer Majestät dieen Brief meines Bruders zu übergeben, worin er um eine Entlassung als Page und um Versendung zur Armee bittet“, sprach Frau von Ball, während ihre Augen einen eigenthümlichen Ausdruck von Falschheit annahmen; sie spielte offenbar die letzte Karte aus und berechnete einen bösen Coup. Mit einer tiefen Verbeugung überreichte sie der Monarchin das Schreiben.

„Er will fort“, murmelte Katharina, „ganz fort?“

„Und für immer“, fügte Frau von Ball boshaft hinzu.

„Das steht Alles in diesem Brief?“ seufzte die Czarin, denselben erbrechend und langsam entfaltend. „Armer Freund! Was schreibt er mir also, Sie wissen, daß ich nicht lesen kann, lesen Sie mir seinen Brief vor.“

Die intriguante Hofdame nahm ehrerbietig das Schreiben aus der Hand der Monarchin und begann es laut zu lesen; aber es lautete ganz anders, als der bescheidene Moens geschrieben; sie las aus dem Papier heraus, was ihr zu ihren Zwecken am dienlichsten schien.

„Majestät! Ich weiß, daß es eine Beleidigung Ihrer hohen Würde ist, was ich hier wage, aber ich will lieber sterben, als länger schweigen. Schicken Sie mich auf das Schaffot oder nach Sibirien, wenn ich Ihren Zorn zu sehr errege, aber erfahren Sie vorher, daß ich Sie liebe, Sie anbete, so wahnsinnig wie nur je ein Mann ein schönes Weib angebetet hat. O! dürfte ich nur einziges Mal mich vor Ihnen niederwerfen, Ihre Füße küssen, aber ich weiß, es wäre ein zweites Verbrechen. Schicken Sie mich auf das Schaffot; wollen Sie aber Gnade üben, so senden Sie mich zu unserer glorreichen Armee, welche eben siegreich gegen die Perser kämpft. Dort wird mein Herz Ruhe finden, Erlösung durch den Tod, den ich suchen werde wie eine Geliebte. Ihr verzweifelter Unterthan und Diener

Moens de la Croix."

„Sind Sie zu Ende?"

„Ja, Majestät."

„Armer Junge, wie er mich liebt", seufzte Katharina, „aber er hat recht, er soll, er muß fort."

„Ich darf also sagen, daß Eure Majestät seine Bitte gnädig erfüllen wollen?"

„Ja, er soll ein Patent haben; ehe er aber zur Armee abgeht, könnte ich—". Katharina wagte es nicht, den Gedanken, welcher sich ihrer bemächtigt hatte, auszusprechen.

Die Vertraute schwieg gleichfalls, aber ein unmerkliches Lächeln erhellte ihre Züge.

„Er geht ja fort für immer", rief die Czarin plötzlich entschlossen „und wie sagten Sie? Eine Sünde, von der Niemand weiß, ist keine Sünde; ich will ihn sehen, ehe er uns verläßt, aber allein und ganz im Geheimen, verstehen Sie mich?"

Frau von Ball verneigte sich demüthig; das Spiel war gewonnen.

VI.

Das erste Tête à Tête.

Eine Stunde später erschien die Hofdame bei ihrem Bruder, dem Pagen und überreichte ihm schweigend ein versiegeltes Couvert.

„Ist dies für mich?" fragte Moens.

„Für Dich, für wen sonst", gab Frau von Ball ziemlich barsch zur Antwort.

Moens brach das Siegel, das Couvert enthielt ein Officierspatent.

„Das Uebrige mündlich", fuhr die Hofdame fort; „die Kaiserin ist auf das Höchste beleidigt und erzürnt darüber, daß Du so ohne Weiteres ihren Dienst aufgibst, sie befiehlt Dir, Morgen schon den Hof zu verlassen und wenn Dir Dein Kopf lieb ist, Dich nie mehr vor ihr blicken zu lassen. Damit ist mein Auftrag erfüllt." Die Seidenrobe rauschte zornig der Hofdame nach, als dieselbe hierauf mit großen Schritten aus dem Zimmer ihres Bruders eilte.

„Vorbei", murmelte Moens, „vorbei."

Er saß kurze Zeit in Gedanken versunken, Thränen glänzten an seinen Wimpern, dann raffte er sich auf und ging in die Stadt, seine Equipirung zu besorgen.

Als er zurückkehrte, fand er auf seinem Tische einen Brief; die Adresse verrieth eine Damenhand. In dem Briefe lag ein kleiner Schlüssel, Moens betrachtete ihn erstaunt und las dann:

„Eine Dame, welche Sie liebt, wünscht Sie vor Ihrer Abreise zu sprechen. Dieser Schlüssel öffnet die Thür des kleinen, weißen Pavillons, welcher im Parke

in der Nähe des Neptunbassins steht. Schlag elf Uhr Nachts werden Sie erwartet."

Der schöne Page lächelte wehmüthig, legte den duftigen Brief wieder auf seinen Tisch und beschloß bei sich, von der liebenswürdigen Einladung keinen Gebrauch zu machen. Zum Glück oder eigentlich zum Unglück kam seine Schwester und sah den Brief.

„Was hast Du da?" fragte sie.

„Sieh selbst."

„Du nimmst das Rendezvous doch an?" sprach sie dann.

„Nein."

„Bist Du von Sinnen", schrie Frau von Ball auf, „Du wirst bei dem Rendezvous erscheinen, wenn Dir Dein Leben lieb ist."

„Wie soll ich das verstehen", stammelte Moens.

„Die Kaiserin ist ohnehin für Dich verloren", erwiderte die Hofdame, „laß' also die schöne Gelegenheit, eine neue Protectorin zu finden, ja nicht vorübergehen."

„Ich suche auf dieser Erde Nichts mehr als den Tod", entgegnete Moens.

„Wie es Dir gefällt", spottete die ehrgeizige Schwester, aber versäume mir ja nicht das Rendezvous. Oder noch besser, ich hole Dich, wenn es Zeit ist."

Eine Viertelstunde vor elf Uhr klopfte sie in der That an die Thür ihres Bruders, welche sie von innen versperrt fand. Zuerst gab der Page keine Antwort, dann bat er sie, ihn in seinem Schmerze nicht zu stören; erst auf vieles und dringendes Zureden von ihrer Seite öffnete er und kleidete sich an.

„Ich verlange ja nicht, daß Du Deine geheimnißvolle Beschützerin liebst", sagte Frau von Ball, „aber es ist doch in der Art, ihr zu danken und klug sich ihrer Theilnahme für die Zukunft zu versichern." Sie hing ihrem Bruder den Mantel um die Schultern und setzte ihm den dreieckigen Federhut auf, dann zog sie ihn mit sich fort, durch die dunklen Gänge, eine geheime Treppe hinab und schloß ein ihm unbekanntes Pförtchen auf, das in den Garten führte. Am entgegengesetzten Ende desselben lag der weiße Pavillon. Die zuvorkommende, dienstfertige Schwester stieg rasch die drei kleinen Stufen, welche zu demselben führten, empor und öffnete. Moens trat ein; in dem Augenblicke umfingen ihn zwei volle, weiche Frauenarme und zu gleicher Zeit sperrte Frau von Ball die Thüre hinter ihm.

Er war gefangen.

Es faßte ihn zugleich Angst und Wuth, aber nicht zu lange, denn schon beruhigte ihn der süße, wohl-

bekannte Ton einer tiefen Frauenstimme, welche zu ihm sprach und der warme, duftige Athem, der seine Wange streifte, berauschte seine Sinne wie Blumenduft.

„Ich danke Ihnen, Moens, daß Sie gekommen sind“, begann die Stimme, „daß Sie mir, wenn auch einmal nur, ein einziges Mal, Gelegenheit geben, unter dem Schutze der Nacht Ihnen zu sagen, daß ich Sie liebe und wie ich Sie liebe. O! Sie ahnen nicht, von welchen entsetzlichen Qualen mein Herz zerrissen wird; ich soll Sie verlieren, vielleicht für immer, ehe Sie noch mein waren, aber ich will alle Bedenken, alle Pflichten bei Seite werfen, ich kann nicht von Ihnen lassen, mag auch die Welt untergehen.“

Moens stürzte auf die Knie nieder und bedeckte die Hände der verliebten Frau mit Küssen.

„Liebst Du mich?“ flüsterte sie.

„Ob ich Dich liebe?“ rief Moens, „weshalb fliehe ich Dich, den Hof, ja das Reich, weshalb suche ich den Tod?“

„Du darfst nicht sterben, Moens“, murmelte sie, „Du mußt leben, für mich.“

„Für Dich? Du sagst das, Du? Und es ist Dein Wunsch, daß ich bleibe“, stammelte der Page.

„Mein Wunsch, mein Wille“, erwiderte sie rasch

und gebieterisch, „ich befehle Dir zu bleiben, ich Deine Herrin, Deine Kaiserin."

VII.

Verrath.

Moens ging in Folge des Stelldichein im weißen Pavillon nicht zur Armee, sondern blieb am Hofe und war durchaus nicht böse, anstatt am Wachtfeuer auf feuchter, kalter Erde, in den Armen des herrlichen Weibes zu liegen. Er war so glücklich in dem Besitze Katharina's, daß er nicht im Entferntesten daran dachte, die Gunst der Kaiserin in irgend einer Weise für sich auszubeuten, um so mehr nutzte seine herrschsüchtige Schwester die Schwäche der Monarchin aus, sie riß allmälig die Zügel ganz an sich, dominirte bald offen den Hof und begann auch in allen öffentlichen Angelegenheiten ihren Einfluß geltend zu machen. Die Folge war, daß die Geschwister, welche für allmächtig galten, in kurzer Zeit den allgemeinen Haß auf sich geladen hatten und man den Ursachen nachzuforschen begann, denen sie ihre beispiellose Macht über die Kaiserin zu danken hatten.

Niemand war mehr beunruhigt durch die neuen Günstlinge Katharina's als Mentschikoff; aber äußerlich ver-

stand er es vortrefflich, seine an Gleichgiltigkeit grenzende Würde zu bewahren.

Zum ersten Male verlor er seine Fassung Rumianzoff gegenüber, als ihm dieser eine Andeutung darüber machte, daß die Kaiserin Moens liebe und derselbe ihr beglückter Anbeter sei. Da durchmaß er sein Zimmmer mit großen Schritten, prügelte seine Diener und zerschlug mit dem Knopf seiner Reitpeitsche einen prachtvollen venetianischen Trumeauspiegel in Trümmer.

Kaum hatte ihn Rumianzoff verlassen, so berief der Fürst einen Mann, der ihm schon wiederholt große Dienste geleistet hatte, seinen Spion Iwan Golowka. Von leibeigenen Eltern stammend, unter der niedrigsten Hefe des Petersburger Pöbels aufgewachsen, hatte dieser, mit echt russischer Schlauheit, Gewandtheit und Menschenkenntniß begabt, in die Paläste der Vornehmen, ja bis in die Nähe des Monarchen zu dringen verstanden, es gab in Petersburg keine Person, die ihm fremd war, kein Lebensverhältniß, das er nicht kannte.

Diesem Manne übertrug Mentschikoff die schwierige Aufgabe, in das Geheimniß einzudringen, welches das ungewöhnliche Verhältniß der Geschwister La Croix zur Monarchin umgab.

Nach wenigen Tagen schon kam der Spion und

wurde von dem Fürsten in seinem Cabinet empfangen.

„Nun, was bringst Du?" rief ihm Mentschikoff schon von weitem entgegen.

„Wenig, Eure Excellenz, wenig, oder so zu sagen Nichts!" erwiderte Iwan schmunzelnd.

„Weshalb kommst Du dann?"

„Nun, man hört so Manches, wenn man unter die Leute kommt und Eure Excellenz wissen, die Stimme des Volkes ist die Stimme Gottes."

„Was sagt also das Volk, Du Dummkopf", schrie der Fürst ungeduldig.

„Das Volk meint, Ihre Majestät hätte in Abwesenheit Ihres Herrn, gleich der Czarin in dem alten Liede, einen jungen, schönen Mann in ihren Dienst genommen, um sich mit ihm ein wenig die Zeit zu vertreiben."

„Ist das Alles?" schrie Mentschikoff.

„Für heute wohl", erwiderte Iwan.

„Dann auf der Stelle aus meinen Augen, Du Hundeseele!" schrie der Fürst, „Du Rabensohn, willst Du mit mir Deinen Scherz treiben?" und er sprang auf den Spion los und stieß ihn mit Fußtritten zur Thür hinaus.

Schon am nächsten Tage brachte Iwan, durch die

Liebesbeweise, welche ihm der Fürst gegeben, sichtlich gehoben, nähere Daten.

„Ich kenne den Ort, wo die Czarin mit dem Pagen ihre Zusammenkünfte hält“, schloß er seinen Bericht, „wenn Sie wollen, Väterchen, sollen Sie sich selbst von Allem überzeugen und zwar noch in dieser Nacht.“

„Gut, ich will mit Dir gehen, aber der Teufel soll Dich holen, wenn Du mir einen Streich spielst“, murmelte Mentschikoff. „Ich werde Sie nach zehn Uhr abholen, Väterchen“, lächelte Iwan.

Der Fürst nickte gnädig, damit war der Spion für diesmal entlassen. Mentschikoff befand sich, seitdem er an dem Liebeshandel der Czarin mit Moens nicht mehr zweifeln konnte, in einer grenzenlosen Aufregung, wie ein junger Ehemann, der an der Treue seiner Gattin irre zu werden beginnt, wurde er von den heftigsten Qualen der Eifersucht gefoltert; er nahm weder Speise noch Trank zu sich und Alles, das Unscheinbarste reizte seine Wuth.

So kam die Nacht heran. Als es zehn Uhr schlug, trat Iwan Golowka durch die geheime Thür in das Cabinet des Fürsten.

„So spät“, schrie Mentschikoff, „Du verdienst die Knute, Schurke.“

„Es ist zehn Uhr, Euere Excellenz", erwiderte der Spion.

„Hättest Du nicht um neun Uhr kommen sollen?"

„Nein, um zehn", gab Iwan ruhig zur Antwort.

„Ja, ja, Du hast recht", entgegnete Mentschikoff, „aber jetzt ist es zehn, was zögerst Du noch, sie entkommen uns."

„Sie entkommen uns nicht", sprach Iwan. „Die Kaiserin kommt um elf Uhr zu dem Stelldichein, der Page ein wenig früher. Wir werden um halb elf Uhr zur Stelle sein und alle Zeit haben, unseren Posten, von dem aus wir sie belauschen, gut zu wählen."

„Also vorwärts", gebot Mentschikoff.

„Noch nicht, Väterchen", sprach der Spion, „diese Kleider mit dem vielen glitzernden Golde würden Sie verrathen." Er packte den schlichten Anzug eines russischen Muschik aus, den er in einem Tuche mitgebracht hatte und half dem Fürsten denselben anlegen. Dann drückte Mentschikoff die Ottermütze tief in die Stirne, hüllte sich in einen dunklen Mantel und verließ mit Iwan auf geheimen Wegen den Palast.

Der Spion führte ihn um denselben herum in eine finstere, schmutzige Straße, welche den rückwärtigen Theil des kaiserlichen Gartens einsäumte. An der Mauer desselben lag ein großer Steinhaufen, da

gegenüber das Haus eines reichen Kaufmannes gebaut wurde. Die Beiden erkletterten denselben und konnten nun bequem in den Garten blicken, den kleinen weißen Pavillon sowohl als die beiden Wege, welche zu demselben führten, übersehen.

„Wie spät ist es", begann Mentschikoff nach einer Weile, „die Zeit verstreicht entsetzlich langsam."

„Eure Excellenz würden einen sehr schlechten Späher abgeben", erwiderte Iwan; „denn es fehlt Ihnen an dem Wichtigsten, an Geduld."

„Wenn Dir so zu Muthe wäre, wie mir, Zigeunersohn", fluchte der Fürst, „Du würdest auch die Minuten zählen."

Träge schlich Viertelstunde auf Viertelstunde dahin, endlich nahten Schritte, der Kies knisterte verrätherisch unter dem Fuße des schönen Pagen. Er war in einen dunklen Mantel eingewickelt, der Hut bedeckte die Stirne und warf einen tiefen Schatten über die Augen. Dennoch erkannte ihn Mentschikoff auf der Stelle. Moens stieg die Stufen des Pavillons empor, öffnete leise die Thür und verschwand in demselben.

Wieder einige Minuten ängstlichen Harrens, dann knisterte der Kies von Neuem.

Diesmal war es eine Dame, in einen großen Pelz gehüllt, den Kopf von einem Schleier umgeben.

Mentschikoff konnte nicht zweifeln, er kannte die Umrisse dieser Gestalt, diesen etwas schwankenden Gang nur zu genau, es war Katharina. Auch sie betrat den Pavillon, dann war lange Zeit Alles still.

„Gehen wir", begann der Spion, „Eure Excellenz scheinen zu frieren."

„Was fällt Dir ein?"

„Sie zittern ja am ganzen Leibe und klappern mit den Zähnen", meinte Iwan.

Der Fürst antwortete ihm mit einem Faustschlag in's Genick.

„Ich will bleiben, bis sie den Pavillon verlassen", sagte er nach einer Weile.

Iwan schwieg.

Es schlug Mitternacht, es schlug ein Uhr Morgens, zwei Uhr.

„Die Zwei scheinen sich sehr gut zu unterhalten", flüsterte der Spion.

Diesmal schwieg Mentschikoff.

Es war nahe an drei Uhr Morgens, als die Kaiserin, diesmal an dem Arme des Pagen, den Pavillon verließ. Nachdem sie einige Schritte gethan, legte sie ihre kleine weiche Hand auf die Schulter des Glücklichen und sprach: „Moens, gute Nacht."

Mentschikoff seufzte tief auf und preßte die glühende Stirn an die eiskalte Gartenwand.

VIII.

Peter der Große und sein Weib.

Je mehr die Liebe in den Herzen der Beiden wuchs, die sich auf den Stufen des Thrones, wo sonst nur kalte Berechnung und üppige Herrschsucht herrscht, gefunden hatten, um so mehr vernachlässigten sie jede Vorsicht. Es schien in ihnen eine Ahnung rege, daß ein so leidenschaftsvolles, übermenschliches Glück, wie sie es sich gegenseitig gaben, nicht von Dauer sein könne und es trieb sie eine innere wunderbare Gewalt, die Spanne Zeit, die ihnen und ihren Wonnen zugemessen war, auszunutzen, den Kelch der Freuden auszuleeren bis zur Neige, ehe er gewaltsam von ihren Lippen weggezogen würde. Moens ging unangemeldet bei der Kaiserin ein und aus und der ganze Hof, der neidisch zischelte und grollte, warf ihm süße Schmeicheleien zu, gleich Bonbons und beugte sich vor dem erklärten Günstling Katharina's und seiner Schwester, welche, während die Beiden träumten und schwelgten, mit starker Hand die Zügel der Herrschaft im Palaste wie

im Reiche an sich gerissen hatte. Frau von Ball war klug genug, den Vortheil, den ihr die Liebe der Monarchin zu ihrem Bruder gab, auszubeuten, aber nicht klug genug, ihre Macht zu verbergen. Offen vor aller Welt, mit schamloser Stirne übte sie ihre Protectionen und sie ging noch weiter, sie begann Officierspatente und Aemter, sowie Orden zu verkaufen.

Die Czarin, von Personen, die es ehrlich mit ihr meinten, gewarnt und von dem Umfug, den die Schwester ihres schönen Pagen trieb, unterrichtet, schien denselben nicht bemerken zu wollen. Die sonst so kluge, nüchterne Frau hatte alle Besinnung verloren. Sie ging wie eine, die im Schlafe wandelt, durch die Säle des Czarenpalastes, wenn Moens nicht in ihrer Nähe weilte; sie lebte nur noch, wenn er zu ihren Füßen lag; dann hielt sie mit ihm ihre Welt in den Armen.

Es war an einem trüben Herbstmorgen. Die Bäume begannen ihr roth und gelbes Laub abzuwerfen und die Krähen zogen in schwarzen Schaaren den Städten zu und umflatterten gleich düsteren Boten des Unheils den Palast.

Die Czarin hatte kaum ihr von asiatischer Pracht schwellendes Lager verlassen, ihr noch durch keinen Puder entstelltes rothblondes Haar mit einem himmelblauen Seidenbande in einen herrlichen goldschim-

mernden Knoten geschlungen und ein leichtes weißes mit Spitzen besetztes Morgengewand umgeworfen, als sie Moens zu sich kommen ließ. Der schöne Page war bereits im vollen Staate, ja mit sorgfältiger Eleganz gekleidet; aber er sah aus, als sei er vor Kurzem von einem wüsten Gelage aufgestanden, so bleich, verstört und übernächtig war sein Gesicht und so düster loderten seine schwärmerischen Augen in demselben. Er ließ sich vor der Kaiserin auf ein Knie nieder und führte ihre schöne weiße Hand an die Lippen, nicht mit der Ehrfurcht des Unterthans oder gar mit jener Demuth des Sclaven, welche an dem barbarischen Hofe Peter des Großen den guten Ton und die Etiquette ersetzte, sondern mit der Galanterie eines französischen Chevaliers aus der Zeit Ludwig XIV.

„Was befiehlt meine Herrin?“ begann er.

„Nicht so förmlich, Moens“, sprach die Czarin, „ich bedarf heute mehr als je Deiner Liebe. Entsetzliche Träume haben mir den Schlaf dieser Nacht gestört, einmal bin ich sogar mit einem gellenden Schrei erwacht, der alle meine Frauen aufgeschreckt hat. Komm zu mir, mein Freund, lege Deine sanfte Hand auf mein Herz und beruhige es.“ Sie zog ihn an ihre volle, herrliche Brust empor, küßte ihn mit dem ganzen Wahnsinn heimlicher verbotener Liebe und setzte sich

dann mit ihm auf einen Divan, der auf kostbaren persischen Teppichen stand.

„Seltsam", murmelte Moens, „auch ich habe geträumt und nicht so angenehm wie sonst. Wie von Furien wurde meine Seele von wilden Phantasien mit Schlangen gepeitscht bis zum Morgen. Ich erinnere mich nur, daß Du plötzlich vor mir standest, bräutlich geschmückt im weißen schimmernden Seidenkleide, ein Diadem von Perlen über der herrlichen Stirne, Perlenschnüre um Hals und Arme geschlungen.

„Perlen bedeuten Thränen", seufzte Katharina.

„Ich hielt Deine Hand", fuhr Moens fort, „und so traten wir vor den Altar. Aber statt der Orgel ertönten jetzt Trommeln im gellenden Wirbel und vor uns öffnete sich ein Grab. „Du mußt hinab, Moens", riefst Du, „um meinetwillen", und ich sprang hinab und tanzte gleich einem Rasenden in dem Grabe umher und Du standest oben und lachtest und warfst Deine Perlen, eine nach der andern, zu mir herab; plötzlich stand Peter der Große, Dein Gemahl Dir zur Seite und ich hörte ihn sagen: „Was zitterst Du, Katharina?" — „Ach! Das Grab ist so kalt!" gabst Du zur Antwort. Da hing der Czar einen prachtvollen Zobelpelz um Deine Schultern und Du hülltest Dich fröstelnd in denselben. Plötzlich fiel aber, wie ich so tanzte, mein

Kopf von meinen Schultern und gerade vor Deine Füße hin, Du brachst in ein tolles Lachen aus und Peter hob ihn rasch auf und sprach: „Komm, Katinka, wir wollen Ball spielen mit dem Kopfe des Moens, damit Dir warm wird."

„Ein entsetzlicher Traum", sagte die Czarin sinnend, „eine böse Vorbedeutung. Gieb acht, Moens, daß uns ein Unglück widerfährt." Sie lehnte ihr Haupt leise an seine Brust und blieb, den Arm um ihn geschlungen, lange stumm in finsteren, traurigen Gedanken, bis Moens sich mit einem Male losmachte und vor ihr niederwarf.

„Aengstige Dich nicht, angebetete Frau", rief er mit einem Enthusiasmus, der selbst ein häßliches Gesicht verklärt hätte und das seine doppelt verführerisch erscheinen ließ, „was kann dies Alles bedeuten, als daß ich vielleicht mein Leben für Dich geben muß. Sollte dies uns erschrecken, uns die Stunden verbittern, wo wir Brust an Brust die Seligkeit der Himmel trinken, Nein, Katharina, laß mich sterben für Dich, wie ich nur für Dich allein lebe und athme, wirf mir dann Deine Thränen, diese kostbarsten aller Perlen, nach in das Grab und ich werde keinen Augenblick mein Schicksal beklagen. Ja, oft weine ich, wenn mir die Sprache den Ausdruck versagt für die Unendlichkeit meiner

Liebe; ich könnte Dir nur im Tode mit dem letzten Blicke meiner Seele sagen, was Du mir bist und welches Glück Du mir bereitet, ein Glück ohne Grenzen und ohne Ende."

„O! Moens, das ist es eben, was ich fürchte", erwiderte Katharina, „daß es endet, daß es enden muß. Mir schauert vor den Dingen, die mein Herz ahnt, vor dem nächsten Tage, ja vor der nächsten Stunde." Während sie den schönen Pagen von Neuem umschlang, rauschte der Thürvorhang.

Moens erhob sich rasch und blieb einige Schritte von der Monarchin in ehrerbietiger Haltung stehen Eine Kammerfrau trat ein nnd meldete den Fürsten Mentschikoff, welcher auf den Wink der Czarin in das Zimmer trat, sich tief verbeugte und dann mit einem süßen Lächeln nach dem Befinden der Kaiserin fragte. Nachdem sie ihm ziemlich kühl und unwillig gedankt hatte, verneigte er sich von Neuem und überreichte ihr dann ein großes Schreiben, welches auf grobem blaugrauen Papier das Siegel des Czaren zeigte. „Ein Courier hat dies für Eure kaiserliche Majestät überbracht", sprach er, die Czarin fest in das Auge fassend. „Seine Majestät der Czar hat den Krieg mit Persien glücklich beendet und einen vortheilhaften Frieden geschlossen."

„Der Czar kehrt zurück", rief Katharina bis in die Lippen erbleichend.

„Er ist unterwegs", entgegnete Mentschikoff. Er sah die Bestürzung der Kaiserin und ihm entging auch nicht der Blick, den sie und der Page Moens rasch wechselten. Er fühlte diesen Blick wie Feuer auf seinem Herzen brennen, die wüthendste Eifersucht in seinen Eingeweiden wühlen; aber er bezwang sich und konnte sogar lächeln, als die Czarin den Brief ihres Gemahls eröffnet hatte und von den Anstalten zu seinem Empfange sprach.

Peter der Große wünschte im Triumphe in seiner Hauptstadt einzuziehen, gleich den römischen Cäsaren, die er nachzuahmen suchte, als nach seinem Siege über Karl XII. zwölftausend gefangene Schweden vor seinem Wagen marschirten.

Die Czarin übertrug es dem Fürsten, die Befehle des Kaisers auszuführen und entließ dann Mentschikoff mit einer kurzen Handbewegung. Als er aber das Zimmer verlassen hatte, war ihre Kraft zu Ende und sie warf sich weinend an die Brust des treuen Moens.

An dem Tage, wo die Sieger von Derbent in der Hauptstadt einzogen, strömte das Volk von vielen Meilen in der Runde herbei, um sie zu begrüßen und das Gepränge des seltenen Schauspiels anzustaunen.

Die Straßen waren mit Menschen gefüllt, alle Balkone, alle Fenster, ja sogar Dächer und Räume, die eine Aussicht boten, dicht besetzt.

Die Kaiserin war ihrem Gemahl im vollen Pompe ihrer Würde in einem vergoldeten Glaswagen, in welchem man sie von allen Seiten sehen konnte, entgegen gefahren. Frau von Ball saß an ihrer Seite, während der Page Moens neben dem Schlage ritt. Fürst Mentschikoff kommandirte die Truppen, welche zu beiden Seiten der Straße Spalier bildeten.

Der Czar war in einem leichten Wagen seinen Soldaten vorangeeilt. Als er Katharina erblickte ließ er halten und sprang mit jener ihm eigenthümlichen Behendigkeit heraus, um sie zu umarmen. Sie hatte gleichfalls ihre Carosse verlassen und streckte ihm beide Hände entgegen, während er sie, ohne viele Umstände zu machen, beim Kopfe nahm und zuerst auf die Stirne, dann auf den Mund küßte. Dann sprach er in seiner, bei aller Rohheit gewinnenden leutseligen Weise mit den vornehmsten Personen ihres Gefolges und als Mentschikoff heransprengte und nachdem er den Kaiser militärisch begrüßt, sich vom Pferde herab zu seinen Füßen warf, küßte er ihn auf die Wange und hob ihn rasch auf.

Als seine Suite herankam, warf der Czar den

infachen Kosakenmantel, den er trug, ab, und stand in der Uniform eines Generals mit allen seinen Orden da. Er war noch immer eine imponirende Erscheinung voll Kraft und Behendigkeit; aber sein Gesicht trug neben dem Stempel eines großen Geistes einen abstoßenden Zug von Härte und Grausamkeit, ja Bestialität. Im raschen Schritt kamen die siegreichen Regimenter heran, von tausendstimmigem Zuruf begrüßt.

Jetzt stieg der Czar zu Pferde und winkte Katharina, das Gleiche zu thun. Der Stallmeister führte ihren weißen Zelter vor und Moens, der rasch abgesprungen war, hielt ihr den Bügel. Jetzt erst bemerkte Peter der Große den Jüngling und seine seltene Schönheit.

„Wer ist der junge Mensch?“ fragte er, während sein Auge mit einer Art Feindseligkeit auf ihm ruhte.

„Moens de la Croix, mein Page“, gab die Czarin zur Antwort.

Peter der Große nickte und setzte sich dann schweigend an die Spitze seiner Truppen. Vor ihm zogen zweitausend vornehme Perser aus den eroberten Provinzen Daghestan, Schirwan, Mazanderan und Usterabad, in ihrer prachtvollen orientalischen Tracht. Dann folgten Elephanten und Kameele mit Schätzen beladen, eroberte Fahnen und Waffen. An der Tête des

Regimentes der Preobraschenskischen Garde ritt Peter der Große, den Degen in der Hand, den Hut mit Lorbeer bekränzt. Neben ihm die Kaiserin im weißen goldgestickten Thronkleide, einen rothsammtenen Hermelinmantel von den Schultern niederwallend, die Krone auf dem Haupte.

Hinter ihnen kam das Gefolge zu Pferde, dann folgten die Truppen in Paradeuniform, die Hüte mit Tannenreisern geschmückt. Die Hauptstadt brauste wie ein Meer in dem wilden Jubel des Volkes, Fahnen und Tücher wurden geschwenkt, Tausende von Kränzen und Reisern fielen gleich einem grünen Regen auf die Soldaten hinab, welche mit lauten Hurrah's antworteten und mit der fröhlichen Beute ihre Gewehre und Rüstung schmückten.

Vor dem Palaste erwartete der Senat den Kaiser und die Vorstände der Hauptstadt und die Kaufleute begrüßten ihn mit Salz und Brod und brachten ihm und der Kaiserin reiche Geschenke.

Dem Triumphzuge folgte ein prunkvolles Mahl, bei dem Fürst Mentschikoff einen Toast auf den Kaiser, Peter der Große auf die Armee, und Fürst Repnin auf die Kaiserin ausbrachte.

Es war spät, als der Kaiser aufbrach und sich mit seiner Gemahlin in seine Gemächer zurückzog. Er

ging zuerst in seine Garderobe, um sich umzukleiden. Als er dann in einem grünen Seidenschlafrock in ihr Schlafgemach trat, rief er erstaunt: „Was soll das, Katinka, was fangen wir mit diesen Fetzen an.“

Katharina saß nämlich, wie sie den Festsaal verlassen, im vollen kaiserlichen Schmuck auf einem Stuhle, in tiefe Gedanken versunken und blickte befremdet, beinahe erschreckt auf den Czar. Dieser nahm ihr rasch den Mantel ab und reichte ihn der Kammerfrau, die auf seinen Ruf erschienen war. „Hilf der Czarin sich auskleiden“, schrie er, „rasch! rasch!“ und eine zweite, die herbeigerannt kam, stieß er unsanft in die Seite und befahl einen Schlafrock für seine Gemahlin. Als diese ihre Toilette beendet, und die Kammerfrauen sich entfernt hatten, zog er sie rasch auf seinen Schooß und sprach, ihren vollen Nacken streichelnd: „So gefällst Du mir, Katinka; aber was hast Du, Du benimmst Dich wie eine Bauernbraut, die sich ziert, um für einen Ausbund von Tugend zu gelten. Was soll das? Ich kenne Dich nicht mehr. Behandelst mich wie einen Fremden, mich den Peter, Deinen Kaiser, Deinen Mann. Was hat sich in meiner Abwesenheit verändert?“

„Ich wüßte nicht“, flüsterte Katharina.

„Aber ich weiß“, rief Peter, „warum küssest Du mich nicht? Ha! was sollen diese feierlichen Fratzen,

das Schauspiel ist zu Ende, den Degen haben wir — so Gott will — für lange in die Ecke gestellt zu dem Spinnrocken der alten Weiber, jetzt ist der Czar bei der Czarin, der Mann bei seinem Weibe, auf das er sich so sehr gefreut hat, in seinem Zelte mitten unter dem Lärm des Kriegslagers und in der Schlacht, wenn die Kugeln ringsum einschlugen. Ja, ich weiß jetzt wieder so recht, Katinka, wie ich Dich liebe, und Du, Du blickst drein, als hättest Du zu viel Kwas (saure Suppe der Russen) gegessen."

Katharina lächelte. „Du warst so lange fort von mir und ich muß mich erst wieder an Dich gewöhnen", sprach sie, indem sie den Arm sanft um seinen Nacken legte, „das ist Alles, und das ist nicht meine, sondern Deine Schuld."

„Da hast Du wieder Recht", murmelte Peter, sie mit einer Art andächtigem Entzücken betrachtend, „wie klug Du bist und wie schön! Ich habe noch kein schöneres Weib gesehen als Du bist, Katinka, wo ich auch war, weder in Holland, noch Deutschland, noch jetzt in Asien. Ich bin stolz, Dich zu besitzen, aber auch Du kannst auf mich stolz sein, denke ich, was?"

„Ich bin es auch", erwiderte die Czarin und jetzt endlich begannen ihre Augen zu leuchten, wie einst in schöneren Tagen.

„Nun, dann küsse mich“, rief der Czar, und sie, von dem Momente hingerissen, alles Andere vergessend, ein echtes Weib, warf sich an seine Brust und begann ihn zu küssen mit jener Zärtlichkeit, welche dem großen rohen Manne mehr als eine schwere Stunde versüßt und mehr als einmal seine wilden Leidenschaften gebändigt hatte.

IX.

Der Ueberfall.

So glücklich sich auch Peter der Große nach so langer Trennung in den Armen seiner Gemahlin fühlte, so viel Erquickung er auch aus dem Gespräche mit dieser seltenen Frau schöpfte, welche, ohne lesen oder nur ihren Namen schreiben zu können, alle Staatsmänner ihres Reiches an Klugheit und Weitsicht übertraf, die Veränderung, welche im Wesen Katharina's vorgegangen war, entging ihm doch nicht. Da er aber, mit allen anderen Eigenschaften eines echten Russen, auch die Schlauheit seines Volkes besaß, verbarg er diese Entdeckung sorgfältig vor Jedermann, wohl bedacht, eine zweite größere zu machen, der Ursache dieser Veränderung auf die Spur zu kommen. So liebevoll und unbefangen sein Benehmen gegen Katharina

war, so beobachtete er sie doch unaufhörlich, und endlich bemerkte er den seltsamen, wehmüthigen Ausdruck, mit dem ihr Auge, wenn auch nur selten und vorsichtig, jenem des schönen Pagen begegnete.

Er richtete nun sein Augenmerk auf Moens und seine bleichen Wangen, sein unheimlich glühendes Auge, sein ruheloses, unstetes Wesen bestärkten seinen Verdacht. Daß der Page die Czarin liebe, darüber war er bald nicht mehr im Zweifel. Aber sie? Erwiderte sie diese Leidenschaft eines jungen schwärmerischen Herzens? Spielte sie nur — wie es Frauen ihres Alters lieben — muthwillig mit den Flammen, die ihr entgegen loderten, oder ließ sie sich gnädig seine Huldigungen gefallen, wie man sich im Winter doppelt an den Blumen freut, die einem hinter Glas und Mauer aufblühen? Oder hatte seine Leidenschaft sie gerührt, fühlte sie für ihn ebenso warm, wie er für sie, und wie weit war sie dann gegangen? Hatte sie ihre Pflichten, die Würde einer Herrscherin ganz vergessen?

Diese Gedanken beschäftigten den Kaiser, dessen Mißtrauen grenzenlos war, unaufhörlich und erregten furchtbare Qualen in seiner Brust.

Eines Tages, er ging eben, wie er es liebte, in unscheinbaren Kleidern mit Mentschikoff in den mit Schnee bedeckten Straßen spazieren, fragte der letztere

in einem Tone, der dem Kaiser nicht auffallen sollte: „Finden Majestät die Czarin nicht verändert?“

Peter blieb stehen, seine Augen bohrten sich in das Antlitz des Fürsten, und in seiner Weise geradezu auf die Sache losgehend, begann er mit rauher, gepreßter Stimme: „Verändert, sagst Du, Du weißt etwas, Sascha (Alexander), was weißt Du, sprich, ohne Umschweife. Ich befehle es Dir.“

„Wie sollte ich wagen“, stotterte Mentschikoff, der eine unangenehme Wendung voraussah.

„Spiele mir nicht den Diplomaten, Sascha“, fuhr der Czar mit erhobener Stimme fort, „ich rathe Dir gut —“.

„Majestät, eine unbesonnene Frage, nichts weiter —“.

„Nichts weiter?“ schrie der Czar aufgebracht, faßte Mentschikoff bei der Brust und begann ihn zu schütteln, „Du weißt etwas, sprich, oder ich erwürge Dich.“

„Nichts weiß ich, Nichts“, stöhnte der Fürst.

Schon hatte sich ein Haufe Neugieriger um die Beiden versammelt, welcher sie für nichts weiter als Kaufleute hielt, welche bei einem Handel in Streit gerathen waren, und Stimmen wurden laut, welche sie zu begütigen und andere, welche sie noch besser auf

einander zu hetzen suchten, während die Uebrigen gaff-
ten und lachten. Als Peter der Große endlich den am
ganzen Leibe bebenden Fürsten bei den Haaren zu Bo-
den riß und ihm eine schallende Ohrfeige gab, jubelte
die Menge und ein kräftiger Kutscher trat näher, legte
dem Czaren eine Hand auf die Schulter und rief: „Du
bist ein rechter Kerl, hau ihn nur recht, den feigen
Spitzbuben.“

Jetzt erst bemerkte Peter der Große die Menge,
die ihn umstand, und sofort wandte sich sein Zorn ge-
gen dieselbe. Er ergriff den Kutscher beim Rock und
schleuderte ihn mit einem Fußtritt mitten unter die
Gaffer, dann hob er seinen Stock und begann fluchend
auf sie loszudreschen. Im Nu hatte er den ganzen
Knäuel auseinander getrieben; aber es wäre ihm zu-
letzt doch schlecht gegangen, wenn nicht ein paar Sol-
daten dazu gekommen wären, die ihn erkannten.

In dem Augenblicke, wo der Kutscher, der sich auf-
gerafft hatte, ihn von hinten beim Kragen ergriff, rie-
fen die Soldaten: „Es ist der Czar! Um Gotteswillen,
laßt los, es ist der Czar!“

Im Augenblick lag die Menge vor ihm auf den Knien.

„Das ist der Elende“, riefen die Soldaten, den
Kutscher ergreifend, „der Hand legen wollte an den
Czar.“

„Was wolltest Du?“ fragte Peter der Große, ihn aus seinen grauen Augen anblitzend.

„Den Schlag wollt' ich Dir zurückgeben, Väterchen, was weiter“, erwiderte der Kutscher, die Achsel zuckend.

„Nun — da warst Du im Rechte —“, sagte der Czar, „laßt ihn los, und hier für die gute Meinung.“ Er ließ einige Silbermünzen in seine Hand gleiten.

„Gott segne den Czar!“ rief der Kutscher, seine Mütze in die Luft werfend, und die Menge stimmte jubelnd ein, während Peter der Große mit Mentschikoff, der sich todtenbleich aufgerafft hatte, in eine Seitenstraße bog.

„Nun, willst Du jetzt reden?“ begann der Czar, indem er seinen Stock hob.

„Soll ich Alles sagen, was auch daraus entstehen mag?“ entgegnete Mentschikoff, dessen Lippen von Wuth und Bosheit zuckten.

„Ich befehle es Dir, ich, der Czar.“

„Nun denn, Katharina liebt —“.

„Den Pagen!“ schrie Peter der Große auf.

Mentschikoff nickte.

„Und Du weißt, wie weit sie gekommen sind?“

„Ich weiß es.“

„Sprich, Sprich!“

„Sie hat mit ihm Zusammenkünfte gehabt —“.

„Zusammenkünfte?“ raste Peter.

„Heimlich — in tiefer Nacht.“

„Du lügst, Sascha“, rief der Czar plötzlich heiter. „Ich vergesse, wie sehr Du selbst in dieses Weib verliebt warst, Du hast sie mir ungern überlassen, ich erinnere mich noch jedes Umstandes, und ich wette, jetzt, wo sie aus Deiner Sclavin Deine Gebieterin geworden ist, gefällt sie Dir noch viel besser. Der hübsche Knabe ist natürlich auch in sie verliebt, warum nicht, es wäre eine Kunst, sie nicht zu lieben, das weißt Du am besten, und von Eifersucht verblendet, weißt Du nichts Besseres anzufangen, als zu lügen und sie zu verleumden.“ Peter der Große brach in ein lautes schallendes Gelächter aus.

Mentschikoff sagte ihm Nichts, als was er selbst seit seiner Rückkunft ahnte; aber als der Zweifel, der ihn folterte, durch die Bestätigung eines Andern zu, Gewißheit werden sollte, jetzt wollte er es nicht glauben jetzt wies er die entsetzliche Wahrheit von sich.“

„Majestät, ich lüge nicht!“ rief der Fürst nach einer kleinen Pause.

„Mentschikoff“, sprach der Czar mit einer kalten Ruhe, welche zugleich etwas Großartiges und Grauenerregendes an sich hatte, „Du klagst Deine Kaiserin eines schweren Verbrechens des Treubruches an. Beweise, was

Du mir angedeutet hast und wovon Du Wissenschaft zu haben vorgibst. Ein Hofgeschwätz überzeugt mich nicht. Ich will wirkliche Beweise haben, und lieferst Du sie mir nicht und zwar in kürzester Zeit, so hast Du gelogen und ich lasse Dich vor den Augen Katharina's todtpeitschen, verstehst Du, und nun genug davon."

Mentschikoff, der seinen Herrn kannte, war entsetzlich bleich geworden. Er verneigte sich stumm und sie gingen dann weiter, ohne mehr ein Wort zusammen zu sprechen. — —

Seit der Rückkehr des Czars war es den Liebenden nur äußerst selten gegönnt gewesen, sich zu sprechen. Nur wenn der Czar, von Staatsgeschäften ermüdet oder nach einem festlichen Mahle, früher zur Ruhe ging, und Alles im Palaste schlief, durfte es der Page wagen, das Schlafgemach Katharina's zu betreten. Seine Schwester hielt dann im Vorsaal Wache; aber es waren doch immer ängstliche Stunden, ein ruheloses Glück und nicht einmal die berauschenden Küsse des schönsten Weibes, wie der Czar Katharina genannt hatte, waren im Stande, die bösen Ahnungen zu verscheuchen, welche die sonst so klare Stirn des Jünglings umdüsterten.

Es war eine stürmische Winternacht; der Schnee pochte an die Fenster und der Wind heulte in den Ka-

minen. Peter hatte sich am Abend mit Mentschikoff in sein Cabinet eingeschlossen, um zu arbeiten, dann war er plötzlich zu der Czarin gekommen und hatte ihr befohlen, zu Bett zu gehen, auch er sei müde und wolle ruhen. Als die Lichter in seinem Flügel längst erloschen waren, kein Mensch mehr im Palaste zu wachen schien, standen zwei Männer in kurzen Pelzröcken, den Hut in die Stirne gedrückt, mit Pistolen und Stöcken bewaffnet, unter den dicht beschneiten Bäumen des Gartens, unbekümmert um den Sturm, der oben in den Wipfeln und unten in ihrem Haare wüthete und sie mit den eisigen Flocken in's Gesicht schlug.

„Es ist genau eine Stunde", sagte der eine im grünsammtenen mit dunkelem Zobel gefütterten und ausgeschlagenen und mit Gold verschnürten Rocke, „genau eine Stunde, daß ich sie schlafen geschickt habe. Noch ist Nichts zu bemerken. Nicht einmal der Schimmer eines Lichtes. Weh' Dir, Mentschikoff, wenn Du gelogen hast."

„Ich bitte Eure Majestät, sich für eine Viertelstunde ganz meiner Leitung anzuvertrauen", sagte der Fürst, der einen Luchspelz von schwarzem Tuche trug und sehr bleich war.

„Gut, ich will thun, was Du verlangst; aber ich gebe Dir nur die Viertelstunde, die Du selbst verlangt

haſt", entgegnete der Czar, „dann will ich Gericht halten über ſie oder über Dich, Schurke."

„Plötzlich kniſterten Schritte im Schnee und ein vermummter Mann kam ebenſo raſch als leiſe auf die Beiden zu. Der Fürſt ging ihm entgegen, wechſelte einige Worte mit ihm und wendete ſich dann zu dem Kaiſer. „Es iſt Zeit", ſagte er. Peter der Große ſenfte auf und folgte ihm. Sie traten durch eine geheime Thüre in den Palaſt, ſtiegen, von Niemandem bemerkt und ohne nur das geringſte Geräuſch zu verurſachen, die mit Teppichen belegte Treppe empor und ſtanden jetzt vor dem Vorſaal der Kaiſerin. Frau von Ball hatte die Thür deſſelben von innen geſperrt.

Mentſchikoff verſuchte leiſe die Klinke, dann klopfte er.

„Wer iſt da?" fragte eine weibliche Stimme.

„Euch droht Gefahr, öffnet", erwiderte Mentſchikoff mit verſtellter Stimme.

Er erhielt keine Antwort; aber man hörte deutlich ein Frauengewand rauſchen, eine Thüre öffnen und zuſchlagen. Jetzt verlor Peter der Große, vor Wuth und Eiferſucht ſinnlos, die Geduld und rief: „Brechen wir die Thür ein, Saſcha." Sie ſtemmten ſich Beide mit voller Gewalt an dieſelbe, nach kurzem Widerſtand flog ſie auseinander, und der Czar ſtürzte, von ſei-

nem Vertrauten gefolgt, durch den finstern Vorsaal in das Schlafgemach seiner Frau, welches er gleichfalls ohne Licht fand.

„Wer ist da?“ fragte Katharina mit dem Tone tiefen Erstaunens; sie lag in ihrem Himmelbette und hatte die Gardinen zugezogen.

„Mach' Licht“, gebot der Czar dem Fürsten. In wenig Augenblicken hatte dieser die Kerzen des Armleuchters, der auf dem Nachttisch der Kaiserin stand, angezündet, und wies stumm auf das Fenster, welches offen stand.

„Ei, Katinka“, begann Peter der Große, „bist Du krank, seit wann leidest Du so sehr an Hitze, wer hat das Fenster geöffnet und zu welchem Zweck?“

„Ich habe es geöffnet, weil man zu stark geheizt hat“, erwiderte die Czarin mit zitternder Stimme.

„Zu stark geheizt!“ Peter der Große eilte zum Kamin hin und kehrte dann ebenso rasch zu dem Bette zurück, dessen Vorhänge er heftig auseinanderriß. Er sah die Kaiserin, mit ihrem Schlafpelz bekleidet, mit verwirrtem Haare in den seidenen Kissen ausgestreckt. „Es ist nicht einmal mehr warme Asche im Kamin“, rief er, „das Feuer ist seit mindestens zwei Stunden abgebrannt, und hier im Zimmer ist es so heiß, daß Du im Pelze schläfst.“ Er ergriff den Arm Katharina's

und riß sie mit einem einzigen Ruck seiner Eisenfaust aus dem Bette, so daß sie mit einem Male auf dem Boden zu seinen Füßen lag. „Wer war bei Dir, Elende, und hat Dich durch jenes Fenster dort verlassen?“ murmelte er mit von Wuth erstickter Stimme.

„Niemand war bei mir“, entgegnete Katharina ruhig.

„Du willst nicht gestehen?“

„Ich habe Nichts zu gestehen.“

Der Czar ließ sie los und begann das Zimmer zu durchsuchen; der schwere dunkle Vorhang des zweiten Fensters war zugezogen; er theilte ihn mit einer zornigen Bewegung und zerrte Frau von Ball, welche sich hier verborgen hatte, hervor. „Ah! da ist ja die saubere Kupplerin dieses Liebeshandels“, schrie er, „die leidet wohl nicht an Hitze, sondern an Kälte, wollte sich einen schönen Kuppelpelz verdienen, die arme Haut, nun, ich will Dir schon warm machen.“ Er schlug sie wiederholt in's Gesicht und schleuderte sie dann auf den Boden hin. Dann setzte er seine Untersuchung fort.

Die Kaiserin hatte sich indeß erhoben und stand ihm furchtlos gegenüber. „Was soll dieser Auftritt, der meine Ehre kränkt“, begann sie, „und noch dazu vor Zeugen. Die Arme, die Deine Rohheit ebenso

kennt und fürchtet, wie alle Anderen an diesem Hofe, hat sich, um Deiner bösen Laune zu entgehen, versteckt, das ist ihr ganzes Verbrechen."

In diesem Augenblicke befand sich Peter der Große in der Nähe des Fensters; er bückte sich, um etwas aufzuheben, und näherte sich dann langsam mit einem furchtbaren Blick seinem Weibe.

„Ihr ganzes Verbrechen, wirklich?" begann er mit einem Hohne, der alle Anwesenden schauern machte, „ich aber sage Dir, sie hat sich ihren Kuppelpelz wohl verdient und soll belohnt werden. Gieb ihr den Deinen und auf der Stelle." So barock und spaßhaft war dieser große Wilde noch in seinem höchsten Zorne. Als Katharina zögerte, wendete er sich zu Mentschikoff. „Schließe das Fenster, sie erhitzt sich sonst zu sehr, wenn sie ihn abwirft. Nun aber rasch, sie verdient ihn und ich will Dich entblößt sehen, ich liebe das, Du weißt es. Gieb ihr den Pelz."

Die Kaiserin ließ ihn von ihren Schultern herabgleiten und Frau von Balt, welche sich inzwischen aufgerafft hatte, zog ihn bebend an. „Ein prächtiger Pelz, ein kaiserlicher Pelz, nicht wahr?" spottete der Czar, „und wie gut er dem sanften Täubchen läßt, nur ihre blassen Wangen entstellen sie ein wenig, warte, ich will Dich schminken." Mit diesen Worten schlug er Frau

von Ball, welche in ein lautes Schluchzen ausbrach, rechts und links in's Gesicht. Dann trat er rasch vor Katharina hin, welche jetzt im leichten durchsichtigen Nachtgewande, wie der Czar es in böser Absicht verlangt hatte, vor ihm stand.

„Was ist denn das hier, Katinka", fragte er mit einem kalten grausamen Lächeln, ihr ein kleines glänzendes Ding entgegen haltend.

Katharina fand keine Antwort.

„Soll ich es Dir sagen?" schrie Peter der Große plötzlich, von seiner ganzen barbarischen Wildheit erfaßt, „eine Schuhschnalle ist das, und Dein Anbeter hat sie hier verloren, als er durch jenes Fenster dort entfloh. Du elendes, treuloses, verbrecherisches Weib!" Zugleich hob er seinen Stock und begann sie zu schlagen.

Als Peter der Große seine Gemahlin verlassen hatte warf sich Frau von Ball schluchzend zu den Füßen derselben nieder. „Wir sind verloren", rief sie.

„Noch nicht", erwiderte Katharina, welche keinen Augenblick ihre Geistesgegenwart verloren hatte, „der erste Zorn des Czars ist jetzt verraucht. Wenn nur Dein Bruder nicht die Unbesonnenheit begeht, zu fliehen. Dann freilich wäre unsere Schuld erwiesen. Eile zu ihm. Er soll sich nicht entfernen, er soll Alles dulden, was der Czar über ihn verhängt, er leidet für mich, sag'

ihm das. Mit Peter werde ich schon selbst fertig werden."

Frau von Ball verließ rasch das Gemach, um den Befehl der Kaiserin zu vollführen; aber im Vorsaale fand sie zwei Grenadiere, welche sie zurückwiesen. Händeringend kehrte sie zurück. „Wir sind von Wachen umgeben", sprach sie, „man behandelt uns als Gefangene."

Katharina erwiderte Nichts; sie öffnete das Fenster, auch unten blitzten Gewehrläufe. „Vor der Hand können wir freilich Nichts thun", sagte sie dann; „aber ich gebe die Hoffnung nicht auf." Sie ging auf und ab. „Er hat mich furchtbar mißhandelt", begann sie nach einer Weile, „sieh doch." Sie entblößte ihre Schultern und zeigte sie ihrer Vertrauten. „Und wie gut er in seiner Wuth noch Alles überlegt; als er mir befahl, Dir meinen Pelz zu geben, hatte er bereits die Absicht, mich zu schlagen und wollte mir nicht einmal den geringen Schutz gönnen, den mir das dichte Pelzwerk gewährte." Und mitten in ihrem Entsetzen begannen die beiden Frauen herzlich zu lachen. —

Peter der Große hatte sich indeß in sein Cabinet zurückgezogen, wo er zuerst wie ein Rasender tobte, Stühle und Geräthe zerbrach und sich dann gleich einem zornigen Kinde zu Boden warf und laut weinte.

So traf ihn Fürst Repnin, der Einzige, welcher außer Mentschikoff einigen Einfluß auf seine starke Seele besaß, und der auf die Kunde von dem furchtbaren Vorfall, die sich blitzschnell verbreitet hatte, herbeigeeilt war, um den Czar, von dessen Wildheit das Aeußerste zu besorgen war, so viel als möglich zu besänftigen.

„Wer ist hier?“ fragte Peter der Große mit matter Stimme.

„Ich — Majestät.“

„Wer?“

„Repnin.“

„Du, mein Freund.“ — Der Czar erhob sich und strich sein wirres Haar aus der Stirne. „Es steht schlecht um uns. Ein großes Unglück ist geschehen.“

„Ich weiß, Majestät.“

„Weißt Du auch Alles?“

„Alles.“

„Und was hast Du mir zu sagen?“

„Ich zittere für meinen Kaiser“, sagte Repnin.

„Für mich?“

„Ja, für Eure Majestät; die Schuldigen werden der Strafe, welche sie wohl verdient haben, nicht entgehen“, fuhr der Fürst fort; „aber ich fürchte, daß mein Herr und Czar sich von seinem gerechten Zorne zu weit hinreißen läßt.“

„Zu weit?“ rief Peter der Große, „als gäbe es hier ein zu weit. Sie müssen beide sterben, auf dem Blutgerüste vor allem Volke ihre Sünden büßen, das ist beschlossen.“

„Nein, Majestät, es ist unmöglich, daß Sie die Kaiserin auf diese Weise strafen.“

„Unmöglich!“

„Ich denke nicht daran, die Kaiserin in Schutz zu nehmen,“ erwiderte Repnin; „aber mein großer Kaiser darf sogar in dieser unglücklichen Stunde, darf, selbst auf das Tiefste beleidigt, seine große Aufgabe nicht ganz vergessen. Er hat sich das erhabene Ziel gesteckt, Rußland in die Reihe der gebildeten Staaten von Europa einzuführen. Mit staunender Bewunderung blickt die Welt auf ihn, auf die großen Kriegsthaten, wie auf die unsterblichen Werke des Friedens, die er vollführt, aber unser Land und unser Volk betrachtet man noch mit gerechtem Zweifel und will nicht an den Bestand dessen glauben, was ein seltener Riesengeist auf diesem unwirthlichen Boden unter halbwilden Barbaren geschaffen. Peter der Große darf der Welt kein Schauspiel geben, das dieselbe entsetzen würde, und seinem Volke kein so blutiges Beispiel von Grausamkeit und Barbarei, er, von dem bisher nur Licht ausgegangen ist und Veredlung. Nein, das darf nicht sein. Unsere

Feinde würden sonst den größten Triumph feiern und unsere Freunde und die Freunde der Menschheit würden trauernd ihr Antlitz verhüllen."

Peter der Große gab dem Fürsten keine Antwort; er schritt langsam auf und ab, den Kopf auf die Brust gesenkt, aber er begann nachzudenken, und damit war schon Etwas gewonnen. „Soll ich sie also heimlich tödten lassen," begann er nach einer Weile.

„Nein, das wäre noch entsetzlicher", sprach der Fürst. „Die Kaiserin muß in jedem Falle geschont werden, damit die Welt sich überzeugt, daß der Monarch, welcher die Sitten Europa's zu uns verpflanzt hat, dieselben nicht in seinem eigenen Hause mit Füßen tritt."

„Du hast recht", sagte Peter der Große, „aber er —".

„Er muß sein Verbrechen mit dem Tode büßen", entgegnete Repnin. „Vor ein paar Jahren ist ein Gesetz erschienen, das auf Unterschleife und Bestechlichkeit den Tod setzt. Frau von Ball hat sich in dieser Richtung schwerer Vergehen schuldig gemacht. Es wäre vielleicht das Beste, ihren Bruder nur als Mitschuldigen derselben vor Gericht zu ziehen."

„Er wird leugnen."

„Er wird nicht leugnen", gab Repnin zur Ant-

wort, „wenn er sich in jedem Falle verloren sieht und durch sein Geständniß die Kaiserin retten kann.“

„Gut“, sprach der Czar, „ich will in diesem Falle, so schwer es mir kommt, nicht russisch, sondern europäisch vorgehen. Der Page Moens soll auf der Stelle vor mir erscheinen, Du aber führe die Czarin hierher, sie soll Zeuge der Liebkosungen sein, welche ich ihm erweisen will. — —

Als Moens in das Cabinet des Kaisers trat, stand derselbe in der Fenstertiefe mit dem Fürsten Repnin, während die Czarin in einiger Entfernung auf einem Lehnstuhle saß. Sie war noch immer im Nachtkleide, über das sie ihren dunklen Schlafpelz geworfen hatte, aber ihr Haar war wieder geordnet und sie hatte ihre Ruhe, sowie die blühende Farbe ihrer Wangen vollkommen wieder gewonnen. Als sie den Geliebten erblickte, zuckte sie nur unmerklich mit den Augen, behielt aber vollkommen ihre Fassung.

Der Czar trat vor Moens hin, maß ihn mit einem vernichtenden Blicke von oben bis unten und ließ endlich sein Auge auf seinem rechten Fuße haften.

„Man hat Dich wohl in süßen Träumen gestört, Moens de la Croix“, begann er höhnisch, „und so hast Du Dich in der Eile nicht so sorgfältig angezogen,

als man es sonst von einem Pagen der Kaiserin und einem Liebling der Damen erwarten sollte. Sieh doch, da fehlt die Schnalle an Deinem rechten Schuh."

Moens blickte erschrocken hinab, er ahnte den Zusammenhang.

„Aber der Kaiserin mißfällt es, wenn ihre Pagen ohne Schuhschnallen umhergehen", fuhr Peter der Große fort, „und so hat sie mir diese Schnalle hier für Dich gegeben, die sich in ihrem Zimmer gefunden hat." Mit diesen Worten warf er sie ihm vor die Füße.

Moens war blutroth geworden, er wollte sprechen, aber er vermochte nur zu lallen.

„Nun aber zur Sache", sprach der Czar mit imposanter Ruhe, „die Kaiserin hat Dich und Deine Schwester eines schweren Vergehens angeklagt und die strengste Bestrafung desselben verlangt. Du bist beschuldigt, Aemter und Officierspatente verkauft zu haben, Du hast Dich von fremden Mächten bezahlen lassen; weißt Du wohl, daß auf Bestechlichkeit und Unehrlichkeit von Staatsdienern der Tod gesetzt ist? Du hast Dein Leben verwirkt und die Kaiserin ist durchaus nicht gesonnen, es Dir zu schenken."

Moens schwieg, Peter der Große aber sprang plötzlich, in neu erwachender Wuth, wie ein Tiger auf ihn los, und begann ihn mit den Fäusten zu schlagen, dann

warf er ihn zu Boden und trat ihn mit den Füßen. Er hätte ihn erwürgt, wenn Fürst Repnin ihn nicht gehindert hätte.

„Elender Schurke", schrie er dabei, „ich werde Dich lehren so das Vertrauen der Czarin zu mißbrauchen, Geschenke anzunehmen, Stellen zu verschachern; was soll ich mit solchen käuflichen, ehrlosen Dienern anfangen, in den tiefsten Kerker mit ihm, man soll ihm den Proceß machen auf der Stelle."

Die Kaiserin sah, wie es schien, ihren Günstling ohne nur die geringste Regung des Mitleids in dieser brutalen Weise mißhandeln.

„Wirf Dich der Czarin zu Füßen", sagte endlich Peter der Große, „bitte sie um Gnade. Sie allein ist es, die Deinen Tod will. Bitte sie recht inständig, vielleicht vergibt sie Dir."

Moens erhob sich nur, um vor Katharina in die Kniee zu sinken. Die Sprache versagte ihm, er hob flehend die Hände zu ihr empor, die ihm, ohne nur die mindeste Bewegung zu verrathen, ihr kaltes Marmorantlitz zuwendete.

„Ich begebe mich in diesem Falle ganz meines Richteramtes", fuhr der Czar mit einem höhnischen Blicke auf Katharina fort. „Verurtheile ihn oder begnadige ihn, wie Du es für gut findest."

Die Czarin schwieg.

„O! ich kenne sie", wendete sich der Kaiser zu Moens, „wenn sie beleidigt ist, kennt sie kein Erbarmen. Also Du willst ihm nicht das Leben schenken. Sieh ihn doch an, er ist noch so jung. Bist Du unerbittlich? Soll er sein Vergehen wirklich mit dem Leben büßen?"

Katharina nickte.

„Du verurtheilst ihn zum Tode?"

„Ja", sprach sie mit eisiger Ruhe.

Der arme Moens verstand von dem Allen nur so viel, daß das Weib, das ihn liebte und das er mit dem ganzen Wahnsinn seines jungen Herzens anbetete, ihn preisgegeben hatte, um sich selbst zu retten.

„Da die Kaiserin Nichts von Gnade wissen will", sagte der Czar kalt, „so führen Sie den Verbrecher ab, Fürst Repnin, und verhaften Sie auch auf der Stelle seine Schwester, sie hat gleichfalls schwere Schuld auf sich geladen."

„Sie ist unschuldig", rief Katharina sich lebhaft erhebend, „ich bitte um Gnade für sie."

„Nein", schrie der Czar, „keine Gnade. Du hast mir das Leben dieses Jünglings verweigert, ich werde dafür Deine Creatur, dieses schändliche treulose Weib ebenso erbarmungslos strafen. Kein Wort mehr von dieser Angelegenheit."

„Ich wiederhole", rief die Czarin.

Da zerschmetterte Peter der Große mit einem einzigen Schlag seiner Eisenfaust einen prachtvollen venetianischen Spiegel, der die Wand zierte, so daß er in tausend Stücke auseinanderstob. „Du siehst", rief er, „daß es nur einer Bewegung meiner Hand bedarf, um diesen Spiegel in Staub zu verwandeln, aus dem er entstanden ist."

„Nun, und was hast Du damit gethan? Den Schmuck Deines Palastes verachtet; glaubst Du, daß er dadurch schöner wird?" sagte Katharina und brach in Thränen aus.*)

Dies schien Peter den Großen zu besänftigen.

„Die Elende soll mit dem Leben davon kommen", sagte er nach einer Pause; „aber ich werde sie knuten lassen."

„Erbarmen, mein Gemahl!" flehte die Kaiserin.

„Fünfzig Hiebe", murmelte er.

„Sie stirbt beim zehnten", betheuerte Katharina.

„Sterben soll sie nicht", entgegnete der Czar, „also zehn Hiebe."

„Verbanne sie."

„Nein, zehn Hiebe, dabei bleibts."

Auf einen Wink des Kaisers entfernte sich die Czarin. Dann ließ Fürst Repnin den unglücklichen

*) Dieser Vorgang, sowie die Wuth sind vollkommen historisch.

Pagen in das Gefängniß abführen und Frau von Ball, welche sich noch immer in dem Schlafgemach Katharina's, von Grenadieren bewacht, befand, gleichfalls verhaften.

Als die Czarin sich nach dieser Nacht des Schreckens endlich allein sah, stürzte sie bei ihrem Bette nieder und ihr Schmerz löste sich in einem Strome heißer Thränen.

Am Morgen fanden sie ihre Frauen auf dem Boden liegen, den Kopf an die Säule ihres Himmelbettes gelehnt, so hatte der Schlaf sie übermannt.

Sie konnte doch schlafen, aber der Czar in seinem Cabinete und der unglückliche Moens in seinem feuchten Kerker hatten die ganze Nacht kein Auge geschlossen.

Am folgenden Tage erschien Fürst Repnin in dem Gefängniß, in der Absicht, Moens auf den bevorstehenden Proceß vorzubereiten. Als er eintrat, lag der Page mit seinem Mantel zugedeckt, mit Ketten beladen, auf einem Lager von Stroh und schlief. Die Natur hatte ihr Recht gefordert und endlich über Verzweiflung und Todesangst den Sieg davon getragen.

Der Fürst stand lange in den Anblick des schönen, unglücklichen jungen Mannes vertieft, ehe er denselben

durch den Kerkermeister wecken ließ. Als Moens die Augen aufschlug, starrte er zuerst die kahlen Wände, an denen das Wasser heruntersickerte, dann den Fürsten erstaunt an; endlich begriff er seine Lage, erhob sich und begrüßte den Fürsten. Nachdem dieser durch einen Wink den Kerkermeister entfernt hatte, ergriff er die Hand des Pagen und begann: „Moens de la Croix, ich halte Sie trotz des Vergehens, das Sie sich haben zu Schulden kommen lassen, für einen jungen Mann von edlem Charakter und nobler Gesinnung, deshalb bin ich zu Ihnen gekommen, in der Absicht, Sie darüber aufzuklären, welchen Einfluß Sie auf das Schicksal Ihrer Mitschuldigen üben können. Der Czar kennt die Beziehungen, in denen Sie zu seiner Gemahlin gestanden haben und es gibt Nichts in der Welt, was ihn bestimmen könnte, Ihnen dieselben zu vergeben. Ich will offen gegen Sie sein. Hoffen Sie nicht auf Gnade. Sie sind verloren in jedem Falle; aber es liegt ganz in Ihrer Macht, die Kaiserin zu retten. Wollen Sie sich für die Frau, welche Sie lieben, welche Sie mit Ihrer Gunst zu dem glücklichsten, beneidenswerthesten der Menschen gemacht hat, opfern?"

„Ja, das will ich", erwiderte Moens mit dem warmen Tone echter Begeisterung, „ich will für sie

leiden, ja für sie sterben, wenn es sein muß. Sagen Sie mir nur, was ich zu thun habe."

„Der Czar ist geneigt, seine Gemahlin zu schonen, wenn er Sie strafen kann, ohne Ihr sträfliches Verhältniß zu ihr überhaupt zur Sprache zu bringen", fuhr Fürst Repnin fort; „Sie wissen daß im Jahre 1714 ein Gesetz erlassen und seitdem wiederholt erneuert wurde, das auf Bestechung und Bestechlichkeit die Strafe der Infamie und des Todes durch das Schwerdt setzt. Ihre Schwester, Frau von Ball, hat sich wiederholt gegen dieses Gesetz versündigt. Wir wissen, daß Sie an ihrem Verbrechen keinen Theil haben, aber wenn Sie Muth und Begeisterung besitzen und einer edlen Aufopferung fähig sind, werden Sie die Vergehen Ihrer Schwester auf sich nehmen. Der Czar wird Sie dann für diese verurtheilen und nicht allein die Czarin, sondern auch Ihre Schwester, so weit es möglich ist, schonen."

Moens hatte, das Haupt traurig gesenkt, dem Fürsten zugehört. „Ich bin bereit zu thun, was man von mir verlangt", sagte er, „und habe nur noch einen Wunsch —".

„Welchen?" fragte Repnin, als er den Satz zu vollenden zögerte.

„Ich möchte, daß Katharina weiß, daß ich mich

opfere, um sie zu retten, daß ich für sie das Blutgerüst besteige, es wird mir mein schweres, trauriges Geschick erleichtern und mich über die Todesschauer der letzten Augenblicke erheben, denn es ist entsetzlich, zu sterben, wenn man so jung ist wie ich, und so glücklich war, ach! so namenlos glücklich."

„Die Kaiserin erwartet dieses Opfer von Ihnen", sprach Repnin, „sie hat mir aufgetragen, Sie zu grüßen und Ihnen zu sagen, daß sie Ihr Andenken treu bewahren wird bis zum Ende ihrer Tage."

„Das hat sie Ihnen aufgetragen", rief Moens erregt, „o! daran erkenne ich sie, diese herrliche einzige Frau. Ja! ich will für sie sterben und mit Freude, mit Entzücken sogar mein Blut für sie verspritzen. Sagen Sie ihr das".

Gerührt reichte der Fürst dem unglücklichen Jüngling die Hände, und als er seinen Kerker verließ, glänzten Thränen in seinen Augen. Unmittelbar aus seinem Gefängniß begab er sich zu der Kaiserin, welche ihn in dem kleinen Empfangssaal ihres Flügels erwartete.

„Nun, was bringen Sie, Fürst", rief sie ihm entgegen.

„Wie ich erwartet — Rettung, vollkommene Sicherheit", erwiderte der Fürst, „Moens ist entschlossen,

ein Geständniß abzulegen, das ihn der vollen Strenge des Gesetzes, der Schärfe des Schwertes preisgibt. Damit wird der Czar sich zufrieden geben, er wird Moens enthaupten lassen und Sie schonen."

„Gott sei Dank", murmelte Katharina. Sie, die noch vor Kurzem für Moens gezittert, athmete jetzt bei dem Gedanken auf, ihr Leben gleichsam durch das seine loszukaufen. „Ich bin Ihnen zu großem Danke verpflichtet, Fürst Repnin, und ich wünsche nur Gelegenheit zu finden, Ihnen zu beweisen, wie sehr ich mich als Ihre Schuldnerin betrachte." Sie reichte dem Fürsten ihre kleine zitternde Hand, welche dieser ehrerbietig an die Lippen führte.

„Und wie haben Sie ihn gefunden?" fragte sie endlich, „ist er gefaßt, klagt er mich nicht an, macht er es mir nicht zum Vorwurf, daß ich ihn aufopfere?"

„Er denkt nicht daran."

„Armer Moens", seufzte sie, dann gab sie dem Gespräch eine andere Wendung und hatte ihren unglücklichen Geliebten für den Augenblick vollkommen vergessen.

Der Proceß gegen die Geschwister de la Croix begann noch an demselben Tage und nahm, da beide gleich in dem ersten Verhör vor ihren Richtern ein umfassendes Geständniß oblegten, einen raschen Fort-

gang. Der Page Moens zeigte sich bemüht, jeden Vorwurf, den man seiner Schwester machte, dadurch zu entkräften, daß er denselben auf sich nahm und der Gerichtshof ließ ihn gewähren. Es wurde als bewiesen angenommen, daß Moens, dessen Uneigennützigkeit allbekannt war, Geschenke angenommen hatte, um die Heirath des Prinzen von Holstein zu Stande zu bringen, daß er Stellen in der Armee und bei verschiedenen Aemtern an die Meistbietenden verkauft und sich in jeder Richtung der Bestechlichkeit im höchsten Grade schuldig gemacht habe.

Seine Schwester erschien nur als Mitwisserin seiner Verbrechen in jenen Fällen, wo sie ihre Theilnahme absolut nicht leugnen konnte.

Am vierten Tage wurde das Urtheil verkündet; es lautete bei Frau von Ball auf zehn Knutenhiebe und Deportation nach Sibirien, bei ihrem Bruder Moens auf Tod durch das Schwert. Er hörte es vollkommen gefaßt, ja gleichgiltig an, während sie in krampfhaftes Schluchzen ausbrach und ohnmächtig weggetragen werden mußte.

Zuerst wurde das Urtheil an Frau von Ball vollzogen. Die feine, verwöhnte Dame mußte, die Hände auf den Rücken gefesselt, in leichten Kleidern, von dem Scharfrichter und seinen Knechten geleitet, in einem

Spalier von Grenadieren zu Fuße zur Richtstätte ziehen, von der Menge begafft und verhöhnt. An Ort und Stelle angekommen, wurde sie, nachdem ihr nochmals das Urtheil vorgelesen worden, bis zu den Hüften entblößt und an Händen und Füßen festgebunden. Einer der Henkersknechte nahm sie auf seinen Rücken, während ein zweiter sie bei den Füßen hielt, so daß sie sich nicht rühren konnte.

„Herr, erbarme Dich meiner", murmelte sie unaufhörlich, während der Scharfrichter sein furchtbares Instrument ergriff und sich vier Schritte hinter sie stellte. Dann ging er zwei Schritte vor, schwang die Knute und traf sie auf die Schultern, jeder Hieb zog tiefe Furchen in den üppigen Leib der Unglücklichen, das Blut floß in Strömen herab, beim fünften Hiebe begann sie zu schreien. Es war ein grauenhafter herzzerreißender Ton, beim achten konnte sie nur noch seufzen, beim zehnten hatte sie die Besinnung verloren. Sie wurde nun losgebunden, in einen Karren gebracht und an dem folgenden Tage nach Sibirien transportirt.

Am folgenden Morgen sollte das Urtheil an dem Pagen Moens de la Croix vollzogen werden. Auf demselben Platze, wo seine Schwester geknutet worden war, wurde ein hohes hölzernes Schaffot aufgeschlagen, auf dem der Richtblock stand.

Moens hatte die Nacht ruhig geschlafen. Als am frühen Morgen der Priester kam, um mit ihm zu beten, war er bereits angekleidet und hatte Kaffee und etwas Wein zu sich genommen.

Er ließ sich mit einer gewissen Heiterkeit die Ketten abnehmen, von dem Henker das lange, schöne Haar abschneiden und die Hände auf den Rücken binden.

Fürst Repnin trat ein und fragte um die letzten Wünsche des zum Tode Verurtheilten.

„Sagen Sie dem Czar und seiner Gemahlin, daß ich beiden meinen Tod vergebe und der letzteren, daß ich gerne sterbe, wenn sie damit ihre Ruhe und ihr Glück erkaufen kann", sprach der Unglückliche mit edler Haltung und ohne jede Bitterkeit in Ton und Ausdruck. „Auch meiner Schwester vergebe ich; sie bedarf am meisten meiner Verzeihung und nun gehen wir mit Gott."

Er verließ festen Schrittes das Gefängniß und legte den Weg zur Richtstätte in aufrechter, stolzer Haltung zurück, sein Blick suchte unter der unabsehbaren Menge, welche die Straßen füllte, Bekannte zu entdecken und gelang es ihm, grüßte er sie mit eleganter Nachlässigkeit. Die furchtbare Kälte, welche herrschte, machte ihn von Zeit zu Zeit frösteln, aber er bezwang

sich, um nicht den Eindruck zu machen, daß es Todesschauer waren, die ihn schüttelten.

Endlich sah man über den Köpfen der vielen Tausende, welche dasselbe umstanden, das Schaffot düster in den weißen Winterhimmel emporragen. Moens wies mit dem Kopfe auf dasselbe und lächelte dem Fürsten Repnin, welcher das Executionscommando führte, zu.

Ein Garderegiment bildet ein großes Quarée um das furchtbare Gerüste und öffnete seine Glieder nur, um den Verurtheilten und sein Geleite einzulassen. Von den Henkern geführt, stieg Moens rasch die Stufen empor und blickte, oben angelangt, zuerst gegen den Himmel, dann auf die Menge. Fürst Repnin las ihm das Urtheil vor, zerbrach das Stäbchen und übergab ihn dann dem Henker.

Schon knieete Moens vor dem Richtblock, schon lag sein Haupt auf demselben; aber der Scharfrichter zögerte, den Streich zu führen. Er schien etwas zu erwarten. Die Menge wurde unruhig.

Moens wendete sich zu dem Scharfrichter und sprach leise einige Worte mit demselben. Er bat ihn, ein Bild der Kaiserin, das er, in Brillanten gefaßt, auf seiner Brust trug, nach seinem Tode unbemerkt zu

sich zu nehmen; die kostbare Einfassung sollte sein Lohn werden, wenn er das Portrait vernichte.

Der Scharfrichter versprach, den Wunsch des Unglücklichen, dessen letzter Gedanke noch der Rettung des von ihm angebeteten Weibes galt, zu erfüllen.

Wenige Augenblicke, nachdem er die Meldung erhalten, daß der Zug zur Richtstätte sich in Bewegung gesetzt hatte, trat Peter der Große in das Schlafgemach seiner Gemahlin, riß die Gardinen ihres Bettes auseinander und schrie, sie derb beim Arme rüttelnd: „Steh auf, wir wollen ausfahren.“

„Ausfahren? So früh?“ sagte sie erstaunt.

„Frage nicht lange, sondern thue, was ich Dir sage“, herrschte ihr der Czar zu, dann riß er an der Glocke. Die Kammerfrauen eilten herbei und halfen Katharina Toilette machen. „Was haben wir für Wetter?“ fragte sie, während ihr Haar frisirt wurde. „Herrliches Wetter“, gab der Czar zur Antwort.

„Ja wohl, herrliches Wetter“, bestätigte die alte Kammerfrau, welche mit der Robe der Kaiserin hereintrat, „die Sonne scheint fast wie im Sommer, aber es ist doch kalt.“

„Kalt?“ fragte die Czarin schüchtern, sie war sehr empfindlich und zitterte vor den Forcetouren ihres Gemahls.

„Ja wohl, grimmig kalt“, murmelte der Czar; „aber eben deshalb fahren wir aus.“

„Willst Du, daß ich erfriere“, rief Katharina.

„Du wirst nicht erfrieren, ich habe dafür gesorgt“, entgegnete Peter der Große, trat in die Thüre und winkte seinem Leibkosaken, welcher, einen Pelz von niegesehener Pracht auf dem Arme, eintrat und denselben vor der Kaiserin entfaltete.

Diese stieß in freudiger Ueberraschung einen Schrei aus. „Das ist ja blauer Fuchs“, stammelte sie.

Die alte Kammerfrau nickte. „Das Kostbarste, was es auf der Welt gibt“, murmelte sie.

Die Kaiserin sprang auf, um ihrem Gemahl mit einem Kusse zu danken; er stieß sie aber zurück. „Später“, sagte er, „es ist nicht die einzige Ueberraschung heute, Du hast Dir lange so einen Pelz gewünscht nun sollst Du ihn würdig einweihen und zwar auf der Stelle. Der Pelz war von Penséesammt, auf dem der Silberschimmer des blauen Fuchses einen wunderbaren Effect machte. Die Frauen beriethen, welche von den Roben der Czarin wohl am besten dazu stimmen würde und wählten zuletzt eine von mattgelbem Atlas. „Beeile Dich“, rief Peter der Große, mit dem Fuße stampfend, aber Katharina konnte es sich nicht versagen, nachdem sie vollkommen angezogen und in ihren Pracht-

pelz geschlüpft war, noch einen Augenblick vor den großen Wandspiegel zu treten. So stand sie denn in sorgloser Eitelkeit, mit einem stolzen Lächeln, ganz nur in das Anschauen ihrer majestätischen Schönheit versunken, während der Mann, der sie anbetete wie eine Gottheit, für sie den schweren Weg zum Tode ging.

Endlich nahm sie den Arm ihres Gemahls und stieg mit ihm die Treppe hinab und in den mit vier milchweißen Pferden bespannten, vergoldeten Schlitten, welcher, nachdem sie sich zurecht gesetzt, mit Windeseile über den festgetretenen Schnee dahinflog.

Der Czar saß schweigend neben ihr, während sie gleich einem beschenkten Kinde unaufhörlich schwatzte und lachte; erst als sie sich der Richtstätte näherten und sie die schwarzen Wogen der zahllosen Volksmenge hin und her schwanken sah, begann sie das Entsetzliche zu ahnen; sie sollte den Geliebten sterben sehen.

Jetzt sah sie deutlich das Blutgerüste, den Block, sie sah ihn knieen, noch wenige Minuten und das Schwert des Scharfrichters blitzte hoch oben in der Luft — ein dumpfer Schrei entrang sich der Menge.

Der kaiserliche Schlitten kam in dem Augenblicke an, wo der Henker das blutige Haupt des schönen Moens mit den halbgeschlossenen gebrochenen Augen

auf den Pfahl gesteckt und aufgepflanzt hatte. Peter der Große hatte kein Auge von Katharina gewandt, aber an diesem Weibe scheiterte das Raffinement seiner Grausamkeit. Nicht der leiseste Seufzer verrieth, was in ihrer Seele vorging, sie saß unbeweglich mit wahrhaft antiker, imposanter Ruhe neben ihm. Und als er bei der Rückfahrt in seiner rohen Weise mit einigen Worten ihrer Schönheit huldigte, konnte sie sogar lächeln.

XII.

Die Czarin verschwört sich.

So lange Katharina Ursache hatte, für ihr eigenes Leben zu zittern, hatte ihre Selbstsucht die Theilnahme an dem Schicksal des Geliebten zurückgedrängt. Als sie sich aber in Sicherheit sah, kehrte mit dem ruhigen, monotonen Gang ihres Lebens auch die Erinnerung des verlorenen Glückes, der genossenen Freuden, und mit diesen der Schmerz um den edlen schönen Mann mit verdoppelter Gewalt wieder. Sie konnte lachen in dem Augenblicke, wo sie ihrer Vertrauten die blutigen Striemen zeigte, welche ihr der Czar geschlagen, sie konnte sogar lächeln, nachdem sie das Haupt

des Geliebten auf dem Pfahl gesehen, aber jetzt kam eine tiefe, stumme, unendliche Trauer über sie, jene Trauer, welche das Herz versteinert und die Thränen versiegen macht. Peter der Große sah, was in der Seele dieses Weibes vorging, das mehr als jedes andere räthselhaft und unberechenbar war und eine finstere Ahnung flatterte unaufhörlich mit Fledermausflügeln um sein Haupt. Er fühlte etwas wie Furcht, wenn er dem eisigen theilnahmlosen Blick seiner Frau begegnete und wie alle Menschen, die ihre Angst übertäuben wollen, begann er die, von der er das Schlimmste besorgte, zu demüthigen und herauszufordern.

Er wußte, daß er sie am empfindlichsten traf, wenn er ihren Stolz, ihre Herrschsucht verletzte. Bisher hatte sie einen entscheidenden Einfluß auf seine Regierung genommen, kein noch so geringfügiges Staatsgeschäft wurde ohne sie erledigt und es schien beinahe, als sei Peter der Große unfähig, einen Entschluß zu fassen, ohne sich vorher mit ihr zu berathen Jetzt blieb sie aus seinem Cabinet verbannt und ebenso ängstlich mied er ihr Schlafgemach, denn dort fürchtete er, daß sie neue unzerreißbare Schlingen um ihn legen und ihn gegen seinen Willen wieder zu ihren Füßen niederziehen könne. Erschien sie bei großen Tafeln, Hoffesten oder öffentlichen Anläßen an seiner Seite, so

richtete er, wenn es nicht zu vermeiden war, einige Worte an sie, aber stets in einer trockenen, kurzen Weise, welche das Herz der eitlen Frau jedesmal bluten machte. Sonst sprach er nie mit ihr und wenn sie fragte, erhielt sie keine Antwort.

Vor einem Jahre hatte er sie noch so sehr geliebt, war ihre Macht über ihn noch eine so unbegrenzte, daß er sie, das Bauernmädchen von Marienburg, die ehemalige Leibeigene und Maitresse Mentschikoffs, zur Czarin krönen ließ und sie, nachdem er früher schon von dem unversöhnlichsten Hasse gegen seinen Sohn Alexis getrieben, das Erbfolgegesetz umgestoßen hatte, in seinem Testamente feierlich zu seiner Nachfolgerin ernannte.

Jetzt trat er einmal gegen Abend in ihr Boudoir, während sie, in Gedanken versunken, an dem ausgekühlten Kamine saß, in dem es nur noch unter der weißen Asche ein wenig glimmte. Kein Licht brannte. Eine tiefe Dämmerung füllte das kleine Gemach mit grauem gespenstischen Nebel, aus dem sich von Zeit zu Zeit Gestalten loszulösen und dem in seinem Schmerze erstarrten, unseligen Weibe zu winken schienen.

Katharina schrie auf, als Peter der Große unerwartet vor ihr stand; aber sie faßte sich im nächsten

Augenblicke und schob ihm einen Stuhl zu dem Kamine hin.

„Du scheinst nicht erfreut über meinen Besuch", begann er rauh und spöttisch.

„Ich war verloren in Erinnerungen, als Du eintratest", sagte sie gleichgiltig „und so geschah es —".

„Daß mein theures Antlitz Dich erschreckte", rief Peter lachend, „es müssen schöne, wunderbare Erinnerungen gewesen sein, in denen ich Dich störte. Es ist heute die Stunde der Erinnerung. Auch mir ist manches in den Sinn gekommen, woran ich lange nicht gedacht. Auch dieses Document hier." Er reichte der Czarin ein zusammengefaltetes Papier.

„Was soll ich damit", fragte sie.

„Lesen."

„Wie soll ich lesen —."

„Aha! es ist dunkel, ich vergaß, mach' also Licht."

Katharina zündete die Kerzen an.

„So", fuhr Peter mit einem bösen Lächeln um die vollen, wulstigen Lippen fort, „jetzt lies."

„Du weißt ja, daß ich nicht lesen kann", entgegnete Katharina kalt.

Der Czar schlug mit der Faust auf den Sims

des Kamins, daß das Porzellan auf demselben zu tanzen begann und brach in ein lautes, bäuerisches Gelächter aus. „Eine Kaiserin, die nicht lesen kann“, schrie er, „das ist doch zu komisch, Du hättest bei der Spindel und dem Butterfasse bleiben sollen, Katinka, es wäre besser gewesen für uns Beide.

Katharina war bis in die Lippen erbleicht; aber sie erwiderte Nichts.

„Also muß ich Dir sagen, was Du da in Händen hällst“, fuhr Peter der Große fort, „es ist mein Testament, in dem ich Dich zu meiner Nachfolgerin ernannt habe, verstehst Du?“

Die Czarin sah ihn erstaunt an.

„Aber hier es ist kalt, mein Täubchen, heize ein“, sagte er rasch.

„Ich werde der Kammerfrau klingeln“, antwortete Katharina, welche in der Zumuthung ihres Gemahls eine neue Demüthigung sah.

„Nein, Du selbst wirst heizen, Czarewna“, rief Peter „und damit Deine hohe Würde nicht zu sehr darunter leidet, werde ich Dir dabei behilflich sein.“

Er nahm Späne, die bereit lagen und Holz, trug es herbei und schichtete es im Kamine zu einem ansehnlichen Scheiterhaufen auf. „Nun, zünde an“, sagte er mit dem gleichgiltigsten Tone.

„Womit?“ fragte Katharina.

„Nun mit dem ersten Besten“, gab Peter zur Antwort, „mit dem Papier, was Du in Händen hälst.“

„Peter, —“, schrie sie auf; sie verstand jetzt erst sein seltsames Beginnen.

„Nun — wird es?“ schrie er und da sie zögerte, nahm er sein Testament, riß es in Stücke und reichte ihr dieselben. „Zünde an.“

Sie zündete die Stücke über dem Lichte an, kniete dann ruhig vor dem Kamine nieder und machte Feuer.

„So, jetzt wird es warm und wir können angenehm mit einander plaudern, Katinka“, sagte der Czar.

Sie aber erhob sich mit einem Lächeln, das jedem Anderen das Blut in den Adern erstarren gemacht hätte und setzte sich ihm gegenüber. „Ja, wir wollen plaudern“, und sie begann, wie er es in früheren besseren Tagen liebte, allerhand Geschichten und Schnurren zu erzählen und je weniger er lachen zu wollen schien, um so toller und ausgelassener wurde ihre Laune.

Als er sie endlich verlassen hatte, rief sie ihre Kammerfrauen, ließ sich entkleiden und ging zu Bett;

aber nur um mit offnen Augen zu träumen, denn sie konnte nicht schlafen.

Seitwärts von ihrem prachtvollen Lager brannte ein Nachtlicht, dessen kleine rothe Flamme, wenn sie von Zeit zu Zeit angstvoll aufflackerte, seltsame Linien und Gestalten in die Dunkelheit zeichnete. Katharina verfolgte sie mit wehmüthiger Aufmerksamkeit und bald begann ihre schmerzlich fiebernde Phantasie dieselben zu ergänzen und um die Wette mit dem kläglichen Lämpchen immer neue Bilder vor ihr geistiges Auge zu zaubern. Wenn die Fenstergardine sich leise regte, da war es ihr, als sei der geliebte Mann heimlich hereingestiegen und nähere sich ihr, um sie plötzlich in seine Arme zu schließen und mit Küssen zu ersticken und dann sah sie wieder plötzlich sein blutiges Haupt mit den halbgeschlossenen Augen vom Pfahle herab winken und die bleichen Lippen sich bewegen, sie anzuklagen und Rache von ihr zu fordern an seinem Mörder. Und mit neuer, furchtbarer Gewalt ergriff sie der Gedanke, der in ihr aufgedämmert war, als sie an der Seite ihres Gemahls an dem Blutgerüste vorbeifuhr; alle Dämonen ihrer Brust waren mit einem Male entfesselt, ihre Rechte ballte sich wie um den Griff eines Dolches. Er, den sie jetzt ebenso wüthend haßte, als sie sein Opfer unsäglich geliebt hatte, mußte sterben, von ihrer

Hand sterben, sie wollte mit einem Male den Geliebten rächen und die Zügel der Herrschaft an sich reißen, die er ihr für immer zu entziehen drohte. Immer toller wurde der Wirbel, Furien erhoben sich ringsum aus der Erde, Schlangen in den Händen, Rachegeister umschwebten sie auf nächtlichen Fittichen, da löste es sich mit einem Male von der Wand, theilte die Vorhänge ihres Himmelbettes und stand vor ihr — im weißem Mantel.

„Moens“, schrie sie auf.

„Lassen wir die Todten ruhen“, erwiderte eine wohlbekannte Stimme.

Sie starrte die Erscheinung an und erkannte endlich Mentschikoff, den ihre vertraute alte Kammerfrau eingeführt hatte.

„Ich bin ein lebendiger Mann“, fuhr der Fürst fort, „und dieser nützt Ihnen in Ihrer gegenwärtigen Lage um Vieles mehr, als Jener, den die Würmer essen“.

„Sie, Mentschikoff“, murmelte die Kaiserin, „was wollen Sie hier, wollen Sie mich morden, wie Sie den armen Moens gemordet haben?“

Mentschikoff schüttelte den Kopf; nachdem sein Wink die Vertraute entfernt hatte, ließ er seinen Mantel fallen und warf seinen Hut auf denselben.

„Waren Sie es nicht, der uns dem Kaiser verrathen hat?“ rief die schöne Frau, deren Brust zornig wogte und deren Auge den Fürsten zu durchbohren schien.

„Ja, Katharina“, entgegnete Mentschikoff finster, „ich habe Sie verrathen.“

„O! ich wußte es“, murmelte sie, in die Polster zurücksinkend.

„Ich habe Sie verrathen“, fuhr er fort, „und mein Werk war es, daß der Kopf des schönen Pagen unter dem Beil des Henkers gefallen ist. Darin haben Sie sich nicht geirrt; aber haben Sie sich auch die Frage beantwortet, weshalb ich dies Alles gethan habe?“

Die Czarin schwieg.

„Um Ihretwillen, Katharina“, sprach der Fürst.

„Um meinetwillen, Elender?“

„Ja.“

„Hassen Sie mich denn so sehr?“

„Nein, ich liebe Sie nur so sehr“, erwiderte Mentschikoff. „Haben Sie denn nie geahnt, was ich leide? Ich habe Sie geliebt, als Sie nur ein armes Bauernmädchen, als diese herrlichen Schultern noch nicht mit dem Hermelin geschmückt waren, ich lag zu den Füßen meiner Leibeigenen und war glücklich, wenn sie mir ein Lächeln schenkte. Da kam der Czar. O! wenn

Sie wüßten, was ich für Höllenqualen gelitten habe, als er Sie entdeckte, als Sie ihn zu ermuntern schienen, als er Sie mir endlich entriß. Alle Ehren, die er über mich gehäuft, alle Reichthümer, welche ich in seinem Dienste erwarb, waren nicht im Stande, mich diesen Raub an meinem Herzen vergessen zu machen. Damals dachte ich, Sie seien nicht fähig zu lieben, ich sah Sie nur vom Ehrgeiz, von der Herrschsucht getrieben und ich fand es endlich natürlich, als das Schicksal Sie zur Gebieterin Rußlands und mich, den einstigen Herrn Ihrer Person und Ihrer Reize zu Ihrem Sclaven machte. Da kam jene Stunde, welche mir Ihr Geheimniß entdeckte; ich sah plötzlich, daß Sie ein Herz haben und sah dieses Herz für einen Andern schlagen. Das vermochte ich nicht zu ertragen, Neid und Eifersucht brachten mich von Sinnen und ich wurde zu dem Teufel, der Ihr Paradies zertrat, nicht weil ich Ihr Feind bin, Katharina, sondern weil ich Sie heute noch anbete wie damals. Er warf sich vor ihr nieder, ergriff ihre Hand und preßte sie an seine Lippen, und Katharina, das Weib, dessen Geliebten er dem Henker überliefert, das jetzt aber wie von einem einzigen diabolischen Gedanken beherrscht war, überließ ihm diese kleine, schöne fiebernde Hand und sagte endlich leise: „Und der Czar? Wenn Sie mich lieben, Ment-

schikoff, müssen Sie ihn noch viel mehr hassen, als jenen Unglücklichen."

„Sie blicken in die Tiefe meines Herzens", entgegnete der Fürst leise, „ich hasse ihn, wie vielleicht noch nie ein Mensch einen andern gehaßt hat."

„Dann rächen Sie mich", sagte die schöne Frau rasch.

„Das will ich auch", gab der Fürst lebhaft zur Antwort, „deshalb bin ich unter dem Schutze der Nacht zu Ihnen gekommen; ich stelle mich zu ihrer Verfügung, machen Sie mich zu Ihrem Werkzeug, Sie werden kein treueres, kein gehorsameres finden und keines, auf das sie so bis zum Aeußersten zählen können wie auf mich. Befehlen sie über mich."

Katharina schwieg einige Zeit, dann schlang sie ihre weichen Arme um seinen Hals, zog sein Haupt an ihre Brust und flüsterte ihm in das Ohr. „Peter muß sterben."

Mentschikoff nickte.

„Ich selbst will ihm den Tod geben, verstehen Sie", fuhr die Czarin fort, „und in dem Augenblicke, wo er seinen Athem aufgiebt, muß er wissen, daß ich es bin, die ihn gemordet. Aber jetzt stehen Sie auf."

Der Fürst erhob sich und sie stieg aus ihrem Himmelbette gleich der Liebesgöttin.

Rasend vor Leidenschaft stürzte Mentschikoff, von ihren üppigen Reizen berauscht, von Neuem zu Ihren Füßen nieder und umfaßte ihre Knie wie ein Verurtheilter, der um sein Leben bittet.

Sie lächelte. „Was beginnen Sie“, sagte sie spöttisch, „wollen Sie, daß ich mich erkälte, reichen Sie mir lieber meinen Schlafpelz.“

Der Fürst beeilte sich, den grünsammtenen mit goldig schimmerndem Zobelpelz gefütterten und besetzten Schlafrock von der Lehne des Stuhles zu nehmen und ihr in denselben hinein zu helfen. Die herrlichen Glieder weich in das schwellende Pelzwerk geschmiegt, ließ sich das schöne verführerische Weib auf einen Divan nieder, welcher in der Nähe des Kamins stand und zog den Fürsten an ihre Seite.

„Ich kann also unbedingt auf Sie rechnen“, begann sie.

„Ich bin bereit, wenn es nöthig ist, mein Blut für Sie zu verspritzen“, erwiderte Mentschikoff mit der Begeisterung der Leidenschaft.

„Ich will ja nicht Ihr Blut, sondern jenes meines Gatten“, sagte sie mit einem teuflischen Lachen, „aber ich verlange, daß Sie mir gehorchen.“

„Und was wird mein Lohn sein?“ fragte Mentschikoff.

„Wer wird jetzt schon vom Lohne sprechen“, erwiderte Katharina, indem sie ihm einen leichten Schlag auf die Wange gab, „Sie wissen, daß es dann in meiner Hand liegt, Sie zu beglücken, wie es vielleicht kein anderes Weib auf dieser Erde vermag.“

„Wer zweifelt daran“, seufzte der Fürst. „O! wie schön sind Sie, Katharina.“

„Ja, Mentschikoff, ich weiß, daß ich schön bin“, lächelte sie, „und ich weiß, daß meine Reize ein Sporn sind, mit dem ich Sie treiben kann, wohin ich will. So lange ich Sie zu meinen Füßen schmachten lasse, bin ich Ihrer sicher. Ich werde von jetzt an alle Künste der Toilette und alle Grausamkeit der Coquetterie in Bewegung setzen, um Sie rasend zu machen, und ich bin überzeugt, daß Sie dann — wenn ich es befehle — Ihren eigenen Vater morden würden.“

Sie drapirte ihre marmorgleiche herrliche Büste mit dem dunklen Pelzwerk und legte sich dann vertraulich an die Brust Mentschikoff's zurück, ihre Füße auf den Divan ausstreckend.

„So wollen wir mit einander reden“, sagte sie.

Der Fürst seufzte und verschlang das schöne Weib mit seinen Blicken, während sie ihm mit kaltblütiger Berechnung ihren verbrecherischen Plan zu entwickeln begann.

XIII.

Der Tag der Rache.

Zwei Wochen waren vergangen, seitdem sich die Kaiserin mit dem Fürsten Mentschikoff zu dem Untergange ihres Gemahls verschworen hatte; da kam ein unseliger Zufall ihren Absichten entgegen. Der Czar wurde, als er mit seinem Secretair in seinem Cabinete arbeitete, plötzlich von einem heftigen Unwohlsein befallen.

Man brachte ihn zu Bett und berief die geschicktesten Aerzte, aber Peter der Große, ein echter Natursohn, verabscheute die Arzeneien und verachtete die Medicin. Er ließ alle Mittel, die man ihm verschrieb, mit beispiellosem Starrsinn unberührt und drohte Jenen, die ihn mit Bitten bestürmten, der Meinung der Aerzte nachzugeben, mit dem Stocke. Sein Leiden verschlimmerte sich von Tag zu Tag, um so mehr, als er, von der Unruhe des Fiebers getrieben, sein Lager verließ und sich aus einem Zimmer in das andere schleppte, vom Lehnstuhl auf den Divan, vom Divan an das offene Fenster, von hier auf den Balkon, auf dem der Schnee lag, und vom Frost geschüttelt wieder zurück unter seine Decken und Bärenfelle.

Endlich sagte er eines Tages mit einem tiefen Seufzer: „Mir kann Niemand helfen als Katharina.

Sie hat mit ihren Mitteln immer Wunder bei mir gewirkt, so oft ich auch krank war, sie versteht mehr als alle Facultäten Europa's und kennt meine Natur genau. Sie könnte helfen, aber sie wird nicht wollen."

Graf Tolstoi, der Mentschikoff blind ergeben war und dem dieser den Dienst bei dem kranken Czaren anvertraut hatte, sprach die Ueberzeugung aus, daß der ausdrückliche Wunsch des Monarchen genügen werde, die Czarin an sein Krankenlager zu rufen.

„Glaubst Du?" sagte Peter der Große, „Du weißt nicht, wie ich sie behandelt habe, seit — seit damals. Aber es sei. Versuche Dein Glück bei ihr."

Tolstoi ging und Peter der Große schwankte von seinem Lager zu einem großen Lehnstuhl, in den er sich fallen ließ.

Wenige Minuten und Tolstoi kehrte mit der Nachricht zurück, daß die Kaiserin erscheinen werde. Der Czar athmete auf.

Unterdeß hatte Katharina Mentschikoff zu sich berufen und die beiden trafen ihre Anstalten, die Stunde der Vergeltung, welche das von Rachelust erfüllte Weib seit Monaten ersehnt, nahte, und sie war nicht allein entschlossen, sich zu rächen, sondern sich mit dem ganzen Behagen gesättigten Hasses und befriedigter Grausam-

keit an den Zuckungen ihres Opfers, das ihr nicht mehr entgehen konnte, zu weiden.

Sie trat, ihre Hausapotheke in der Hand, in das Schlafzimmer des Kaisers, welcher einen Versuch machte, sich zu erheben und ihr entgehen zu gehen, aber durch einen neuen heftigen Anfall daran verhindert wurde. „Ich danke Dir, meine Geliebte, daß Du gekommen bist“, sprach er mit rauher, gepreßter Stimme, „ich habe mich in meinen Leiden sehr nach Dir gesehnt. Deine Nähe thut mir wohl, Dein Blick, Deine Hand, sind eben so viel Arzneien für mich. Ich habe sie ja so lange entbehrt.

Die Kaiserin packte ihre Fläschchen aus und prüfte sie, indem sie dieselben gegen das Licht hielt.

„Gieb mir Deine Hand, Katinka“, begann der Czar von Neuem und als sie ihm dieselbe reichte, küßte er sie und streichelte sie zärtlich. „Wie kalt sie ist“, murmelte er, „aber ich will Dir vor Allem meinen Zustand schildern.“

Während Katharina ihm zuhörte und ihm dann mit der ernsten Miene eines Arztes den Puls fühlte, hatte der Fürst alle Anwesenden entfernt und die Thüren gesperrt. Seine Creaturen Tolstoi und Rumianzoff hielten die Ausgänge besetzt. Es war Niemand

im Gemach, als Peter der Große, Katharina und Mentschikoff.

Jetzt nahm Katharina ein Glas, füllte es mit Wasser, träufelte aus einem dunklen Fläschchen einen braunen Saft in dasselbe und reichte es dem Kaiser, der es mißtrauisch betrachtete, gleich einem Kinde, das sich vor einer bitteren Medicin fürchtet.

„Muß ich das trinken?" fragte er naiv.

„Ja, Du mußt und zwar auf einmal", erwiderte Katharina.

Peter der Große setzte das Glas an die Lippen und leerte es auf einen Zug. Katharina bemächtigte sich in demselben Augenblicke des Glases und des Fläschchens, aus dem sie ihm den Trunk gemischt und verließ rasch das Gemach.

„Wohin geht sie?„ fragte Peter.

„Sie wird sogleich wieder hier sein", gab Mentschikoff zur Antwort.

Wirklich kehrte Katharina sehr rasch zurück und stellte sich ihrem Gemahl gegenüber, ihn scharf in das Auge fassend. Er bemerkte plötzlich, daß sie jetzt dasselbe Kleid und denselben Prachtpelz trug, in welchem er sie vor das Schaffot ihres Geliebten geführt hatte.

„Was soll das?" fragte er, „diese Kleider sind mir unangenehm, sie erwecken mir Erinneungen —".

„Erinnerungen, welche mir in diesem Augenblicke ganz besonders werthvoll sind“, unterbrach ihn Katharina laut und höhnisch, „erinnerst Du Dich jenes kalten, sonnigen Wintermorgens, wo Du mich im Schlitten vor jenes blutbesprengte Gerüst führtest, auf dem das Haupt des unglücklichen Moens aufgeflanzt war?“

„Was willst Du damit“, fragte Peter der Große, zugleich faßte ihn aber ein tiefer Schauer und ein wüthender Schmerz begann in seinen Eingeweiden zu wühlen. „Wie wird mir“, stöhnte er, „es ist als wollten meine Sinne schwinden — was hast Du mir gegeben, Katharina? — mein Gott! mein Gott!“ — Von entsetzlichen Qualen gepeinigt, wollte er sich erheben, aber er sank matt und gebrochen in seinen Stuhl zurück. „Mentschikoff, Katharina, Ihr — Ihr ahnt nicht, was ich leide — ist so etwas möglich in einer Welt, die ein allmächtiger und gütiger Gott regiert. Hilf mir, Du dort oben, oder ich verfluche Dich und das Leben, das Du mir gegeben hast!“

Er schrie in seinem Schmerze wie ein Wahnsinniger und fuhr fort, während ihm der Angstschweiß auf die Stirne trat, die unerhörtesten Blasphemien auszustoßen. Katharina stand vor ihm, stumm und regungslos, und ließ ihren kalten Blick auf ihm haften.

„Es geht mit mir zu Ende“, stöhnte er plötzlich,

„ich will — ich — will — schreiben. Ich will ein — ein Testament machen. Papier! Papier!"

Katharina reichte ihm ruhig ein Blatt Papier.

„Eine Feder!" brüllte er jetzt in seiner wahnsinnigen Pein.

Mentschikoff blickte auf Katharina und erst als sie ihm zunickte, brachte er das Schreibzeug. Sie selbst nahm jetzt die Feder, tauchte sie in Tinte und reichte sie dem Czar.

Peter der Große begann, seine rechte zitternde Hand mit der linken unterstützend und führend, zu schreiben. Nur wenige Zeilen konnte er mühevoll auf das Papier bringen.

„Ich sterbe bei vollkommener Besinnung. Mein Weib, Katharina, klagte ich das Ehebruches an und erkläre sie des Thrones verlustig, der durch ihre Laster nur beschmutzt würde. Uebergebt Alles meiner Tochter Anna —", weiter kam er nicht. Die Hand und das Auge versagten den Dienst. Er sank weinend zurück. „Muß ich denn sterben?" stöhnte er in den fürchterlichsten Convulsionen, „ich will nicht, will nicht sterben!"

„Du bist verloren", erwiderte Katharina, „Nichts auf dieser Welt vermag Dich zu retten."

„Wer sagt Dir das?" schrie der Czar auf, seine

Hand suchte zitternd seinen Stock; aber sie fand ihn nicht. Todesangst erfaßte ihn wie einen Verbrecher.

„Ich sehe Nichts mehr, was um mich ist", murmelte er, „Nebel, nichts als Nebel, ich fürchte mich, denn aus dem Nebel kommen die Gespenster, da — da sind sie schon — Alexis — was winkst Du mir, mein Sohn — und dort der Page ohne Kopf — mein Gott! mein Gott!"

Die Geister aller Jener, deren Blut er vergossen, schienen, vor ihm aus der Erde zu steigen und ihn drohend zu umgeben. So roh und gewaltthätig seine Natur war, so feige und muthlos zeigte er sich jedes Mal, wenn eine ernste Gefahr an ihn herantrat, so in jener verzweifelten Lage am Pruth, wo er in seinem Lager von den Türken eingeschlossen war und ihn nur die List und Schönheit Katharina's und die Bestechlichkeit des Großveziers gerettet hatten, so jetzt, wo er die Schauer des Todes fühlte. Seine letzten Augenblicke waren nicht die eines großen Mannes, sondern jene eines grausamen Tyrannen. Und wie seine Verzweiflung auf das Höchste gestiegen war, kehrte — zu neuer Qual — für wenige Minuten sein Bewußtsein zurück.

Die Schmerzen schienen nachzulassen, er blickte scheu um sich und winkte Katharina, näher zu treten. „Es geht besser", murmelte er, das Haupt an ihre

Brust gelehnt und begann den Pelz an ihrem Aermel glatt zu streichen. „Deine Arzenei wirkt.“

„Ja, Peter, sie wirkt“, rief das schöne Weib mit einem gellenden Gelächter, während ihre Augen von Mordlust funkelten, „und eben deshalb stirbst Du.“

Der Czar starrte sie an, er schien sie nicht zu verstehen.

„Rache für Moens!“ fuhr sie fort, „Du stirbst durch mich!“

„Gift! Gift!“ schrie Peter der Große noch mit der letzten Kraft auf, „laß sie verhaften, Mentschikoff, wirf ihr den Kopf vor die Füße.“ Er ballte die Fäuste, um sie zu schlagen, aber sie lachte seiner Ohnmacht, und stieß ihn mit aller Kraft vor die Brust, so daß er vor Wuth weinend in den Sessel zurück sank.

„Mentschikoff gehört mir“, sprach sie dann mit eisiger Ruhe, „Du stirbst verlassen von Allen, ohne Freund, von Deinem Weibe verflucht.“

„Das Testament“, murmelte der Czar.

Katharina ergriff es und riß es in Stücke. „O! damit wollen wir heizen, wie mit jenem, in dem Du mich zu Deiner Nachfolgerin ernannt hast“, sagte sie mit vernichtendem Hohne, „Elender! sieh jetzt, wie Du ganz in meine Hand gegeben bist. Stirb und erfahre,

daß Du stirbst, damit ich herrsche, denn ich werde Deinen Thron besteigen."

Peter der Große bäumte sich noch einmal auf, seine Augen drehten, seine Lippen bewegten sich, er hob die geballten Fäuste gegen Katharina, welche vor ihm stand und eine Lache anschlug und während sie ihn verlachte, brach er zusammen. —

Sein Auge verglaste.

Er war todt.

So starb der größte Herrscher Rußlands am 8. Februar 1725, 52 Jahre alt, auf dem Höhepunkte seines Glückes und seiner Macht.

Einen Augenblick blieben die beiden Zeugen seines furchtbaren Endes sprachlos. Dann sagte Mentschikoff:. „Ich glaube, er ist todt."

Katharina legte die Hand auf seinen Kopf, dann das Ohr an seine Brust und horchte.

„Er ist todt", sagte sie nach einer Weile, „ich bin gerächt. Und jetzt rasch an's Werk."

XIV.

Wer säet, der erntet.

Verstört, aber zum Aeußersten entschlossen, traten die Mörder Peter des Großen aus dem Gemache, in

welchem der todte Kaiser lag. Katharina sperrte die Thüre hinter sich ab und nahm den Schlüssel zu sich.

Rumianzoff und Tolstoi näherten sich, ohne ein Wort zu sprechen und knieten vor dem blutbefleckten kühnen Weibe nieder. „Wir grüßen Dich, Gebieterin Rußlands", sagte der Erstere „und erwarten Deine Befehle."

Katharina winkte ihnen, sich zu erheben und traf rasch und mit sicherer Berechnung ihre Anordnungen. Sie entsendete Tolstoi, um den Senat auf der Stelle in den kaiserlichen Palast zu berufen. Rumianzoff eilte in die Kasernen der Regimenter Preobrajenski und Semenowski, während Mentschikoff zu dem Erzbischof von Nowgorod fuhr.

Katharina ging in unbeschreiblicher Aufregung in ihrem kleinen Empfangssaal auf und ab. Der Erste, welcher zurückkehrte, war Mentschikoff. Der Erzbischof trat mit ihm ein und begrüßte die Czarin ehrerbietig.

„Der Kaiser ist soeben plötzlich gestorben", begann Katharina.

Der Erzbischof erschrack sichtlich, aber faßte sich schnell. „Ein großes Unglück für das Reich", sagte er, den Kopf schüttelnd.

„Noch größeres abzuwenden", fiel die Czarin ein, „muß unsere nächste Sorge sein, der Staat muß

ein Haupt haben, ehe die Parteien sich erheben und Zwietracht säen, welche das stolze Gebäude des Dahingeschiedenen gefährden könnte."

„So viel ich weiß", sagte der Erzbischof mit einem lauernden Blick, „ist ein Testament da —".

„Es ist keines da", unterbrach ihn Katharina; „aber der Czar hat mich sterbend im Beisein Mentschikoffs zu seiner Nachfolgerin ernannt. Ich bin ent schlossen, die Zügel der Herrschaft zu ergreifen und rechne auf Euere Unterstützung dabei. Die Stunde ist gekommen, wo ich meine Freunde kennen lernen werde und meine Feinde. Ihr kennt nun meine Absicht und meinen unerschütterlichen Willen. Richtet Euch danach."

Ohne ihm weiter ein Wort zu gönnen, entließ ihn die schöne Frau im Vollgefühl ihrer Majestät mit einem leichten Kopfnicken.

Unterdessen hatte Rumianzoff den Regimentern die entsetzliche Nachricht gebracht, alle Soldaten, welche furchtlos den Schweden, Türken und Persern die Stirne geboten, weinten gleich Kindern und als der Abgesandte Katharina's ihnen sagte, Peter der Große habe seine Gemahlin schon bei Lebzeiten gekrönt, damit sie nach ihm den Thron besteige, es gäbe aber Leute, die den letzten Willen des großen Todten nicht achteten und umzustoßen suchten, da riefen Hunderte

von Stimmen: Nieder mit den Rebellen, es lebe Katharina, unser Czar!"

Als Rumianzoff hierauf noch Geld und Branntwein an die Garden vertheilte, stieg die Begeisterung auf das Höchste. Es wurde Allarm geschlagen und die beiden Regimenter sammelten sich um ihre Fahnen, bereit für Katharina zu siegen oder zu sterben.

Während dies in den Kasernen geschah, versammelte sich der Senat in dem großen Thronsaal. Die Kunde von dem unerwarteten Ableben des Czaren hatte sich blitzschnell verbreitet, Volksmassen umlagerten den Palast und harrten mit Spannung der Beschlüsse, welche die Kirchenfürsten und die Großen des Reiches fassen würden. Die Spione Mentschikoffs, als biedere Landleute und Kaufleute verkleidet, hatten vollauf zu thun, die rechte Stimmung in dieselbe zu bringen. Die beste Wirkung machte einer, der unter der Maske eines Branntweinhändlers den süßen Pöbel mit Schnaps begeisterte und dabei die gute Eigenschaft hatte, das Geld für etwas Ueberflüssiges anzusehen und daher keine Zahlung anzunehmen.

Während unten das Volk in seiner Art über die Thronfolge stritt und lärmte, begann oben die glänzende Versammlung ihre Berathung. Der Erzbischof von Nowgorod führte den Vorsitz.

Mentschikoff erschien zuerst allein vor dem Senat.

„Peter I., unser erhabener Kaiser, ist vor einer Stunde einer kurzen Krankheit erlegen“, begann er, „ein unberechenbarer Verlust hat uns, das treue Volk der Russen, das Reich und die ganze Mitwelt getroffen, denn der Name des Dahingeschiedenen war für Europa gleichbedeutend mit Bildung, Humanität und Fortschritt.“

Der Erzbischof erhob sich, um der officiellen Trauer und Rührung Worte zu leihen. Viele Senatoren brachen in allem Ernste in Thränen aus, denn es war von jeher ein nationaler Charakter der Russen, ihre größten Despoten am meisten zu lieben; so wurden Iwan der Schreckliche, Peter der Große und später Katharina II. von ihnen gleich vergöttert.

Nachdem der Senat durch Aufstehen von den Sitzen sein tiefes Beileid ausgedrückt, ergriff Fürst Alexander Mentschikoff von Neuem das Wort. „Der Kaiser“, sagte er, „hat in keiner Weise schriftliche Verfügungen über die Nachfolge getroffen, mir jedoch in vertraulichen Stunden zu wiederholten Malen den Wunsch ausgesprochen, im Falle seines Absterbens seine Gemahlin Katharina, welche er in dieser Absicht vor etwa einem Jahre krönen ließ, den Thron besteigen zu sehen.“

Nun entstand ein ungeheurer Tumult.

Ein Theil erhob sich und schrie: „Wir wollen uns von keinem Weibe regieren lassen, wir wollen einen Czaren, einen Mann, der rechtmäßige Erbe ist Prinz Peter, der Sohn des Großfürsten Alexis, es lebe Peter II.!"

„Alexis ist ausdrücklich enterbt", rief Fürst Repnin „und somit auch sein Sohn der Thronfolge verlustig. Soweit ich die Absichten meines unvergeßlichen Herrn und Kaisers kenne, hatte er die Krone seiner Tochter, der Prinzessin Anna zugedacht."

Viele stimmten freudig bei. „Ja, ihr gebührt der Thron", rief einer. „Sie hat den Geist ihres Vaters geerbt und ist dabei die Güte selbst", betheuerte ein Anderer. „Hoch, Anna! Hoch Peter II.!" tönte es durcheinander.

„Uebereilen wir uns nicht", begann Fürst Basil Dolgorucki, „denken wir zuerst an uns und dann erst an den Thron. Wählen wir Jenen, der unsere alten Rechte und Freiheiten herstellt und uns neue gewährt. Setzen wir einen Ausschuß nieder, welcher eine Constitution, etwa nach dem Muster der schwedischen, zu entwerfen hat, berathen wir dann über dieselbe und legen wir sie den Bewerbern um den Thron vor. Der-

jenige, der sie unterzeichnet und beschwört, soll unser Herrscher sein."

Die Worte Dolgorucki's erregten einen Sturm von Beifall und Widerspruch. Die Sache schien eine für die Mörder Peter des Großen unheilvolle Wendung zu nehmen, da — mitten in der größten Verwirrung und der leidenschaftlichsten Debatte ertönten plötzlich die Trommeln der Regimenter Preobrajenski und Semenowski.

Rumianzoff hatte mit denselben den Palast umzingelt und alle Ausgänge desselben besetzt.

Jetzt erst begannen die Senatoren den ganzen furchtbaren Ernst der Sachlage zu begreifen. Es war plötzlich still geworden im Saale und mitten unter dem Trommelwirbel und Geklirr der Waffen, trat Katharina ein, in Trauerkleidern, das bleiche Gesicht von einem schwarzen Schleier verhüllt.

Sie blieb mitten unter ihren Gegnern stehen, indem sie dieselben furchtlos in das Auge faßte.

„So viel ich vernommen, haben sich die meisten Stimmen in dieser erhabenen Versammlung auf den Großfürsten Peter vereinigt", begann sie, „wenn ich je daran gedacht habe, die Zügel der Regierung zu ergreifen, so war es nur in der Absicht, den Thron dem

Sohne eines Prinzen zu erhalten, dessen unglückliches Ende ich vor allen Anderen stets beweint habe."

Sie berührte diesen Punkt absichtlich mit unerhörter Frechheit, denn sie wußte nur zu gut, daß man sie beschuldigte, seinen Tod verschuldet und ihm, im Einverständniß mit seinem Vater, Peter dem Großen, Gift gereicht zu haben.

„Ich wäre jedoch zurückgetreten, wenn Aussicht in dieser Frage vorhanden gewesen wäre", fuhr sie fort, „aber schon sehe ich den hohen Senat von Parteigeist ergriffen, schon höre ich die Stimmen, welche die Rechte des Thrones anzutasten wagen und dies erinnert mich an die Pflichten, welche mir die Krönung auferlegt, das Reich vor Zwietracht zu bewahren und an die Rechte, welche mir dieselbe verleiht. Ich bin entschlossen, von denselben Gebrauch zu machen und den letzten Willen des Kaisers zu erfüllen, indem ich das seiner Hand entsunkene Scepter ergreife. Ich verspreche, den Großfürsten Peter so zu erziehen, daß er würdig wird, dem großen Monarchen in der Regierung nachzufolgen, dessen Verlust wir alle so schmerzlich beweinen."

Wieder ertönten Trommeln und vor den Thüren des Versammlungssaales rasselten die Kolben der Grenadiere nieder. Jetzt erhob sich der Erzbischof von

Nowgorod und erklärte, daß der verstorbene große Czar ihm gegenüber bei verschiedenen Gelegenheiten den Willen ausgesprochen habe, nach seinem Tode alle Rechte der Souveränetät seiner Gemahlin zu übertragen und zwar mit den Worten, daß sie, die das Reich an den Ufern des Pruth gerettet, es auch wohl zu regieren verdient. Er schloß damit, daß er Katharina als Alleinherrscherin und Kaiserin aller Russen anerkannte.

Dies Beispiel wirkte.

Die ganze Versammlung erhob sich mit lebhaftem Zuruf. „Es lebe die Kaiserin Katharina I!“ schrie Mentschikoff, indem er das Fenster öffnete. Tausende von Stimmen im Palaste und um denselben stimmten ein und der Ruf: „Es lebe Katharina I.!“ pflanzte sich durch die ganze Hauptstadt fort.

So eroberte sich das Bauernmädchen von Marienburg, die Sclavin Mentschikoffs, den alten Thron der Czaren.

Katharina nahm huldreich die Glückwünsche der Senatoren entgegen und eilte dann in ihre Gemächer, wo sie die Trauerkleider herabriß. „Genug der Heuchelei“, sprach sie, „wir stehen am Ziele.“

Eine Viertelstunde später trat sie, von Schönheit

strahlend, das funkelnde, an den katholischen Heiligenschein mahnende Diadem der Czarewna auf dem Haupte, über der fließenden weißen Atlasschleppe den rothsammtenen Hermelinpelz, heraus und zeigte sich zuerst vom Balkone den Soldaten und dem Volke. Dann schritt sie, in stolzer Haltung gnädig lächelnd, die Marmortreppe hinab, von den Garden mit begeisterten Hurrahs begrüßt, stieg zu Pferde und ritt, von Mentschikoff und einer glänzenden Suite begleitet, durch ihre Hauptstadt, überall vom Volke umdrängt und mit Jubel empfangen.

Spät am Abend kehrte sie in den Palast zurück, und so, wie sie war, im vollen Glanze der Schönheit und der Herrschaft, befahl sie Mentschikoff, vor ihr zu erscheinen.

Er trat ein und ließ sich auf ein Knie vor ihr nieder.

„So ist es recht, Du findest Dich schnell in Deine neue Stellung", sprach sie mit einem feinen Lächeln, „vergiß nie, daß Du nur der erste meiner Unterthanen bist."

„Dein Sclave", erwiderte Mentschikoff, und führte mit der Demuth eines russischen Leibeigenen den Zipfel ihres Hermelinpelzes an die Lippen.

„Und Dein Lohn? Frägst Du nicht mehr darnach“, spottete sie.

„Ich sehe Dich im Hermelin und bin belohnt genug“, erwiderte er begeistert.

„Wirklich“, sagte sie, indem sie die Hand auf seine Schulter legte, „aber mir ist wohl erlaubt, ein wenig daran zu zweifeln. Komm, mein Freund, ich werde Dir nicht sagen, daß ich Dich liebe, ich habe nur einmal geliebt in meinem Leben, aber ich bin Dir dankbar. Komm, wir wollen zu vergessen suchen, was hinter uns liegt.“ Sie hob ihn auf und er schlang, vor Seligkeit halb von Sinnen, die Arme um sie.

Die Mörder Peter des Großen genossen die Früchte ihrer Verbrechen nicht lange. Die Nemesis ereilte sie nur zu bald.

Katharina I. regierte nur zwei Jahre, dann starb sie, von Gewissensbissen gefoltert, unter schrecklichen Qualen in der Blüthe des Lebens, achtunddreißig Jahre alt.

Peter II. folgte ihr. Obwohl er mit der Tochter Mentschikoffs verlobt war, gelang es doch dem Dolgorucki, den letzteren zu stürzen, und zwar gerade in dem Augenblick, wo seine Macht eine unumschränkte

schien. Er wurde aller seiner Würden und seines Vermögens für verlustig erklärt und nach Sibirien verbannt, wo seine Frau sich die Augen blind weinte und er selbst nach zwei Jahren kummervollen Daseins in tiefster Schwermuth starb.

Die Hochzeit im Eispalast.

Anna Iwanowna, die jüngere Tochter des Prinzen Iwan Romanow, Herzogin von Kurland, war Wittwe geworden. Sie beeilte sich, das fremde unwirthliche Land so bald als möglich zu verlassen und klatschte wie ein Kind vor Vergnügen in die Hände, als sie wieder die Thürme ihres geliebten Petersburg erblickte. Anna Iwanowna war auch nicht viel mehr als ein Kind, aber ein großes, launenhaftes und sehr verzogenes Kind; eine echte Russin des achtzehnten Jahrhunderts, hielt sie das Lesen, das ihr Ostermann, der Sohn eines lutherischen Pastors, dann Kanzler des russischen Reiches, gelehrt hatte, für eine gewaltige Wissenschaft und erzählte ihrem Lehrer, als sie ihn wiedersah, mit lebhaftem Stolze, daß sie seitdem auch ihren Namen schreiben gelernt habe. Sie war nun zweiunddreißig Jahre alt, über Mittelgröße, gut gebaut, doch von mehr als stattlichem Körperumfang, ihre formlosen Züge zeigten eine apathische Gut

müthigkeit, aber in den spitzen Winkeln ihrer kleinen mongolischen Augen lauerte es wie Tücke, und manchmal blitzte es sogar wie Grausamkeit aus denselben.

Sie hatte sich jetzt in einem kleinen, ihr gehörigen hölzernen Palaste behaglich eingerichtet, denn Bequemlichkeit und ein ruhiges Wohlleben ging ihr über Alles, und saß hier in ihrem Salon in einem großen wohlgepolsterten Fauteuil, gleich einer Pagode, welche da ist, um sich anbeten zu lassen, reichte Jedem, der zu ihr kam, zuvorkommend die Hand zum Kusse dar und langweilte sich bald ebenso herzlich, als sie sich in ihrem getreuen Herzogthum Kurland gelangweilt hatte.

Sie verlangte täglich mehrmals nach Ostermann, er sollte ihr von den Zeitereignissen erzählen und sie zerstreuen, aber Ostermann war so ungalant, wenig Zeit zu haben, und so bot er ihr denn endlich einen Ersatzmann, den Fürsten Anatolius Galitzin, an.

„Kann er aber auch lesen?“ war die erste Frage des großen Kindes.

„Zu welchem Zweck, Hoheit?“ erwiderte Ostermann.

„Damit er mir die neuesten Zeitungen vorliest und auch hübsche Geschichten und andere gute Bücher, wie sie jetzt im Ausland geschrieben werden“, sagte

die Herzogin, „denn Sie wissen, mein Lieber, daß ich sehr viel auf die Wissenschaften halte."

Ostermann versicherte, daß der Fürst alle Vorzüge eines Gelehrten mit denen eines vollendeten Edelmannes vereine und zum Ueberflusse noch sehr jung und sehr hübsch sei. Nun zögerte Anna Iwanowna nicht länger, ihre Einwilligung zu geben.

Fürst Anatolius Galitzin hatte in der That durch einen französischen Hofmeister und einen deutschen Lehrer eine für jene Tage seltene Erziehung genossen, war in der französischen Literatur zu Hause und trotz seiner zwanzig Jahre im Stande, jedem mittelmäßigen Gelehrten die Spitze zu bieten.

Als der blutjunge, hochgewachsene schöne Mann bei ihr eintrat und die Fingerspitzen der Herzogin küßte, passirte derselben etwas, das für ihre hohe Stellung ebenso unschicklich, als bei ihrem Körperumfang unbequem war, sie verliebte sich nämlich sterblich in denselben und benahm sich in seiner Gegenwart gleich einem Bauernmädchen, das zum ersten Male auf dem Tanzboden ist. Sie kicherte, hielt ihr Sacktuch vor, um den Fürsten verstohleu um so besser betrachten zu können, wurde bei jedem noch so unschuldigen Worte, das er sprach, schamroth, und wenn er aus einem der Bücher, die er mitbrachte,

etwas Merkwürdiges oder Seltsames las, schlug sie ihn mit ihrer großen Hand nicht eben allzu sanft auf die Backe oder auf die Schulter und lachte wie besessen.

Galitzin, welcher seinen Geschmack an hübschen Nachbildungen antiker Statuen und Copien italienischer Gemälde gebildet hatte, dachte indeß in der Gegenwart der wohlgenährten fürstlichen Dame an Alles, nur nicht an Liebe und wollte ihre Gefühle, welche sie in bald mehr, bald minder zarte Vertraulichkeiten kleidete, durchaus nicht verstehen. Er hatte sein Ziel vor Augen, in der Diplomatie Carriere zu machen, und daher die Gelegenheit benutzt, dem Reichskanzler einen Dienst zu erweisen.

Da wurde die dicke Schöne kühner und deutlicher.

Eines Abends bemerkte Galitzin, daß sie, welche sonst ungern Toilette machte, mit besonderer Sorgfalt frisirt war und ihre üppigen Reize durch einen Schlafrock von leichtem weißen Stoffe, wie sie glaubte, in sinnbethörender Weise durchschimmern ließ. Er gab sich die Miene, es nicht zu bemerken, und setzte seine Lectüre vom vorigen Tage fort.

Plötzlich schlug ihm Anna Iwanowna das Buch aus der Hand, und da er, um bei der schlechten Beleuchtung von zwei Unschlittkerzen besser zu sehen, dem

Tische, an dem sie saß, und so auch ihr, halb den Rücken zugewendet hatte, ergriff sie ihn ohne alle Umstände bei seinem schönen Zopfe und riß so seinen Kopf zu sich herüber.

„Will Er nicht lieber mich ansehen, Musje!“ rief sie mit aller Energie, deren sie fähig war, „statt in das dumme Buch hineinzustarren.“

„Ich dachte, Hoheit haben mich zum Vorlesen befohlen“, wagte Galitzin zu bemerken.

„Ja denn“, sagte Anna Iwanowna, noch immer seinen Zopf in der Hand, „jetzt befehle ich Ihm aber, mich anzusehen und mir zu sagen, wie ich ihm gefalle.“

„Wie sollte ich wagen“, stammelte der Fürst.

„Er kann schon einiges wagen“, fiel sie ein, indem sie ihren Gefangenen endlich losließ, „also, wie gefalle ich Ihm, Musje Anatol?“

„Ich finde, das Hoheit sehr wohl aussehen —.“

„Findet Er mich schön?“ unterbrach sie ihn, direct auf ihr Ziel lossteuernd.

„O, gewiß!“

„Sieht Er also“, lächelte sie, „auch ich finde Ihn schön, und wenn Er nur wollte, so könnte ich beinahe schwach werden.“

„Ich beschwöre Hoheit, nicht schwach zu werden“, flehte Galitzin mit erhobenen Händen.

„Ich bin die Herzogin von Kurland“, sagte Anna Iwanowna mit einer Würde, welche ihr sehr komisch stand, „ich kann schwach werden, so oft ich es will, kein Mensch darf sich darüber ein Wort erlauben, oder nur einen Gedanken; sind doch Alle nur da, uns zu dienen, auch Er, Musje, ist so viel als unser Sclave, aber ich will gnädig gegen Ihn sein, ich erlaube Ihm, hier auf der Stelle vor mir niederzuknieen und mir seine Liebe zu erklären.“

„Vergebung, Hoheit“, erwiderte Galitzin, sich erhebend, „aber meine Loyalität verbietet mir, von dieser Erlaubniß Gebrauch zu machen.“

„Eine schöne Loyalität“, sagte Anna Iwanowna mit steigender Lebhaftigkeit, „welche Ihm verbietet, das zu thun, was ich wünsche.“

„Hoheit haben soeben richtig bemerkt, daß ich nur Dero Sclave —“, wandte der Fürst ein, dem der Angstschweiß auf der Stirn stand.

„Mein Sclave ist Er“, rief die Herzogin mit einem Anfluge von Majestät, „sehr richtig, also hat Er mir zu gehorchen. Ich sage Ihm also kurzweg, daß ich Ihn liebe und Ihm hiermit befehle, mich gleichfalls zu lieben.“

„Ich bin außer Stande, diesem Befehle Folge zu

leisten", gab Galitzin zur Antwort, indem er seinen Hut nahm und gegen die Thür zu retirirte.

„Was, Er will mir nicht gehorchen?" schrie Anna zornig.

„Nein!"

Die Herzogin war außer sich; aber zu bequem, den Lehnstuhl zu verlassen, rief sie: „Zu mir, gleich zu mir, ich muß Ihn beim Ohren nehmen." Und als Galitzin mit einer tiefen Verbeugung das Zimmer verließ, begann sie wie ein boshaftes Kind mit den Füßen zu stampfen und zu weinen. „Ich will ihn haben, ich will ihn schlagen, ich will ihn schlagen!"

Aber der Fürst war fort, und als er einige Tage nicht kam und sie Ostermann sagen ließ, er möge ihr doch den „hübschen Musje" wieder schicken, erhielt sie die Antwort: Galitzin habe Petersburg verlassen und eine Reise ins Ausland angetreten. Anfangs war sie sprachlos; sie begriff nicht, wie ein Mensch, der nur dazu auf der Welt war, um Ihresgleichen zu dienen und die Zeit zu vertreiben, sie verschmähen konnte, dann begann sie, Alles um sich her zu Boden zu werfen und zu zerbrechen, gab der Kammerfrau, welche sie zu Bett brachte, Fußtritte und ließ dem Koch wegen einer versalzenen Suppe fünfzig Knutenhiebe ertheilen, endlich löste sich ihr Schmerz in Thränen.

„Was soll ich jetzt anfangen", sagte sie zu Ostermann, „ich kann kein Buch mehr sehen, es erinnert mich an den Falschen, oh! ich weiß es, er hätte mich geliebt, wenn ich nur nicht so dick wäre, ich bin doch eine schöne Frau und eine Herzogin, wie soll ich es machen, daß ich wieder schlank werde?"

Ostermann rieth Bewegung an.

„Das Gehen ist zu mühsam", hieß es.

„Also Reiten."

„Ja, ich will reiten."

Ihr Stallmeister suchte ein schweres holsteiner Roß für sie aus, einen wahren Elephanten, und ritt es zu, dann bestieg sie dasselbe unter vielem Seufzen und versuchte zuerst in der Reitschule ihr Glück. Es ging besser, als sie erwartete, und bald fand sie so viel Geschmack daran, daß sie täglich mehrere Stunden in der Umgebung der Residenz umherritt und zusehends agiler und schlanker wurde. Trotzdem war sie viel zu bequem, um sich, selbst mit Hülfe ihres Stallmeisters, vom Boden aus in den Sattel zu schwingen. Wenn sie ausreiten wollte, führte ein Stallknecht das Pferd vor, und ein anderer brachte eine feste hölzerne Bank, auf diese stieg sie, und dann erst auf das Pferd.

Eines Tages mußte der eine ihrer Stallknechte, welcher

in der Trunkenheit arge Excesse verübt hatte, auf der Stelle entlassen werden und sein Nachfolger, der den Dienst noch nicht kannte, versäumte es, die Bank zu bringen.

„Was soll das? Wo ist die Bank?“ fragte Anna Iwanowna ärgerlich.

„Wozu eine Bank?“ entgegnete der neue Stallknecht, nicht ohne einen gewissen Trotz, welcher der Herzogin gefiel; sie sah ihn erst jetzt genauer an und entdeckte, daß er jung und sehr hübsch war, und daß ihn die knappe Stall-Livree sehr gut kleidete.

„Wozu eine Bank?“ wiederholte Anna Iwanowna apathisch, „damit ich auf das Pferd steigen kann.“

„Da steigt lieber gleich auf meinen Rücken“, rief der kecke Bursche und warf sich vor dem Pferde, das wie eine Mauer stand, auf alle Viere nieder. Dies gefiel seiner Gebieterin noch um vieles besser, sie lächelte, setzte den Fuß auf ihn und schwang sich so mit Hülfe des Stallmeisters in den Sattel. Dem hübschen Stallknecht krachte wohl ein wenig die Wirbelsäule unter der fürstlichen Last, aber er fragte in seiner jugendlichen Kraft nicht darnach und Anna Iwanowna noch weniger.

„Wie heißest Du?“ frug sie, die Zügel nehmend.

„Ernst Johann Biron.“

„Du bist kein Russe?“

„Nein, ein Kurländer.“

„Ich bin Dir gewogen, Ernst Biron“, sprach Anna Iwanowna, ihm die Hand zum Kusse reichend, er aber warf sich auf ein Knie nieder und rief: „Das ist nicht für mich!“

„Was ist also für Dich?“ lachte Anna Iwanowna.

„Wenn ich küssen soll, so gebt mir Euren Fuß.“

Anna Iwanowna zog langsam den Fuß aus dem Bügel und streckte ihn dem hübschen Burschen hin, der mit graziöser Ehrfurcht seine Lippen auf denselben drückte.

„Nimm ein Pferd und reite mit mir“, gebot dann die schwache Frau, welche in diesem Augenblicke bereits ebenso sehr in ihren Stallknecht verliebt war, wie vor einem halben Jahre noch in den Fürsten.

Fortan begleitete sie Biron täglich bei ihrem Spazierritt; bald befahl sie ihn zu ihrem Dienste in den Palast, und nach einem neuen halben Jahre war es ein offenes Geheimniß, daß Anna Iwanowna, Herzogin-Wittwe von Kurland, ihren Stallknecht zu ihrem Günstling erhoben hatte.

Im Jahre 1730 starb Czar Peter II. Die nächsten Ansprüche an den Thron hatten die Töchter



Peter's des Großen, dann die ältere Tochter Iwan Romanow's; aber Ostermann und die mit ihm alliirten Fürsten Dolgorucki warfen ihr Augenmerk auf die jüngere, Anna Iwanowna. Ostermann nahm an, daß eine Fürstin, die von ihm lesen gelernt hatte, auch in anderen Dingen seine dankbare Schülerin sein werde. Die Dolgorucki gewannen den Senat. Anna Iwanowna versprach, Biron zu entfernen und die absolute Macht der Krone zu Gunsten des Adels einzuschränken. Um diesen Preis bestieg sie den russischen Thron.

Als Basil Dolgorucki zu ihr kam, um ihr den Beschuß des Senats, der ihr die Krone zuerkannte, zu melden, fand er in dem Zimmer der Herzogin einen gering aussehenden Mann, dem er einen Wink gab, sich zu entfernen.

Dieser geringe Mann war Biron, und der Wink, den ihm Dolgorucki gab, kostete dem Letzteren den Kopf.

Biron sah dem mächtigen Führer der russischen Aristokratie frech ins Antlitz und ging nicht; da ergriff Dolgorucki den Unverschämten beim Arme, um ihn mit Gewalt hinauszuweisen, aber Anna Iwanowna eilte mit aller Lebhaftigkeit, die ihr zu Gebote stand, ihrem Günstling zu Hülfe, und Dolgorucki mußte sich damit begnügen, daß sie die Artikel, welche er ihr vorlegte, unterschrieb und beschwor.

Kaum war die feierliche Krönung vollzogen, da zeigte es sich, daß die Frau im kaiserlichen Hermelin die Sclavin des geringen Mannes war, der einst der Schemel ihrer Füße gewesen. Anna Jwanowna erklärte sich, ohne die beschworenen Punkte ferner zu beachten, zur Selbstherrscherin, was so viel hieß, als der Mann an ihrer Seite wollte nicht allein gebieten, sondern unumschränkt gebieten.

Der Senat mahnte die Kaiserin an ihr Versprechen, Biron zu entlassen; sie antwortete damit, daß sie mit ihm durch die Stadt ritt und sich so dem Volke zeigte.

Eine dumpfe Gährung machte sich unter dem Adel bemerkbar, man besorgte eine Umwälzung; das war der Augenblick, den Biron erwartet und erhofft hatte. Der einfache, von den stolzen Bojaren verachtete Mann, der sich jetzt, gleich einem asiatischen Despoten, in einem goldgestickten Prachtpelz auf seidenen Polster wälzte, begann sein Rachewerk und zugleich sein Henkeramt.

Die Kaiserin galt als apathisch und gut, aber eben deshalb war sie ihm gegenüber schwach, ja willenlos, und er war blutgierig wie ein Tiger und grausam wie eine Hyäne.

Er begnügte sich nicht damit, seine Feinde zu tödten, nein, er wollte den süßen Kelch der Rache bis

zur Neige leeren, er wollte sie mit Füßen treten, sie verhöhnen, sie demüthigen, ehe er ihnen die stolzen Köpfe herunterschlagen ließ.

Mit den Dolgorucki wurde der Anfang gemacht.

Ein Befehl der Kaiserin berief die stolzen Fürsten in den Palast. Ihre Entrüstung kannte keine Grenzen, als sie, statt zu der Monarchin, in einen Saal geführt wurden, in welchem Biron in seinem pelzbesetzten Schlafrock auf einem Ruhebett lag und sie mit spöttischem Lächeln musterte.

„Wo ist die Czarin?" rief Basil Dolgorucki.

„Ich bin hier an ihrer Statt", sagte Biron.

„Dies ist eine Verletzung unserer Rechte, wie der Würde der Monarchin", schrie Iwan Dolgorucki.

„Uns durch ihren Stallknecht empfangen lassen!" murrten die Anderen.

„Und wie nennt Ihr die Artikel, welche Ihr der Kaiserin vorgelegt habt", entgegnete Biron mit unheimlicher, lauernder Ruhe, „und die Haltung, welche Ihr einnehmt, seit sie die uneingeschränkte Macht, welche ihr gebührt, wiederhergestellt hat? Ich nenne das erstere die gröbste Beleidigung der Majestät, und das letztere — Rebellion!"

„Du willst uns zur Rede stellen?" schrie Basil Dolgorucki.

„Mehr als das. Ich fordere Euch auf, diese Schrift zu unterzeichnen“, sprach Biron, seinem Secretär einen Wink ertheilend, „in welcher Ihr die Czarin um Vergebung bittet und bedingungslose Unterwerfung unter ihren Willen —“.

„Soll wohl heißen, Deinen Willen, Bube“, brach Iwan Dolgorucki los, „nie und niemals werden wir dies unterschreiben.“

„Dann knieet nieder und bittet um Euer Leben, Rebellen!“ rief Biron, indem er aufsprang und die Glocke zog. Soldaten der Leibwache drangen von allen Seiten in den Saal und nahmen die Dolgorucki gefangen, welche sich trotzig in das Gefängniß abführen ließen.

Nach einem kurzen Processe wurden die Häupter der Familie zum Tode, die Anderen zur Verbannung nach Sibirien verurtheilt.

Biron's Rache war damit nicht gesättigt.

Er ließ den Dolgorucki's einen Wink geben, daß sie auf Begnadigung rechnen könnten, wenn sie sich vor ihm demüthigten. Sie baten um eine Unterredung. Biron erschien bei derselben, gleich einem Herrscher, in einem mit Hermelin gefütterten Ueberrock, den er, um die Dolgorucki's mit diesem Attribut des Thrones zu höhnen, nachlässig aus einander schlug. Sie warfen

sich vor dem allmächtigen Günstling auf die Knie und baten um Gnade.

„Ich will Euch gern jede Gunst erweisen", sprach Biron mit einem teuflischen Lächeln, „aber Euer Leben und Eure Freiheit kann ich Euch nicht schenken."

Den nächsten Tag wurden zwei der Fürsten enthauptet, die andern in das Exil abgeführt.

Durch den ersten Erfolg kühn gemacht, begann nun Biron, die Reihen des ihm feindlichen russischen Adels mit Hülfe des Henkers in beispielloser Weise zu lichten, nur die Geschichte Iwan's des Schrecklichen und einiger römischen Cäsaren verzeichnet ähnliche Vorgänge, wie sie jetzt stattfanden. Nachdem die Feinde niedergeworfen waren, kam die Reihe an die Freunde der Kaiserin; Keiner, der Einfluß oder Ansehen hatte, sollte am Leben bleiben, das Blut floß in Strömen, in langen Wagenzügen wanderten die Verbannten in das mörderische Klima Sibiriens, nur Ostermann wurde geschont, ja es gelang ihm, sich zum Liebling Biron's zu erheben.

Die Kaiserin unterschrieb die vielen Todesurtheile, nur der beispielslosen Gewalt weichend, welche Biron über ihre Seele gewonnen hatte, und jedesmal unter Thränen und Betheuerungen, daß sie an all' dem Unglück unschuldig sei.

Einmal, als Biron ihr ein paar neue Todesurtheile vorlegte und sie unter denselben ihre treuesten Anhänger fand, bat sie die Creatur ihrer Gunst um Gnade für dieselben, und als Biron unerschütterlich blieb, warf sie, die Czarin, deren Sclave er in der That war, sich zu seinen Füßen und bat ihn schluchzend um das Leben der Verurtheilten.

Biron aber riß sie empor, schleppte sie zum Tische hin, auf dem die furchtbaren Documente lagen, und zwang sie, zu unterzeichnen, indem er ihr selbst die Hand führte.

Die Macht Biron's wurde eine unumschränkte, als sich zu der natürlichen Trägheit der Czarin mit den Jahren ein Leiden gesellte, das ihr jede Bewegung wie jede Anstrengung zur Qual machte, die Gicht. Sie wollte nun von Regierungsgeschäften so wenig als möglich hören und verweigerte oft apathisch, wochenlang sogar ihre Unterschrift auf die Actenstücke zu setzen, welche ihr von dem factischen Regenten Rußlands vorgelegt wurden. Dies reizte seinen Zorn und sie war nicht selten seinen Mißhandlungen ausgesetzt, begnügte sich aber dann, vor ihren Kammerfrauen über ihn zu klagen und zu weinen.

Im Jahre 1740 war ein unerhört früher und beispiellos strenger Winter eingetreten. Die Czarin hatte sich erkältet und hatte, von Schmerzen gefoltert, nicht mehr den Muth, ihre Zimmer zu verlassen.

Sie saß, in Pelze eingehüllt, in ihrem Polsterstuhle beim Kamin, in dem das Feuer nie ausgehen durfte, und spielte Karten mit einer alten Hofdame. In dem Zimmer war eine Temperatur zum Ersticken, sie klagte aber immer noch über Kälte und hieß dem Heizer, von Neuem anzulegen. Da kam eines Tages Biron herein, in hohen Stiefeln, die Peitsche in der Hand, er kam von einem Ritt.

„Was ist das hier für eine Wirthschaft", schrie er, „eine Hitze zum wahnsinnig werden."

„Ich aber friere, mein Kind", sagte Anna Iwanowna schüchtern.

„Geh' an die Luft, dann wird Dir warm werden", erwiderte er im Tone des Gebieters.

„Ich kann aber nicht gehen, ich bin krank", klagte die Czarin.

„Einbildung", rief er, und begann damit, alle Fenster aufzureißen.

„Er bringt mich um", schrie Anna Iwanowna.

„Im Gegentheil, ich bringe Dich zum Leben", sprach er mit einem rohen Gelächter, „fort mit diesen

Pelzen, einer genügt, und auf der Stelle hinaus ins Freie."

„Ich kann nicht stehen", jammerte die Czarin, „die Gicht —".

Biron faßte sie bei den Händen und stellte sie auf die Füße. „Nun? Einbildung, was habe ich gesagt?" Ohne weiter zu fragen, befahl er die Portechaise der Kaiserin.

„Es ist mein Tod", klagte Anna Iwanowna und begann zu weinen, aber es half ihr nichts, sie mußte, so schwer es auch ging, allein die Treppe hinabhinken und in die Portechaise steigen; die Träger hatten den Auftrag, sie bis zu den letzten kleinen Häusern an der Newa zu tragen und nicht vor zwei Stunden zurückzukehren. Zwei ihrer Damen folgten gleichfalls in Sänften.

„O, es ist grausam kalt!" seufzte die Kaiserin, als die scharfe Luft sich trotz der geschlossenen Fenster und Pelz und Schleier fühlbar machte, „grausam kalt!" Es herrschte auch in der That eine Kälte, deren sich die ältesten Leute nicht entsinnen konnten; jeden Morgen fand man Menschen in den Straßen, welche in der Nacht erfroren waren, und die Vögel fielen erstarrt von den Bäumen und Dächern herab. Die Träger mußten von Zeit zu Zeit Halt machen und ihre Hände tüch-

tig in einander schlagen und mit Schnee reiben, wenn sie ihnen nicht erfrieren sollten; jedesmal wenn dies geschah, fror die arme gichtkranke Frau in der Sänfte erbärmlich und begann zu schluchzen und die Träger zu verwünschen. „Warum bleiben sie stehen, man soll sie vorwärts treiben, man soll sie peitschen, die Hunde!" rief sie.

Endlich war der seltsame Zug in der entferntesten Vorstadt angelangt, wo nur noch einzelne halbverfallene kleine Häuser mit windschiefen Strohdächern am Flusse standen; da schrie die Kaiserin mit einer Art Entsetzen auf.

In dem Eis der Newa war ein Loch ausgehauen und in demselben stand ein großes kräftiges Weib in einem alten Halbpelz, der ihre bloße Brust sehen ließ, und wusch Wäsche.

Die Czarin befahl zu halten und vergaß sich in ihrer Ueberraschung so weit, daß sie das Fenster ihrer Sänfte öffnete und ihren Hofdamen zurief: „Sehen Sie doch die Frau, die dort im Wasser steht, welche robuste Gesundheit, wie beneide ich sie."

Sie rief die Wäscherin, welche ungern zu gehorchen schien, zu sich und bewunderte sie jetzt, wo sie mit bloßen Füßen und rothen Wangen vor ihr im Schnee stand, noch mehr.

„Wie nennst Du Dich?" fragte sie.

„Anna Iwanowna Nullinowa, gnädige Frau; aber es ist kalt und ich bitte Euch, mich in meiner Arbeit nicht zu unterbrechen", gab die Wäscherin zur Antwort.

„Nur wenige Worte, Anna Iwanowna", sprach die Czarin, „auch ich heiße nämlich so, wie fängst Du das an, daß Du im Eise der Newa stehen kannst und nicht erfrierst, im Gegentheil so gesund und stark und hübsch bleibst, denn Du bist eine ganz hübsche Frau, Anna Iwanowna."

Die Wäscherin lächelte geschmeichelt. „Nun mit der Gesundheit ist es nicht weit her, Mütterchen", erwiderte sie, „ich bin wohl ab und zu ganz abscheulich von der Gicht geplagt."

„Von der Gicht!" schrie die Czarin auf. „Und da gehst Du mit bloßen Füßen in das Eis? Ich leide auch an der Gicht, meine Liebe, aber ich möchte weinen, wenn ich nur aus dem Zimmer soll. Freilich Du bist noch jung, ich aber bin schon siebenundvierzig Jahre alt, da ist das Blut nicht mehr so warm."

„Erst siebenundvierzig Jahre seid Ihr alt?" rief die Wäscherin, die Hände zusammenschlagend. „Und sitzt da in der Sänfte und laßt Euch tragen wie ein hundertjähriges Mütterchen; das machen Eure heißen Stuben und Eure Pelze. Ich bin über fünfzig Jahre

und laufe Euch rein wie ein Zobel durch den Schnee."

„Heilige Mutter von Kasan", seufzte die Czarin, „ich hätte Dich höchstens für vierzig gehalten, Anna Iwanowna. O, wie glücklich Du bist, gieb mir einen guten Rath, wie soll ich es anfangen, so rüstig und hübsch zu werden wie Du."

„Arbeitet so wie ich im kalten Wasser, dann nehmt etwa ein Dampfbad und wälzt Euch darnach ein wenig im Schnee, und weggeblasen ist die Gicht", sprach die Wäscherin, „aber jetzt ist es Zeit, daß ich zu meiner Wäsche zurückkehre. Gott schütze Euch, Mütterchen."

Kaum war die Czarin in den Palast zurückgekehrt, ließ sie sich einen großen Waschtrog in das Zimmer stellen und begann trotz der Qualen, welche es ihr verursachte, zu waschen und mit jener apathischen Beharrlichkeit, welche sie in jeder Beziehung charakterisirte, konnte sie sich durch mehrere Stunden, wie früher von ihren Pelzen und ihrem Fauteuil, jetzt von dieser seltsamen Beschäftigung nicht trennen. Endlich war sie, da das Zimmer sehr warm geheizt war, ganz in Schweiß gekommen und fühlte sich dadurch ein wenig erleichtert.

„Nun aber müssen Majestät in das Dampfbad", beschworen sie ihre Hofdamen, als Anna Iwanowna

sich erschöpft auf ein Ruhebett sinken ließ, „sonst wird es noch schlimmer, als es war.“

„Ja, ja“, stimmte die arme Frau bei, „ich will, gesund und hübsch werden wie meine Namensschwester, die Wäscherin.“ Und sie ließ sich willig in das Dampfbad führen, mit Ruthen streichen und mit Bürsten reiben, bis sie weit mehr einem gekochten Krebs als einer Monarchin glich und dann im Schnee wälzen und wieder in den Dampf zurückführen, und so fort, bis sie endlich todtmüde, in warme Pelze eingehüllt, auf ihrem Ruhebett lag und zum ersten Male seit vielen Monaten ruhig und süß schlief.

An den nächsten Tagen wurde die Procedur fortgesetzt, und kaum waren zwei Wochen vergangen, onnte die Kaiserin im offenen Schlitten durch Petersburg fahren und vor dem Häuschen der Wäscherin aussteigen und in ihre niedere rauchige Stube treten.

„Ich bin gekommen, Dir zu danken, Anna Iwanowna“, begann sie, nachdem die überraschte Wäscherin ihr den Sitz unter den Heiligenbildern angewiesen; „ich danke Dir meine Gesundheit, bitte Dir eine Gnade aus.“

„Wenn es nur besser geht, Mütterchen“, sagte die Wäscherin verlegen, „mein Verdienst dabei ist gering.“

„Also, was kann ich für Dich thun?“ begann die Czarin von Neuem.

„Laßt Eure Wäsche bei mir waschen“, gab Anna Iwanowna zur Antwort.

Die Czarin und ihre Damen lachten.

„Ist dies zu viel verlangt?“ fragte die Wäscherin betroffen.

„Zu wenig, meine Liebe.“

„Wer seid Ihr denn, daß Ihr so freigebig seid?“

„Anna Iwanowna, Kaiserin von Rußland“, erwiderte die arme gichtkranke Frau stolz.

„Heilige Mutter“ — die Wäscherin sank in die Knie und begann in ihrer Herzensangst zu beten.

„Fürchte Dich nicht“, sprach die Czarin freundlich, „ich bin Dir sehr gnädig gesinnt, denn Du hast mir so gut wie das Leben gerettet. Also verlange selbst, was ich für Dich thun soll.

„Nichts für mich, gnädigstes Mütterchen Czarewna“, rief die Wäscherin, „aber nehmt Euch meines Kindes an; es ist ein schönes Kind und ein gutes Kind, werth, von einer Czarewna begünstigt zu werden.“

„Laß sehen, wo ist dies Wunderkind?“

Die Wäscherin wagte es nicht, aufzustehen, sondern rutschte auf den Knieen aus der Stube und kehrte in

wenig Augenblicken mit einem großen, herrlich gewachsenen Mädchen zurück, dessen Züge zugleich das Gepräge von Intelligenz, Güte und seltener Schönheit trugen. „Das ist meine Tochter", sagte sie nicht ohne Stolz.

„Nun, Du hast alle Ursache, Dich ihrer zu freuen", sprach die Kaiserin huldvoll, „wie heißt Du, Kleine?"

„Anna Iwanowna", erwiderte die Kleine, welche größer war als die Czarin, ohne Furcht, aber auch ohne jede Zudringlichkeit.

„Du gefällst mir sehr wohl", fuhr die Czarin fort, „ich werde Dich und Deine Mutter nicht vergessen, Ihr sollt bald von mir hören, sehr bald, und wie alt bist Du?"

„Achtzehn Jahre."

„Mein Gott, mein Gott!" seufzte die Kaiserin. „Wo ist die Zeit, wo ich achtzehn Jahre alt war, wie geht das Leben dahin und die Jugend, und die Schönheit! Auch ich war einmal schön, Anna Iwanowna."

„Gnädigste Czarewna sind noch immer die schönste Frau in Rußland", betheuerte die Wäscherin.

Die Kaiserin lächelte, sie fühlte sich in diesem Augenblicke in dem niederen rauchigen Stübchen der

Wäscherin glücklich, wie seit langer, langer Zeit nicht unter dem goldenen Dache des Czarenpalastes.

Um die Wiedergenesung der Kaiserin würdig zu feiern, kam Biron, der in seinem Wesen, in seiner Lebensweise und seinen Einfällen neben der Grausamkeit auch die an Tausend und eine Nacht mahnende burleske Phantasie orientalischer Despoten besaß, auf die originelle Idee, aus dem Eise der Newa einen Palast zu erbauen und in demselben ein glänzendes Fest zu geben. Es gelang besser, als man erwartet, und der Eispalast, ein gefrorenes Märchen, lockte Tausende und wieder Tausende Neugieriger nicht allein aus Petersburg, sondern auch aus weiter Ferne herbei. Die Eisstücke waren gleich Steinen ausgehauen und nach den Regeln der Baukunst zusammengesetzt worden, so daß die Last des schweren, gleichfalls aus Eis bestehenden Daches von denselben ohne Gefahr getragen wurde. Der Palast war zweiundfünfzig Fuß lang, sechzehn Fuß breit und zwanzig Fuß hoch und mit allerhand architektonischem Zierath, gleichfalls aus Eis, geschmückt. Vor demselben standen sechs Kanonen aus Eis, die auf der Drehbank gearbeitet

waren, mit Lafetten und Rädern aus Eis und zwei Mörsern.

Neben dem Palast befand sich eine kleine Kapelle aus Eis, in der auch Altar, Fenster und Betstuhl aus Eis gearbeitet waren.

Die Kaiserin, welche sich jetzt wieder ohne jede Anstrengung bewegte, kam in einem mit vier Rappen bespannten, einen Drachen vorstellenden Schlitten, den Biron selbst lenkte, zu dem Feste, das ihr Günstling gab. Sie saß, vom Kopf bis zum Fuße in schneeweißen köstlichen Hermelin gekleidet, in schwarzen Bärenfellen. Als sie den Eispalast erblickte, blieb sie zuerst von Erstaunen sprachlos, dann schlug sie gleich einem Kinde in die Hände und eilte auszusteigen und Alles genau zu besehen.

Die geladenen Gäste, aus der Blüthe der russischen Aristokratie, waren aus Rücksicht für das eigenthümliche Lokal, von Biron angewiesen worden, in der alten Moskauer Bojarentracht zu erscheinen, welche, besonders den Damen, Gelegenheit bot, eine nie gesehene Pracht in edlem Pelzwerk, Goldstickereien und Juwelen zu entwickeln.

Eine glänzende Tafel im Eispalast, dessen Boden mit dreifachen Bärenfällen bedeckt war, eröffnete das Fest. Vor dem märchenhaften Gebäude spielte ein

Corps von dreihundert Musikern, und als sich Biron erhob, um auf die Gesundheit der Czarin zu trinken, gaben die Eiskanonen eine Salve. Sie hatten die Größe von Sechspfündern, deren gewöhnliche Ladung aus drei Pfund Pulver bestand. Man nahm aber nur ein viertel Pfund und setzte Kugeln aus gedrehtem Hanf auf. Obwohl das Eis der Geschützröhre nicht über vier Zoll dick war, hielt es die Explosion doch so gut aus, daß man nach der Tafel den Versuch mit eisernen Kugeln wagte.

Die Czarin, von den Gästen umgeben, sah von den Stufen des Eispalastes aus dem nie dagewesenen Schauspiel zu, das eine unabsehbare Menge herbeigelockt hatte.

Es wurden Bretter von zwei Zoll Dicke als Zielscheiben aufgestellt, welche von den Kugeln der Eiskanonen, in einer Entfernung von sechzig Schritten, spielend durchbohrt wurden.

Der Kanonade folgte ein Ball.

Während die Kaiserin an Biron's Seite die Polonaise tanzte, hörte sie die Gräfin Rostopschin einen Namen nennen, den sie seit beinahe fünfzehn Jahren nicht gehört, und der sogar im Stande war, ihr träges Blut in Wallung zu bringen, den Namen des Fürsten Anatol Galitzin.

„Was ist mit ihm?“ fragte sie rasch, die Reihen der Tanzenden durchbrechend.

„Man erzählt von ihm eine Geschichte, die sehr unwahrscheinlich klingt“, sagte die Gräfin, „er soll im Auslande zur katholischen Kirche übergetreten und vor wenig Tagen mit einer jungen, reizenden Französin nach Petersburg zurückgekehrt sein, in der Absicht, sich mit derselben zu vermählen.“

„Zu vermählen?“ wiederholte Anna Iwanowna, am ganzen Leibe bebend. „Nun, wir wollen sehen.“ Dann nahm sie mit einer Heftigkeit, welche Biron an ihr ganz neu war, ihren Günstling bei Seite und sprach: „Ich erfülle Deinen Willen, wie ich nur kann, jetzt habe ich zum ersten Male, seit wir uns kennen, einen Wunsch, dessen Erfüllung ich Dir befehle, verstehst Du, Biron, befehle. Der Fürst Galitzin hat mich vor Jahren beleidigt, er hat unsere heilige Kirche verlassen, ich will meine Rache an ihm haben, und zwar genau so, wie ich es Dir auftrage.“ Anna Iwanowna sprach mit geballten Fäusten und fliegender Brust, und ihre kleinen chinesischen Augen funkelten vor Mordlust.

Biron fühlte zum ersten Male etwas wie Respect vor ihr. „Deine Befehle werden streng erfüllt werden“, erwiderte er.

Eine halbe Stunde später wurden Fürst Anatol

Galitzin und seine Braut, eine französische Dame aus bester Familie, in seinem Palaste verhaftet.

„Was ist mein Vergehen?“ fragte der Fürst.

„Unbekannt“, erwiderte der Polizeioffizier kühl.

„Auf wessen Befehl erfolgt die Verhaftung?“

„Auf besonderem Befehl Ihrer Majestät der Kaiserin.“

Galitzin lachte auf, es war ein unheimliches, bitteres Lachen. Er wurde auf der Stelle von der Geliebten getrennt und in das Gefängniß gebracht, wo er mit dem Leben abschloß und sich alles Ernstes auf einen qualvollen und schimpflichen Tod vorbereitete.

Indeß war es vollkommen dunkel geworden, und die Czarin sah aus einem Fenster des Eispalastes dem prachtvollen Feuerwerke zu, das auf dem Eise der Newa abgebrannt wurde und zuletzt in magischer Beleuchtung ihren Namen zeigte. Da trat Biron zu ihr und sprach: „Es ist geschehen.“

„Gut“, sagte Anna Iwanowna mit stolzer Ruhe; sie gefiel sich offenbar sehr in der Rolle der Gebieterin. „Sende jetzt auf der Stelle zu der Wäscherin Anna Iwanowna Nullinowa, welche in einem der letzten Häuser an der Newa wohnt, und zwar einen meiner Schlitten, eines meiner besten Kleider, meinen schönsten Zobelpelz und einen großen dichten Schleier. Alle

diese Sachen hat die Wäscherin anzulegen, sich dicht zu verschleiern, so daß sie Niemand zu erkennen vermag, und hierher zu kommen, wo sie das Weitere erfahren wird."

„Wie Du befiehlst", erwiderte Biron.

„Dann entferne die Gäste und ordne Alles an, wie ich es Dir gesagt", fuhr die Czarin fort, „und man soll der Wäscherin mit aller Art begegnen, denn sie hat mir das Leben gerettet, und sie wohl in den Pelz und warme Felle einpacken, denn die Arme leidet sehr an der Gicht."

Als Galitzin, nachdem er kaum zwei Stunden in seinem Gefängniß zugebracht hatte, von dem Polizeioffizier abgeholt und ihm bedeutet wurde, einen bereitstehenden Schlitten zu besteigen, dachte er nicht anders, als die Czarin habe ihn zur Deportation nach Sibirien begnadigt, und ergab sich mit einer gewissen Heiterkeit in sein Schicksal.

Als er des magisch beleuchteten Eispalastes ansichtig wurde, fragte er erstaunt den ihn begleitenden Offizier: „Was ist das für ein neues Gebäude, ich kenne es nicht."

Staunend hörte er seinen Begleiter die Entstehung des seltsamen Bauwerkes und das eben abgehaltene Fest schildern. Sein Erstaunen wuchs, als der Schlitten vor dem Eispalaste hielt und der Offizier ihn in die neben demselben stehende Kapelle führte. Vor dem glänzend erleuchteten Altare erwarteten ihn, in Gesellschaft eines Priesters, ein unbekannter Mann mit einem Ordensstern auf der Brust und eine dicht verschleierte Dame in einem prachtvollen Hermelinpelze.

Der Unbekannte winkte ihm, näher zu treten. „Ihr seid hierher beschieden worden, Prinz", begann er feierlich, „um aus meinem Munde das Urtheil zu vernehmen, das Ihre Majestät die Czarin Anna Iwanowna, Gott erhalte sie, über Euch gesprochen. Ihre Majestät wäre im Rechte gewesen, Euch zum Tode zu verurtheilen, aber sie läßt Gnade walten und verurtheilt Euch bloß dazu, in dieser Kapelle hier Eure Vermählung und in dem nebenstehenden Eispalaste Eure Hochzeit zu feiern."

„Alles, was Ihre Majestät über mich beschließt, ist mir die höchste Gnade", erwiderte Galitzin, dem es durchaus nicht an russischer Schlauheit fehlte, „und wenn Ihr, gnädiger Herr, Ernst Biron seid —".

„Ja, der bin ich."

„Dann bitte ich Euch, an der Stelle Ihrer Ma-

jestät meinen unterthänigsten Dank entgegenzunehmen", schloß Galitzin, indem er sich vor Biron auf ein Knie niederließ und dessen Hand küßte.

In diesem Augenblicke hatte er das Herz des Günstlings für sich gewonnen.

„Wo bleibt aber die Braut?" murmelte die Dame im Hermelin.

„Ich sehe sie eben kommen", sagte Biron.

Von einem kaiserlichen Kammerherrn geführt, trat jetzt eine hochgewachsene weibliche Gestalt, über einem dunklen Sammetkleide in einen kostbaren Zobelpelz gehüllt und dicht verschleiert, ein und näherte sich demüthig und bebend der Dame im Hermelin, der sie ehrerbietig den Saum ihres Kleides küßte.

„Sei ruhig, Anna Iwanowna", sprach diese, „Alles, was hier geschieht, geschieht zu Deinem Glücke, in wenig Augenblicken bist Du eine der vornehmsten und reichsten Frauen Rußlands."

Der Priester trat vor den Altar und begann die Ceremonie. Zuerst richtete er die üblichen Fragen an den Fürsten, dann an die verschleierte Braut.

„Anna Iwanowna", wandte er sich zu ihr.

Da erst erkannte Galitzin, daß es nicht die Französin war, die mit ihm vor den Altar getreten. Er sah das imposante Weib, das neben ihm stand, über=

rascht an, und zugleich traf ihn ihr Blick zum ersten Male und ruhte lange auf dem schönen, vornehmen Manne. Sie begann am ganzen Leibe zu beben, aber von einer ganz anderen Empfindung als vorher ergriffen.

„Ja", sprach sie dann fest und vernehmlich.

Anna Iwanowna? Sollte es die Czarin sein? Liebte sie ihn noch immer? schwirrte es in Galitzin's Kopf.

Die Ringe waren gewechselt, die Beiden unauflöslich vereint.

Da winkte die andere Verschleierte und Biron führte die Gemahlin des Fürsten an seinem Arme aus der Kapelle; der Priester folgte.

Als sie allein waren, näherte sich die Dame im Hermelinpelz rasch dem Fürsten. „Du glaubst wohl, daß Du mit Deiner Französin vermählt bist", murmelte sie. „Hast Du wohl gehört, Deine Frau heißt Anna Iwanowna; was würdest Du sagen, wenn es dieselbe Anna Iwanowna wäre, die Du vor fünfzehn Jahren so ehrlos verlassen hast und die jetzt Deine Kaiserin ist."

„Ich wäre der Seligste der Sterblichen", rief Galitzin, während er sich innerlich bei dem Gedanken entsetzte.

Die Dame schlug eine höhnische Lache an. „Nein, diese Anna Iwanowna steht vor Dir.“ Sie schlug den Schleier zurück und maß den Fürsten mit einem Blick, in dem ebenso viel Haß als Eifersucht lag, denn bei dem Anblick des noch immer jungen und jetzt noch um vieles schöneren Mannes war in ihrer Brust die Liebe neu erwacht.

„Majestät!“ stammelte Galitzin, in die Knie sinkend.

„Ja, das ist Dein Platz, Sclave!“ rief die Czarin, „Deine Französin wurde auf meinen Befehl über die Grenze geschafft, und ich habe Dir die Braut erwählt, keine aus fürstlichem Geblüt wie mich, die taugt nicht für Dich, dem Sclaven taugt nur die Sclavin, Deine Anna Iwanowna ist eine — Wäscherin; geh' nun in das Brautgemach und grüße das alte Weib, das Dich dort erwartet, als Deine Gemahlin mit dem Hochzeitskuß.“

Mit diesen Worten verließ sie den Fürsten, und der Polizeioffizier erschien, um ihn in den Eispalast zu führen.

Vor dem Thore desselben sagte er zu Galitzin: „Eure Gemahlin erwartet Euch hier; die Czarin hat Befehl gegeben, daß Ihr Beide den Palast nicht vor Sonnenaufgang verlaßt, alle Fenster und Thüren sind

bewacht, wer zu entkommen sucht, wird niedergeschossen. Dies sendet Euch Excellenz Biron.“ Damit händigte er dem Fürsten einen kostbaren Pelz, ein Paar großer Pelzstiefeln und eine Pelzmütze ein.

„Es thäte ihm leid, wenn Ihr erfrieren würdet, und nun ist meine Mission zu Ende.“

Der Fürst trat in den Eispalast, welcher sofort hinter ihm geschlossen wurde, warf das Pelzwerk Biron's auf den Boden und blickte um sich. An der Wand stand ein großes, mit kostbaren Fellen bedecktes Himmelbett, in der Mitte des Gemaches ein Tisch für zwei Personen gedeckt, an demselben zwei Sitze aus Bärenfellen, und Bärenfelle bedeckten auch den Boden. In der Tiefe eines Fensters stand seine Gemahlin.

Der Fürst seufzte auf. „Also hier heißt es die Nacht zubringen“, sagte er wie im Selbstgespräch, „und noch dazu an der Seite eines alten Weibes. Also doppelter Frost. Aber was hilft das, man muß sich in sein unabänderliches Schicksal fügen; das nennt man in Frankreich Philosophie und bei uns gesunden Menschenverstand. Nun, mindestens für Magen und Kehle ist gesorgt. Also komm', meine Liebe, essen wir zu Nacht.“

Seine Frau that rasch einige Schritte gegen ihn, um dann wieder ebenso plötzlich einzuhalten.

„Was hast Du? Wenn ich Dir mißfalle, komm' immerhin näher, wir sind einmal an einander geschmiedet wie zwei Verbrecher bis an das Ende unserer Tage, jetzt heißt es, sich gutwillig vertragen. Komm'!"

Sie rührte sich noch immer nicht.

„Vorerst wollen wir aber von der freundlichen Gabe Biron's Gebrauch machen."

Der Fürst zog den Pelz an, setzte die Mütze auf und machte Anstalt, in die Stiefeln zu fahren. Da eilte die verschleierte Frau plötzlich zu ihm, und sich vor ihm niederwerfend, stammelte sie: „Laßt mich Euch bedienen, gnädiger Herr!"

„Was fällt Dir ein?"

„Laßt mich Eure Sclavin sein!"

Der Ton war seltsam, es lag etwas darin, was dem Fürsten so bekannt schien und was er doch nicht verstehen konnte, aber der Ton kam vom Herzen und ging zum Herzen.

„Deine Stimme klingt nicht wie die eines alten Weibes", sprach der Fürst, sie betrachtend, „und wenn der weite Pelz nicht trügt, scheinst Du gut gebaut. Aber ich erinnere mich, daß ich Dir noch nicht den Hochzeitskuß gegeben habe."

Seine Gemahlin sprang auf und wich scheu einige Schritte zurück. Er folgte ihr.

„Du bist mein Weib“, sprach er, „ich grüße Dich als mein Weib.“

Er hob den Schleier, um sie zu küssen; aber diesmal wich er mit einem Schrei zurück.

Nicht die alte Wäscherin, welche ihm die Czarin angekündigt, stand vor ihm, sondern ein junges, schönes Weib mit reichem blonden Haar und großen blauen Augen voll Ehrlichkeit und Klugheit und Güte und Liebe.

„Du — Du bist mein Weib?“ stammelte Galitzin.

„Ja, Herr“, sagte sie ruhig; sie sah die Wirkung, welche sie auf ihn gemacht hatte, und das gab ihr die volle Sicherheit wieder.

„Und Du willst mir dienen?“

„Ja, Herr, weil ich Euer Weib bin vor Gott und weil ich Euch liebe.“

„Nein, nein, Anna Iwanowna“, rief der Fürst, „ich werde Dein Sclave sein!“

Er warf sich vor ihr nieder und bedeckte ihre Hände mit feurigen Küssen.

„Ihr erniedrigt Euch, gnädiger Herr“, rief sie, ihn aufhebend.

„Ich bin nicht Dein Herr!“ sagte er.

„Mein Gemahl — ich bin ja doch nur eine Wäscherin; dieses schöne Kleid und dieser stolze Pelz sind nicht mein“, sagte sie verschämt.

„Ich frage nicht darnach, nun bist Du mein Weib", erwiderte er rasch, „und ich will Dich in Hermelinpelze hüllen wie eine Monarchin. Aber erkläre, wie dies Alles kam."

„Es ist mir selbst noch ein Räthsel", sagte sie. „Die Kaiserin hatte den Willen, meiner Mutter eine Gnade zu gewähren; meine Mutter aber bat sie, mir, ihrer Tochter, ihre Gunst zuzuwenden, und sie schien einverstanden. Heute plötzlich kam ein Schlitten mit diesen Kleidern; die Kaiserin befehle, die Wäscherin Anna Iwanowna möge auf der Stelle erscheinen, um mit einem reichen Fürsten vermählt zu werden. Da sagte meine Mutter, die seit ein paar Tagen von der Gicht gelähmt im Bette liegt, „wie sollte ich Hochzeit halten, von mir kann nicht die Rede sein, nimm Du den Pelz und fahre hin." Und ich gehorchte, doch nicht gern, denn ich dachte, ein reicher Fürst könne nicht anders als alt und häßlich sein. Da erblickte ich Euch, gnädiger Herr, und —".

„Und?"

„Ich gehorchte gern."

„Mein theures Weib", rief der Fürst, „nimm diesen Kuß und mit ihm Alles, was nur mein ist. Ich gehöre jetzt Dir, sowie Du mein bist, und keine Macht der Erde soll uns trennen."

Sie bebte, als seine Lippen die ihren berührten.

„Und Du liebst mich?“ flüsterte er.

Sie erwiderte kein Wort, aber sie schlang mit der Allgewalt der Liebe die Arme um ihn und gab ihm für den einen Kuß ungezählte andere zurück, bis zum Morgen.

Und Gott Amor, der das ewige Feuer heiliger Liebe unsichtbar schürte, sorgte dafür, daß die Neuvermählten nicht erfroren.

Als am Morgen die Verwechselung, welche zu Gunsten des Fürsten stattgefunden hatte, bekannt wurde, lag die Czarin infolge einer heftigen Erkältung, welche sie sich bei dem Feste im Eispalaste zugezogen, von neuem mit einem heftigen Gichtanfall auf ihrem Schmerzenslager. Das Mißlingen ihres Racheplans trug nicht wenig dazu bei, ihre Leiden zu steigern und ihr Ende zu beschleunigen.

Sie starb kurze Zeit darnach im Delirium, bald von dem Eispalaste, bald von den Eisfeldern Sibiriens phantasirend, nachdem sie zuvor Biron zum Regenten ernannt.

Dieser wendete dem Fürsten Anatol Galitzin

seine Gunst in demselben Maße zu, als die Czarin Anna Iwanowna denselben verfolgt hatte.

Die schöne Gemahlin des Fürsten fand sich mit jener den Frauen überhaupt, und insbesondere jenen der slavischen Race eigenthümlichen Bildsamkeit schnell in ihre neue Stellung und den fürstlichen Luxus, der sie umgab. Sie begnügte sich aber nicht damit, sondern suchte sich in jeder Richtung zu unterrichten und Kenntnisse zu sammeln, so daß sie in kurzer Zeit alle Frauen ihrer Zeit und ihres Standes überflügelt hatte.

Ihr Gatte, dem sie zahlreiche Erben schenkte, lebte mit ihr in ungetrübtem Glücke, und jedesmal wurde an dem Jahrestage im Kreise der Familie der glücklichen Idee der Czarin, den „Fürsten“ mit einer „Wäscherin“ zu verheirathen, gedacht, und der „Hochzeit im Eispalast“.

Frauenrache.

I.

Es war im Jahre 1741. Elisabeth, die ihrem Vater nur in seinen Schwächen und seiner Rohheit ähnliche Tochter Peter's des Großen, hatte sich durch eine beispiellos verwegene Palastrevolution den russischen Thron erobert und begann in ihrer barbarisch-phantastischen Art als eine echte Despotin ihr Leben zu genießen. Natürlich verbreiteten sich unter ihrer Regierung auch im Hofleben immer mehr jene grausamen Exzesse, an denen die russische Hofgeschichte so reich ist; einen der bezeichnendsten Fälle dieser Art, welcher einen Einblick in das zügellose Treiben jener Kreise eröffnen soll, behandelt unsere folgende Erzählung.

Die Czarin, im Bewußtsein, die schönste Frau ihres Reiches zu sein, was ihr nicht einmal ihre erbittersten Gegner streitig machen konnten, umgab sich mit einem Kranze der hübschesten Frauen und Mädchen aus

der Mitte des russischen Adels, welcher nur dazu diente, einen würdigen Rahmen für den Glanz ihrer majestätischen Reize abzugeben und Elisabeth selbst noch verführerischer und blendender erscheinen zu lassen.

Unter den jungen Damen, welche dem kaiserlichen Palaste Schmuck und Farbe gaben, seine imposanten Säle freundlich belebten, stritten die Prinzessin Gagarin und Fräulein von Olsufiew um den Preis der höchsten Anmuth. Es war nicht leicht, zwischen ihnen zu entscheiden, ja die Aufgabe hätte sogar einen Paris in Verlegenheit versetzt, denn größere Gegensätze, als die beiden Damen, lassen sich nicht mehr denken. Die Prinzessin Katinka Gagarin war eine hochgewachsene, schlanke Blondine mit einem Teint wie Mondlicht und von dem sanftesten Farbenduft der Rose angehaucht; Nadeschda von Olsufiew, eine kleine üppige Brünette mit blauschwarzem Haare und einem Paare diabolischer Feueraugen.

Lange schwankte die Waage, bis sich das Zünglein endlich der Prinzessin zuneigte, sie eroberte die Gunst der Kaiserin, und zu gleicher Zeit lag der schönste, eleganteste und gefeiertste Cavalier am russischen Hofe, Graf Dimitri Strogonoff, zu ihren Füßen.

Der Wettkampf der beiden jungen Damen hatte längst in der Brust von Beiden eine Art Haß entzündet;

derselbe kam jetzt, wo die Prinzessin Siegerin schien, vollends zum Ausbruch und zwar an demselben Tage, wo Graf Strogonoff und Katinka dem Hofe als Braut und Bräutigam vorgestellt wurden.

Fräulein von Olsufiew war in einem rosanen Atlaskleide mit weißer Spitzengarnitur erschienen, und ihre Gereiztheit hinter einer heiteren Gleichgiltigkeit verbergend, schlug sie plötzlich ihrer Nebenbuhlerin auf die Schulter und fragte sie: „Wie gefällt Ihnen meine Toilette?"

„Die Toilette, sehr gut", erwiderte die Prinzessin, „aber sie kleidet Sie nicht, liebe Nadeschda."

„Und weshalb nicht, wenn ich bitten darf?" rief die feurige Brünette, dunkelroth vor Zorn.

„Weil das zarte Rosa zu ihrem maurischen Teint und dem lebhaften Roth Ihrer Wangen durchaus nicht stimmen will", erwiderte die Prinzessin. „Wenn man eine Schönheit von dem Range unserer Kaiserin ist, dann braucht man allerdings weder auf Schnitt noch Farbe zu achten, aber wir, die wir nur hübsch sind, wir haben alle Ursache dazu."

„Ich bin also in Ihren Augen eine Mohrin, eine Bäuerin mit Rothenrübenwangen?" stammelte Fräulein von Olsufiew mit bebenden Lippen.

„Aber was fällt Ihnen ein!" besänftigte die Prin-

zessin, „wie aufgeregt, liebe Nadeschda, ich wollte Sie ja nicht beleidigen."

„Sehr gütig von Ihnen", murmelte Fräulein von Olsufiew, und aus ihren Augen einen vernichtenden Blick auf ihre Nebenbuhlerin werfend, kehrte sie derselben den Rücken. Die Umstehenden lachten, während die Czarin, welche den Lobspruch der Prinzessin gehört hatte, derselben gnädig zunickte.

Nadeschda hatte indeß die Cour verlassen und sich auf ihrem Zimmer eingesperrt. Hier riß sie das Rosakleid, das ihr so viel Schmerzen bereitet, in Stücke und warf sich dann weinend auf ihre Ottomane. Als sie nach einer Weile ihre Thränen getrocknet, begann sie mit dem Fuße zu stampfen, Verwünschungen auszustoßen und endlich nachzudenken; plötzlich wurde sie ganz ruhig, ja heiter. Offenbar hatte sie einen Entschluß gefaßt, der ihr besondere Befriedigung gewährte. Sie kleidete sich an, ließ sich ein Pferd satteln und sprengte hinaus in's Freie.

Am nächsten Tage erschien Nadeschda wieder mit der größten Unbefangenheit bei dem Lever der Czarin; ihr Auge schien jedoch Jemand zu suchen, zu vermissen.

Erst als Graf Strogonoff eintrat, blieb es an seinem schönen Antlitz haften und fortan schien ihre ganze Umgebung für die beleidigte Schöne nicht mehr zu existiren.

Der eitle Mann bemerkte bald die Herausforderung, welche in Nadeschda's Blick lag, und war schwach genug, auf ihre Koketterie einzugehen. Dadurch ermuthigt, ließ Fräulein von Olsufiew keine Gelegenheit unbenutzt, um sich dem Verlobten ihrer Nebenbuhlerin zu nähern, und so offen, so ohne jede Rücksicht auf ihren Ruf zeichnete sie den Grafen aus, daß man von der Leidenschaft des schönen Mädchens für ihn am Hofe zu sprechen begann. Die Rolle, welche Strogonoff dabei spielte, schmeichelte ihm nicht wenig, er ahnte nicht, daß er sich bereits im Netze der rachsüchtigen Schönen befand und sie nur den günstigen Augenblick erwartete, um ihn ganz gefangen zu nehmen. Zuerst fühlte er etwas wie Mitleid für sie, dann begann er sich für sie zu interessiren und endlich liebte er sie und war außer sich von Seligkeit, als sie ihm gestand, daß sie sein Gefühl theile, ja mehr noch, daß sie ihn vergöttere.

Wohin das Doppelverhältniß, in das er zu den beiden Nebenbuhlerinnen gerathen war, führen sollte; Strogonoff wußte es selbst nicht; er spielte nicht mit ihnen, sondern sie spielten um ihn ein seltsames ver=

hängnißvolles Spiel und Nadeschda gewann in demselben. Die Prinzessin, die Untreue des Grafen nicht ahnend, hatte die Laune, obwohl ihre Eltern längst todt waren, ihre beabsichtigte Hochzeit im Vaterhause, ihre Trauung in der alten halbverfallenen Kirche ihres Dorfes zu feiern. Sie begab sich, von den Segenswünschen der Kaiserin und des Hofes begleitet, auf ihre Güter und erwartete hier ihren Bräutigam, welcher noch in der Residenz seine Angelegenheiten zu ordnen hatte.

Es kam der Hochzeitstag, schon stand die Prinzessin im Brautkleide vor dem Spiegel und ihre alte Amme befestigte ihr den Myrthenkranz auf den blonden Locken, als statt des Bräutigams einer seiner Reitknechte mit einem Briefe desselben eintraf.

Als die Prinzessin den Brief gelesen, entfärbte sie sich, begann zu zittern und sank dann ohnmächtig in die Arme ihrer Amme.

Zwei Wochen später erhielt sie die Nachricht von der Vermählung Strogonoff's mit Fräulein von Olsufiew und zugleich durch einen Kosaken ihrer Nebenbuhlerin einen Zettel, der nur das Wort enthielt: „Frauenrache."

II.

Fünf Jahre waren seit diesem traurigen Tage für die Prinzessin Gagarin verflossen; das unglückliche Mädchen hatte dieselben ferne vom Hofe und der großen Welt auf ihrem Schlosse in Perusow zugebracht. Sie lebte in tiefster Einsamkeit mit allerhand Studien im Geschmacke der Zeit beschäftigt, welche ihr den Beinamen der „Philosophin“ eingetragen hatten. Da überraschte sie eines Tages die Botschaft von dem Tode des Grafen Strogonoff. Kurze Zeit darnach erschien die Prinzessin in der Residenz und wurde von der Kaiserin auf das Liebevollste empfangen.

Sie schien in das Grab des einst geliebten Mannes ihren Trübsinn und Menschenhaß versenkt zu haben, denn sie zeigte sich wieder unbefangen, heiter und liebenswürdig wie vordem, und es wurde der Czarin leicht, sie zu bestimmen, wieder in ihrer Nähe zu bleiben. Nadeschda, die Wittwe des Grafen Strogonoff, brachte das Trauerjahr auf Reisen in Deutschland, Frankreich und Italien zu, und kehrte nach Ablauf desselben gleichfalls an den Hof zurück. Man war auf das Wiedersehen der beiden Nebenbuhlerinnen nicht wenig gespannt. Alles kam indeß ganz anders, als man erwartete.

Die Prinzessin schien die ihr zugefügte Kränkung vollkommen vergeben, ja vergessen zu haben, denn bei der ersten Begegnung eilte sie auf Nadeschda zu, schloß dieselbe zärtlich in ihre Arme und küßte sie. Die Gräfin, obwohl nicht wenig überrascht von dem Entgegenkommen der Prinzessin, beeilte sich, dasselbe in herzlichster Weise zu erwidern. Wenige Wochen vergingen und die beiden Frauen, welche als die erbittertsten Feindinnen galten, waren die intimsten Freundinnen, und ihr Einvernehmen ging so weit, daß sie beschlossen, die heiße Sommerzeit, welche in der Residenz unleidlich war, gemeinschaftlich auf dem Schlosse der Prinzessin zuzubringen. Die große Reisekalesche der Letzteren brachte die beiden Damen nach Perusow.

Es war spät Abends als sie ankamen. Die Freundinnen nahmen noch einen Thee zusammen, dann zog sich die schöne Gräfin Nadeschda in ihren Schloßflügel zurück und die Prinzessin in ihr Schlafgemach, welches an dem entgegengesetzten Ende des Schlosses lag.

Als sie sich überzeugt hatte, daß die Gräfin zur Ruhe gegangen war, empfing Prinzessin Katinka den Besuch eines jungen Mannes, mit dem sie eine längere Unterredung hatt

Als er sie verließ, blieben sie noch einen Augenblick in der Thüre stehen.

„Vergiß nichts von Allem, was ich Dir aufgetragen habe“, sprach die Prinzessin, „vergiß nicht, Sergius, daß ich es bin, der Du Alles dankst, was Du bist, Deine Erziehung, die glückliche Lage, in der Du Dich befindest, und vergiß auch nicht, daß ich Dich belohnen kann, wenn Du mir gehorsam bist, und Dich strafen, Dich zertreten wie einen Wurm, wenn Du wagst, meinen Absichten entgegen zu handeln.“

Sergius verneigte sich tief, ja demüthig vor der Prinzessin, küßte ihr die Hand und entfernte sich dann rasch.

Den nächsten Morgen, nachdem die Damen das Frühstück genommen, trat er schüchtern bei ihnen ein.

„Hier stelle ich Dir einen entfernten Verwandten von mir vor“, begann die Prinzessin zu Nadeschda gewendet, „Sergius Iwanowitsch Pauloff, einen ebenso bescheidenen als gut erzogenen und liebenswürdigen jungen Mann.“

Es hätte indeß der Empfehlung der Prinzessin gar nicht bedurft, um die Gräfin auf Sergius aufmerksam zu machen. Er war so schön und benahm sich so fein und sprach so reizend französisch wie nur irgend ein Ideal der Damen jener Tage.

Der Vorschlag der Prinzessin, auszureiten, wurde von Nadeschda dankbar angenommen. Als die Pferde

vorgeführt wurden, beeilte sich Sergius, der Gräfin seine Hand zum Aufsteigen darzubieten. Nadeschda erröthete, als sie den Fuß auf dieselbe setzte und sich in den Sattel schwang.

Als sie in das Schloß zurückkehrten, hatte das feurige Herz der Gräfin bereits in bedenklicher Weise Interesse für den jungen Mann genommen, und sie fand es gar nicht nöthig, dies vor der Prinzessin zu verbergen, ja sie ließ alle Minen springen, alle Künste der Koketterie spielen, um den Jüngling zu bezaubern, und es gelang ihr vortrefflich. Noch in derselben Nacht stand Sergius mit der Guitarre unter ihrem Fenster und sang ihr eine Serenade voll Liebesgluth und Poesie gleich einem spanischen Ritter, und die schöne Gräfin erschien, vom Sternenlicht umflossen, im Fenster, und lächelte und nickte freundlich zu ihm herab.

Am nächsten Tage ließ die Prinzessin das Liebespaar, das sich so rasch zusammengefunden, nicht ohne Absicht viel allein; sie entschuldigte sich am Morgen mit Geschäften, welche sie an den Schreibtisch bannten, Nachmittags mit Besuchen, welche sie in der Nachbarschaft zu machen habe. Nadeschda und Sergius scherzten

indeß in dem weiten Schloßgarten gleich ausgelassenen Kindern. Die Gräfin im leichten Nymphengewande von weißem Schleierstoff, das dunkle Haar mit rothen Rosen geschmückt, verbarg sich bald in einer lauschigen Grotte von Tuffstein, bald hinter den hohen, grünen Taxuswänden, freilich nur, um Sergius im nächsten Augenblicke mit einem muthwilligen Liede an sich zu locken, und sich so immer wieder von ihm entdecken zu lassen. Endlich floh sie in einen kleinen chinesischen Pavillon, welcher einen kleinen Hügel krönte, und vergaß die Thüre zu sperren; hier wurde sie von Sergius gefangen, aber zugleich lag der Sieger zu ihren Füßen und schwur ihr ewige Liebe.

„Sergius", murmelte das schöne, junge Weib, indem es sich gnadenvoll zu ihm herabbeugte, „ich will Sie nicht unnöthig quälen, mein Herz und meine Hand sind frei — sie gehören Ihnen, wenn Sie wollen."

„Wie kann ich wagen, ein so hohes Ziel anzustreben!" erwiderte Sergius, immer noch auf den Knieen vor ihr, „ja wie kann ich nur daran denken, eine Frau von Ihrer vornehmen Geburt, Ihrer Stellung, Ihrem Reichthum mein zu nennen? Ich bin ein Mann, dessen Niedrigkeit und Armuth schon das Verweilen in Ihrer Nähe als ein Verbrechen erscheinen läßt.

„Wenn ich Ihnen aber sage, Sergius“, rief die Gräfin lachend, „daß ich mich nicht in einen Geldsack oder in irgend ein gräuliches Wappenthier verlieben mag, daß ich Sie zum Gatten nehme, so wie Sie sind, ohne Titel ohne Vermögen —“.

„Dies wäre Ihr Ernst, Nadeschda?“

„Fragst Du noch, Du Theurer, Vielgeliebter?“ rief sie mit einer Leidenschaft, wie sie nur in der Brust einer vornehmen Russin jener Tage entstehen konnte.

„Aber die Prinzessin“, wendete Sergius ein, „sie wird niemals ihre Einwilligung ertheilen.“

„Ist sie nicht meine Freundin?“ sagte die Gräfin.

„Ich kenne sie, sie wird sich unerschütterlich zeigen“, antwortete Sergius.

„Zugegeben, daß es so wäre“, rief die Gräfin, „nun dann werden wir sie nicht weiter fragen.“

„Das wäre mir unmöglich“, murmelte Sergius.

„Wie? Sind Sie so sehr abhängig von ihr?“

„Sie ist meine Wohlthäterin.“

„Warten wir also ab, was sie sagt“, schloß die Gräfin.

Denselben Abend noch erklärte die Gräfin ihrer Freundin, daß sie Sergius liebe, und ihm die Hand reichen wolle.

„Aber das ist ja ganz unmöglich“, erwiderte die Prinzessin.

„Weßhalb unmöglich?“ forschte Nadeschda.

„Ich werde es als Deine aufrichtige Freundin niemals zugeben“, sprach die Prinzessin mit einer Strenge, welche keinen Widerspruch aufkommen ließ. Die Gräfin schwieg also für diesmal, als sie aber am nächsten Tage Sergius beim Dejeuner vermißte, fragte sie lebhaft nach ihm.

„Schlage Dir den jungen Menschen aus dem Kopf“, sprach die Prinzessin.

„Du meinst, weil er arm ist?“

„Ja und dann sein Stand — sprechen wir nicht mehr von ihm.“

„Aber wo ist er?“ fragte Nadeschda von Neuem.

„Ich habe ihn fortgeschickt.“

„Wohin?“

„Auf eines meiner Güter, weit von hier, wo er Dich vergessen wird und Du ihn“, entgegnete die Prinzessin.

„Niemals!“ schrie die Gräfin auf.

„Nun, wir versuchen es eben“, sprach die Prinzessin mit einem seltsamen Lächeln.

Die Gräfin machte in den nächsten Tagen Miene, sich zufrieden zu geben, aber sie forschte dabei ununter=

brochen nach dem Aufenthalte des verbannten Sergius. Endlich gelang es ihr, eine Kammerfrau zu gewinnen und durch eine bedeutende Summe das Geheimniß seines Aufenthaltsortes zu erkaufen. Nadeschda schützte jetzt vor, daß eine wichtige Angelegenheit sie für einige Tage nach der Residenz führe. Die Prinzessin, in deren Auftrag jene Kammerfrau die Verrätherin gespielt hatte, setzte der Abreise ihrer Freundin keinerlei Widerstand entgegen.

Die Gräfin fuhr wirklich bis in die Residenz, schickte dort die Kalesche der Prinzessin zurück und traf alle Anstalten, um ihren Anbeter aus seiner Gefangenschaft zu befreien.

Sergius spazierte eben auf dem Dorfe, in das ihn die Prinzessin gesendet, zwischen dem hohen Getreide und suchte blaue Kornblumen und rothen Mohn, die er zu einem bunten phantastischen Kranze zusammenband, als die Gräfin plötzlich, aber nicht so unerwartet als sie glaubte, vor ihm stand.

„Nadeschda!" rief er, indem er sich zugleich vor ihr niederwerfen wollte — sie aber gab es nicht zu und schloß ihn in ihre Arme.

„Wie kommen Sie hierher?" stammelte Sergius verwirrt.

„Frage nicht, mein Geliebter", flüsterte die Gräfin,

„ich bin gekommen, Dich zu befreien. Dort, von den Bäumen jenes kleinen Haines verborgen, steht mein Wagen — er bringt uns nach der Residenz, wo in der Kapelle meines Palastes der Priester uns erwartet. Sonst ist es freilich üblich, daß der Cavalier seine Dame entführt, wir aber wollen es einmal umgekehrt versuchen.“

„Sie wollten —?“

„Ja, ich will Dich entführen“, lachte Nadeschda, „komm, besinne Dich nicht lange, eilen wir, ehe uns Jemand entdeckt!“ — Damit zog sie Sergius fort.

Als sie im Wagen saßen und der Kutscher die Pferde antrieb, sagte die Gräfin: „Jetzt bist Du mein, und keine Gewalt dieser Erde soll Dich mir entreißen, aber was hast Du da für einen Kranz?“

„Ich dachte an Sie, als ich ihn wandt“, flüsterte Sergius.

Die Gräfin nahm ihn und drückte ihn auf ihre Locken. „Wie steht er mir?“

„Wunderbar!“

„So — ich danke Dir!“

In dieser Weise scherzten sie, bis der Wagen durch die Einfahrt des gräflichen Palastes rollte und an dem Fuße der breiten Marmortreppe anhielt. Leibeigene in bunten reichen Livreen stürzten herbei, die Gebieterin

herauszuheben und den Saum ihres Gewandes zu küssen. Diese achtete ihrer indeß nicht, sie dachte nicht einmal daran, Toilette zu machen, staubbedeckt wie sie war, eilte sie mit dem Geliebten zur Kapelle und schien erst dann vollkommen beruhigt, als der Priester sie und Sergius mit dem unauflöslichen Bande der russischen Kirche für immer vereinigt hatte.

Es war seltsam, als das Paar den Altar verließ; die Gräfin glühte vor Erregung, während Sergius bis in die Lippen bleich war.

„Was hast Du, mein Geliebter, mein Gemahl?“ sprach Nadeschda zärtlich.

„Nichts, nichts“, murmelte Sergius.

Die Neuvermählten nahmen rasch ein kleines Mahl zusammen ein, dann stiegen sie von Neuem in den Wagen und verließen noch in derselben Stunde die Residenz.

Die Vermählung der Gräfin Strogonoff machte ungeheures Aufsehen. Die Czarin zürnte, daß dieselbe ohne ihre Einwilligung stattgefunden, die Verwandten ereiferten sich über die Wahl Nadeschda's, nur eine einzige Person, jene, von welcher der höchste Ausbruch des Unwillens zu erwarten war, die Prinzessin Katinka Gagarin, brach beim Empfang der Vermählungsbotschaft in wilden Jubel aus.

Wie dies kam? Dies Räthsel wird die Zeit uns bald lösen.

III.

Zwei Monate weilte die Gräfin mit ihrem Gemahle im Auslande, und während dieser Zeit schwelgten sie Beide in Liebe und frohem Genuß des Lebens. Mit Beginn des Winters kehrten sie zurück. Gleich nach ihrer Ankunft begannen drohende Wolken für sie heraufzusteigen; die Verwandten, die Freunde zogen sich von ihnen zurück, und als die Gräfin sich der Czarin zu Füßen werfen wollte, um ihre Vergebung zu erflehen, wurde sie von derselben nicht empfangen.

Die Prinzessin Gagarin befand sich, trotz der rauhen Jahreszeit, auf ihrem Schlosse. Zu ihr eilte jetzt Nadeschda in Begleitung ihres Gemahles. Wider Erwarten empfing die Freundin sie herzlich, ja mit sichtlicher Freude und bot ihr unaufgefordert ihre Vermittlung bei der Kaiserin an.

Nachdem sie ihren Gästen die besten Zimmer des Schlosses angewiesen, begab sich die Prinzessin nach der Residenz, um die Monarchin zu versöhnen. Nach wenigen Tagen schon konnte sie mit den glänzendsten Hoffnungen heimkehren. Die Czarin — so eröffnete sie der Gräfin — hatte zugesagt, an einem Feste theil=

zunehmen, das die Prinzessin auf ihrem Schlosse veranstalten wollte. Bei dieser Gelegenheit sollte sich Nadeschda der Kaiserin zu Füßen werfen und die Letztere werde nicht zögern, sie aufzuheben und ihr zu vergeben.

Die Gräfin dankte der aufopfernden Freundin in den übertriebensten Ausdrücken; diese lehnte jedoch vorläufig alle Danksagungen ab und beschäftigte sich nur mit dem Arrangement des projektirten Festes.

Endlich war Alles bereit. Wagen auf Wagen kamen aus der Residenz und brachten der Prinzessin ihre vornehmen Gäste. Zuletzt stieg aus vergoldeter Karosse die Czarin Elisabeth, die schönen verweichlichten Glieder in einen kostbaren Pelz gehüllt, und hob die Prinzessin, welche sie am Fuße der Treppe knieend empfing, auf, und küßte sie liebevoll auf die Stirne.

Nachdem die Monarchin Toilette gemacht, versammelte sich die ganze vornehme Gesellschaft in dem weitläufigen Prachtsaale des Schlosses bei der Tafel. Die Kaiserin, welche eine veilchenblaue Sammetrobe mit reichem Hermelinbesatz trug, schien besonders aufgeräumt und unterhielt sich mit ihrer Umgebung in ungezwungenster Weise.

Plötzlich näherte sich ihr die Prinzessin, Nadeschda an der Hand führend. Elisabeth runzelte ein wenig die Stirne, als die Gräfin aber sich vor ihr niederzu-

werfen und laut zu weinen begann, reichte sie ihr gnädig die Hand zum Kusse und sprach, während ein eigenthümliches, halb spöttisches Lächeln um ihre vollen Lippen spielte: „Ihnen ist vergeben, Nadeschda — aber wo ist Ihr Gemahl? Ich will ihn kennen lernen!"

Es lag in den Mienen der Czarin, so sehr sie sich in diesem Augenblicke auch zu verstellen suchte, dennoch ein Zug, der es verrieth, daß sie in das Geheimniß dessen, was nun erfolgte, eingeweiht sei. Daß sie, die Gekrönte, sich dazu hergab, bei einer solchen Scene mitzuspielen, da beweist am deutlichsten ihre Lust am grausamsten Ränkespiel und ihr verderbtes Gemüth.

„Er wird dem Befehle Eurer Majestät auf der Stelle Folge leisten", sprach die Prinzessin, während sie zugleich Nadeschda neben sich einen Platz an der Tafel anwies.

In dem Augenblicke trat Sergius mit den Dienern der Prinzessin herein; aber er trug nicht die glänzende Hofkleidung, sondern die Tracht eines russischen Bauern, das Haar wie ein Leibeigener geschnitten. Er näherte sich der Kaiserin, eine Flasche Burgunderweines, den Elisabeth so sehr liebte, in der Hand.

„Was soll das — Sergius?" murmelte Nadeschda.

„Das soll bedeuten", rief die Prinzessin sich er-

hebend mit scharfer weithin tönender Stimme, „daß ich im Begriff bin, eine Schlange zu zertreten, die ich lange genug in meinem Hause gehegt habe. Dieser Mensch dort, Sergius Pauloff, der Gemahl der Gräfin Strogonoff, ist mein Leibeigener!“

Die Kaiserin stieß ein kurzes Lachen aus, während die Gräfin mit einem Schrei zusammensank, aber sie raffte sich schnell wieder auf und stürzte auf Sergius zu. „Es ist unmöglich“, rief sie, „Sergius sprich —“.

„Es ist so, wie die Prinzessin, meine gnädige Gebieterin, es sagt“, erwiderte Sergius, die Augen niederschlagend.

„Elender!“ murmelte die Gräfin, indem sie sich vernichtet abwandte.

„Thu', wie ich Dir befahl!“ rief jetzt die Prinzessin.

Sergius näherte sich der Kaiserin, um das Glas derselben zu füllen; aber seine Hand bebte und der Wein ergoß sich wie ein rother Blutstrom über das schimmernde Pelzwerk ihrer Robe.

„Ungeschickter!“ rief die Czarin, und zugleich klatschte die Hand der Prinzessin zweimal auf der Wange des armen Sergius.

„Elender Sclave!“ rief sie, „das sollst Du mir büßen. Ergreift ihn und gebt ihm hundert Peitschenhiebe.“

Die Diener stürzten sich auf Sergius, welcher nicht einmal den Versuch machte, sich zur Wehre zu setzen, und führten ihn fort.

„Gnade!“ schrie die Gräfin auf, „Gnade für meinen Mann!“

Die Prinzessin schüttelte den Kopf. „Nein, schöne Gräfin, in unserem Wörterbuche ist dieses Wort gestrichen, denn — Sie wissen ja — Frauenrache ist grausam!“

„Erbarmen, Katinka!“ stammelte die Gräfin, indem sie sich vor ihrer Nebenbuhlerin niederwarf und ihre Kniee umfaßte.

Die Prinzessin hatte keine andere Antwort für sie, als ein gellendes Hohngelächter. Nadeschda versuchte es, sich zu erheben, in der Absicht, Sergius nachzueilen, aber sie sank zu Boden und wurde ohnmächtig auf ihr Zimmer gebracht.

„Nun bitte ich Dich aber selbst um Gnade für Sergius“, flüsterte die Czarin der Prinzessin in das Ohr.

„Majestät, ich denke ja gar nicht daran, ihn peitschen zu lassen“, erwiderte diese ebenso leise, „aber sie muß glauben, daß der Mann, den sie liebt, unter der Knute blutet.“

Als die Gäste das Schloß verlassen hatten, saß

die Prinzessin in ihrem Boudoir auf einer Ottomane und vor ihr knieete Sergius.

„Du hast Deine Rolle gut gespielt“, sprach sie huldvoll, „meiner Erziehung alle Ehre gemacht, Du sollst dafür auch belohnt werden und Deine kleine Kascha, die Du schon früher gerne als Braut heimführen wolltest, bekommen!“

Sergius beugte sich demüthig zu dem Fuße seiner Herrin nieder und preßte einen dankbaren Kuß auf denselben.

Vergebens bot die Gräfin unerhörte Summen, um ihren Gemahl, den sie mit einer Art Wahnsinn liebte, ja anbetete, aus der Gewalt ihrer Feindin zu befreien. Als sie sah, daß Alles an dem Marmorherzen derselben abprallte, Bitten ebensogut als Drohungen, zog sie sich mit gebrochenem Herzen in ein Kloster zurück, in welchem sie nach kaum einem Jahre starb.

An dem Tage, wo die Prinzessin Katinka von dem Ende ihrer Nebenbuhlerin Nachricht erhielt, schenkte sie Sergius die Freiheit und vermählte ihn kurze Zeit darnach mit der schon genannten Kascha, der sie ein hübsches Bauerngut zur Aussteuer gab.

Eine weibliche Schildwache.

Die russische Hauptstadt hat sich seit mehr als zwei Wochen in ihren dichten glänzenden Schneepelz gehüllt. Die Czarin Katharina II. residirt im Winterpalast und ertheilt Audienz. Der große im Geschmack der Renaissance dekorirte und meublirte Vorsaal ist mit Bittstellern aller Nationen des weitläufigen Reiches, aller Stände, aller Lebensalter gefüllt. Unter dem herrlichen, italienischen Gemälde der Mittelwand, das Semiramis, ihr blondes Haar kämmend, darstellt in dem Augenblicke, wo sie die Meldung von dem Aufstande ihrer Feldherren erhält, sitzen zwei alte Diplomaten mit schneeweißen Puderperücken und großen Stöcken mit Elfenbeinknopf. Semiramis trägt einen mit Hermelin gefütterten offenen Schlafrock und hat einen schönen geistreichen und strengen Kopf, der lebhaft an Katharina II. errinnert. Seitwärts an dem großen holländischen Kamine, in welchem riesige Pflöcke von den Flammen verzehrt werden, flüstert ein langer,

dürrer, gelber Jesuit mit einem kirschrothen, kugelrunden Kapuziner; neben ihnen kauern drei Kirgisen auf dem kostbaren persischen Teppiche, die Kniee nach muselmännischer Sitte untergeschlagen und verzehren andächtig ihre Zwiebeln. Die Uhr auf dem Sims spielt eine Menuette. In der Fenstertiefe zwischen einem einarmigen Artillerieoffizier und einem französischen Tanzmeister lehnt ein polnischer Jude, welcher, ununterbrochen näselnd, zu beten scheint.

Und mitten unter den seltsamen Gruppen steht ein junges, schönes Mädchen von höchstens 18 Jahren; ihre feinen, edelgebildeten Züge, die schlanke, elastische Gestalt, nicht minder als der Reifrock, die schwere Seidenrobe und der damals von den Modedamen getragene Männerpaletot von dunklem Sammt, der kleine Amazonenhut mit wallender weißer Feder verrathen die vornehme Abkunft. Sie scheint die allgemeine Aufmerksamkeit zu erregen, die zwei alten Herren unter dem Bilde der Semiramis mindestens unterhalten sich sehr lebhaft von ihr.

„Was mag sie suchen“, sprach der Eine gedehnt, „ein Dekret für ihren Liebhaber. Heutzutage kann man es bei uns durch nichts so weit bringen als durch die Protektion einer Frau, und welche Vorzüge dazu gehören, dieselbe zu erringen, darüber brauche ich Euere Excellenz

wohl nicht aufzuklären. Genie und Verdienst gelten nichts mehr, ein Paar schöne Augen, eine athletische Gestalt und ein schwarzer Schnurrbart Alles."

„Ja, wir haben das vollkommene Reich der Frauen", erwiderte die Excellenz seufzend, „zur Strafe für die Sünden unserer Väter und die unseren. Eine Frau sitzt auf dem Throne und führt die Zügel der Regierung mit einer Hand, die, so klein und weiß sie ist, doch aus Eisen zu sein scheint; eine andere Frau (die Fürstin Katinka Daschkoff) ist Präsident der Akademie der Wissenschaften, Frauen sitzen über uns zu Gericht und commandiren unsere Regimenter, und nächstens werden sie Messe lesen; ich erstaune über nichts mehr."

In dem Augenblicke winkte der dienstthuende Adjutant der jungen Dame einzutreten, welche in der nächsten Sekunde vor der allmächtigen Alleinherrscherin aller Reußen stand.

So muthig das junge Mädchen war, so klopfte ihr doch das Herz recht heftig, als sie sich das erste Mal der großen Kaiserin gegenüber sah und ihr Auge auf sich ruhen fühlte, aber die Erscheinung der Monarchin war auch imposant genug und erst dieses großem helle Auge, das eine vollkommen zu durchdringen schien. Katharina II. war nicht groß, aber ihr Körperbau war von so herlicher, so vollendeter Symetrie und

Form und ihre Haltung eine so ungezwungen stolze, daß sie zugleich hoch gewachsen und vollkommen schön erschien. Die strengen Züge ihres Gesichtes, die hohe Stirne, die kühn geschwungene Adlernase, das volle harte Kinn wurden durch den vollen weichen Mund, das reiche, sanft fließende Haar, das gütige Lächeln, das um ihre Augen spielte, gemildert. Sie trug eine reichfaltige Robe von blauem Atlas mit silbergestickten Blumen, deren viereckiger Ausschnitt ihre herrliche Büste unverhüllt zeigte, und ein rothes Ordensband.

Die Kaiserin nahm zuerst das Wort.

„Ihr Name?“ fragte sie kurz und schneidend.

„Jadwiga Alexandrowna Niewelinski“, stotterte das Mädchen und wurde purpurroth.

Die Kaiserin lächelte, sie schien sich des Eindrucks ihrer Persönlichkeit zu freuen.

„Weßhalb fürchten Sie mich?“ sprach sie mit dem Ausdruck seltener Güte, aber es war die Güte der Löwin gegen das arme Mäuschen, das in ihre Höhle gerathen ist. „Sie zittern ja am ganzen Leibe, fassen Sie doch Muth“, und zugleich nahm sie das bebende Mädchen bei der Hand. „Sprechen Sie offen zu mir, sagen Sie mir Alles, was Sie auf dem Herzen haben, Sie sind so schön, so unschuldig, ich könnte Ihnen sehr gewogen sein, ja ich bin es bereits; Ihre

Bitte ist in vorhinein gewährt, sprechen Sie sie nur aus."

„Majestät" — das Mädchen bebte und stotterte wieder.

„Nun — rasch!"

„Ich — ich will Soldat werden", rief das schöne, zu Tode erschrockene Mädchen und warf sich zugleich schluchzend der Monarchin zu Füßen.

„Soldat? Sie?" entgegnete die Kaiserin, „und das sagen Sie mir unter Thränen, ich finde — ich finde es eher zum Lachen —" und die schöne Despotin brach in ein schallendes Gelächter aus, „und was treibt Sie zu diesem Entschlusse?" fuhr sie fort.

„Unglückliche Liebe", rief das Mädchen.

„Armes Kind — und deßhalb wollen Sie —." Katharina II. lachte von Neuem, daß ihr die Thränen in die Augen traten, „aber stehen Sie doch auf!"

Sie hob das Mädchen zu sich empor und küßte sie auf die Stirn.

„Vertrauen Sie mir, Jadwiga", sprach die Monarchin mit entzückender Liebenswürdigkeit. „Ich bin zu Ihrem Glück zu gleicher Zeit Frau, um Sie verstehen, und Kaiserin, um Ihnen helfen zu können, aber ich muß Alles wissen, Alles — setzen Sie sich zu mir und beichten Sie."

Katharina führte die noch immer zitternde Jadwiga zu einem Sammtdivan und zog sie an ihre Seite nieder.

„Nun also —."

„Ich liebe", begann Jadwiga Niewelinski.

„Welches junge Mädchen in Ihrem Alter bildet sich das nicht ein!"

„Aber ich liebe aufrichtig, herzlich, tief und treu, Majestät!" erwiderte Jadwiga.

„Das ist sehr viel auf einmal", bemerkte die Kaiserin ein wenig spöttisch, „und wer ist so glücklich?"

„Ich liebe einen jungen Offizier."

„Wie nennt er sich?"

„Lieutenant Nikolaus Samarin."

„In welchem Regimente?"

„Im Regimente Tobolsk."

„Ist er hübsch?"

„O! schön! und er hat auch Geist und Herz und einen herrlichen Charakter."

„Kurz, er ist ein Ideal", erwiderte Katharina lächelnd, „Sie machen mich in der That neugierig. Und liebt er Sie wieder?"

„O gewiß, ich könnte nicht leben ohne seine Liebe!" rief das schöne Mädchen begeistert.

„Was steht also Ihrem Glücke, Ihrer Verbindung entgegen?“ fragte Katharina.

„Meine Eltern“, erwiderte Jadwiga. „Unsere Familie ist stolz auf ihren alten Namen und Reichthum, und Samarin ist arm und man behauptet, er stamme von Leibeigenen ab.“

„Lächerlich!“ rief Katharina, die Achseln zuckend, „als ob der Mann, unfrei oder frei geboren, zu etwas anderem da wäre, als unser Sclave zu sein. Ich sehe aber noch immer nicht ein, wozu Sie Soldat werden wollen, mein armes, schönes Kind?“

„Majestät“, antwortete Jadwiga, „Sie werden mich augenblicklich verstehen. Nicht genug, daß meine Eltern uns ihren Segen verweigern, unsere Verbindung nicht gestatten, haben Sie noch überdies, seitdem unsere Liebe durch Samarins Werbung offenkundig geworden ist, ihm verboten, ihr Haus zu betreten, und bewachen mich so strenge, daß wir uns seit Wochen nur aus der Ferne sehen konnten. Da — als ich heute im Dome betete — kam es wie eine Erleuchtung über mich. Die große, geniale Frau, die auf Rußlands Thron sitzt und die Krone so kaiserlich zu tragen versteht, hat auch mein Geschlecht gelehrt, die Feder und den Degen zu führen, die Gräfin Satikow, Fürstin Mentschikoff und viel andere Amazonen glänzen in den

Reihen unseres Heeres durch ihre Schönheit und ihren Muth; ich will ihrem Beispiele folgen, meinen Arm, mein Leben der Kaiserin weihen, vielleicht gelingt es mir, mich auszuzeichnen, die Aufmerksamkeit der Monarchin auf mich zu lenken und mir so den Geliebten, gleichsam den Degen in der Faust, zu erobern, und schnell entschlossen ging ich geradeaus in den Palast und zur Audienz, um Euere Majestät um Ihren Schutz und die Einreihung in die Armee uud zwar in das Regiment Tobolsk, in welchem mein geliebter Nikolaus dient, unterthänigst zu bitten."

„Sehr gut", rief die Kaiserin überlustig, „sehr gut, vortrefflich ausgedacht, eines Weibes würdig. Nun, Ihre Bitte sei gewährt, Jadwiga, kehren Sie ruhig zu Ihren Eltern zurück und erwarten Sie meine Anordnungen; ich werde Sie fortan nicht mehr aus dem Auge verlieren, denn ich bin Ihnen gewogen, Jadwiga Niewelinski, sehr gewogen. Gehen Sie mit Gott!"

Eine Woche war beinahe dahingegangen, ohne daß eine Ordre von Seiten der Czarin gekommen wäre; Jadwiga ließ bereits das schöne Köpfchen, das schon so kühne und reizende Hoffnungen genährt, ein wenig hängen; sie saß jetzt von früh bis Abend an

dem Stickrahmen in der Fensternische, bis der Klang von Sporen den Geliebten ankündigte, dann nickte sie ihm zu und winkte ihm noch lange mit dem weißen Tuche, bis er um die Ecke bog.

Auch heute harrte sie auf ihn, aber vergebens, er kam nicht und die Wachtparade war doch längst vorbei. Jadwiga's Herz pochte immer unruhiger und als die Glocke sie an den Mittagstisch rief, glühte sie vor Aufregung und nahm ihren Platz an der Tafel ein, ohne eine Sylbe zu sprechen oder etwas zu sich zu nehmen.

„Was ist Dir?" fragte die Mutter besorgt.

„Nichts, nichts", erwiderte das Mädchen, „vielleicht werde ich krank."

„Einbildungen!" polterte der Vater, „ich werde Dich an einen vornehmen und reichen Mann verheirathen, der wird Dich rasch von Deiner Krankheit heilen."

Dem armen Mädchen schossen die Thränen in die Augen, da — in dem Augenblicke der höchsten Beängstigung — meldete der Kammerdiener einen kaiserlichen Adjutanten.

„Was kann das sein?" stotterte der Vater, „aber führe ihn doch herein!" Zugleich erhob sich der alte Niewelinski und ging dem jungen Offizier entgegen, welcher ihm schweigend eine Ordre der Czarin über-

gab. Herr Niewelinski erbrach sie, las und las sie wieder und sagte endlich: „Bin ich toll, vergeben Sie, Herr Adjudant, oder kann ich nicht lesen. Ich bitte, lesen Sie gefälligst selbst.“

Der Adjutant nahm die Ordre und las: „Befehl der Kaiserin an Alexander Iwanowitsch Niewelinski! Derselbe hat sofort nach Empfang Dieses seine Tochter Jadwiga für den kaiserlichen Kriegsdienst auszurüsten.“

„Also doch“, fiel der Alte ein, „aber wie ist das möglich — meine Tochter — für den Kriegsdienst —“.

„Wenn Ihre Majestät die Kaiserin es befiehlt“, sprach der Adjutant, „ist Alles möglich.“ Dann las er mit lauter Stimme weiter: „Ich habe in meiner Gnade für Jadwiga Alexandrowna verfügt, daß dieselbe in das Regiment Tobolsk eingereiht wird und hat sich das Fräulein binnen 24 Stunden bei dem Oberstcommandant dieses Fußregiments, zu melden, und den Dienst zu beginnen. Ihr Vater wird zu gleicher Zeit verhalten, dieselbe in kürzester Zeit auf seine Kosten auszurüsten, und zwar mit vier Uniformen, zwei für die Parade und zwei für den Dienst, welche sämmtlich aus dem besten Sammt anzufertigen sind. Ferner hat er dem Gemeinen Jadwiga Alexandrowna Niewelinski im Regimente Tobolsk 50 Rubel monatlich Zulage zu geben.“

„Mein Gott“, stammelte der Alte, „das kann ja nur Scherz sein.“

„Es ist voller Ernst“, belehrte ihn der Adjutant.

„Da muß ich gleich selbst zur Kaiserin“, rief die Mutter.

„Sie wird Sie nicht empfangen“, sagte der Adjutant.

„Also ist diese Ordre unwiderruflich?“ rief der Vater.

„Unwiderruflich“, antwortete der Adjutant.

„Meine Tochter ein Soldat, ein Gemeiner!“ jammerte die Mutter.

„Sei ruhig, Mutter“, sprach Jadwiga, „der Kaiserin muß man ohne Widerrede gehorchen; das wollen wir auch thun und ich will der großen genialen Frau gerne, ja mit Enthusiasmus dienen.“

„Erlauben Sie, daß ich mich setze“, seufzte Herr Niewelinski, „und diese Kosten; muß es wirklich Sammt sein, thäte es nicht Tuch.“

„Wenn in der kaiserlichen Ordre Sammt steht“, entgegnete der Adjutant lächelnd, „so thut es nichts als Sammt und die Damen, welche in der Armee dienen, tragen alle diesen Stoff.

„Und diese Zulage“, seufzte wieder der Alte, „aber da hilft nichts, Sibirien ist auch nicht geheizt,

da heißt es, lieber den Sammt zahlen und die fünfzig Rubel."

„Gewiß, Herr Niewelinski", sprach der Adjutant, „und ich werde mich beeilen, Ihrer Majestät Ihre Bereitwilligkeit, sowie Ihren begeisterten Dank zu melden."

Damit ging er und ließ die Familie Niewelinski mit ihren sehr gemischten Empfindungen allein, den Vater fluchend, die Mutter schluchzend, die Tochter im vollsten Jubel.

Jadwiga ließ indeß ihren Eltern nicht merken, wie viel Anlaß sie zu dieser seltsamen kaiserlichen Entschließung gegeben und wie selig sie über dieselbe war, sie machte ein möglichst schwermüthiges Gesicht, beeilte sich aber Toilette zu machen und stieg dann in eine Sänfte, welche sie rasch zu dem Obersten des Regimentes Tobolsk brachte.

„Ich bin durch die Kaiserin in Alles eingeweiht," begann dieser. „Auf mich können sie unbedingt zählen."

Dann klingelte er und beschied durch eine Ordonnanz den Lieutenant Samarin zu sich. Er erschien in wenigen Minuten, salutirte und blickte, in militärischer Haltung an der Thüre stehend, mit Erstaunen und einiger Verlegenheit auf Jadwiga.

Der Oberst indeß zog zwei Documente aus der Tasche und begann: „Ordre der Kaiserin an den Lieutenant Samarin. Mein lieber Samarin! Ich finde es, Sie zum Capitän in Ihrem Regimente zu ernennen. Katharina II.“

„Zum Capitän!“ rief der überraschte Samarin, „wie wäre das möglich!“

„Es ist doch so“, erwiderte der Oberst, „hören Sie nun weiter.“ „Ordre der Kaiserin an den Oberstcommandanten des Regiments Tobolsk. Das Fräulein Jadwiga Alexandrowna Niewelinski ist mit heutigem Tage als Gemeiner in das Regiment Tobolsk zu assentiren und sofort einzureihen. Sie ist in die Compagnie des Capitäns Samarin zu rangiren und es hat der genannte Capitän auf die Abrichtung dieses Rekruten seine ganz besondere persönliche Sorgfalt zu verwenden.“ — Hören Sie, Herr Capitän, — Seine ganz besondere persönliche Sorgfalt“ —.

„Werde nicht ermangeln.“ —

„Das setze ich von Ihrem Eifer für den Dienst Ihrer Majestät voraus. Dem Soldaten Jadwiga Niewelinski ist in der Kaserne des Regiments ein abgesondertes Zimmer mit aller einer Dame gebührenden Bequemlichkeit einzurichten und ein Mann zu ihrer persönlichen Bedienung beizugeben, sie ist auch in

Allem wie ein Offizier zu halten. So, mein lieber Capitän, jetzt kennen sie die Befehle ihrer Majestät und ich kann nur noch wünschen, daß Sie strenge darnach handeln. Adieu!"

Nicht lange nach dem Capitän verließ auch Jadwiga den Obersten und kehrte zu ihren Eltern zurück, um die letzte Nacht unter dem Dache derselben zu schlafen.

Den nächsten Morgen stand ein jugendlicher, schlanker Musketier im Familiensaale des Hauses Niewelinski; die zierlichen Füße in hohen schwarzen Kappenstiefeln, über dem weißen Beinkleide den knappen, grünen Leibrock mit scharlachrothen Aufschlägen, „ber dem Leibrock, gleich allen den weiblichen Soldaten Katharina's, den grünsammtenen, mit Gold reich verschnürten Ueberrock, den kurzen Säbel an dem schwarzlackirten Wehrgehänge, das üppige blonde Haar ungepudert unter dem schwarzen dreieckigen Hute in einen großen Knoten geschlungen.

So nahm Jadwiga Alexandrowna Niewelinski Abschied von ihren trostlosen Eltern, welche sie segneten und ihr ebenso weitläufige als unnütze Ermahnungen auf den Weg gaben.

Dann stieg der verführerische Musketier in ein-

Sänfte und ließ sich von zweien seiner Sclaven in die Kaserne des Regiments Tobolsk tragen, wo er sich bei dem Capitän Samarin zum Dienste meldete. Soweit ging Alles ächt militärisch, da in der Stube des Capitäns zwei jüngere Offiziere und einige weißbärtige Unteroffiziere zum Rapporte anwesend waren; als aber der Capitän und der Rekrut allein waren, stürzte der Erstere seinem Soldaten zu Füßen und der Letztere schlang seine Arme um den Hals des Vorgesetzten und bedeckte dessen Antlitz mit Küssen. Nun übersprudelten gegenseitig die Fragen die Antworten, bis sich die Liebenden über ihre ebenso reizende als seltsame Situation verständigt hatten.

Sie saßen noch lange auf dem etwas defecten Sopha des armen Commandanten, bis der Trommelwirbel im Kasernenhofe das Signal zur Musterung gab.

Es war ein köstlicher Anblick, als der junge hübsche Capitän jetzt seinen noch jüngeren und schöneren Soldaten galant an seinem Arme herabführte, ihm selbst die Muskete übergab und ihn in seine Compagnie einreihte.

Endlich war die gesammte Mannschaft in einem großen Viereck angetreten und der Oberst erschien in voller Uniform mit Feldbinde, von seinen Officieren

begleitet und hielt Revue; als dieselbe zu Ende war, verkündete er mit lauter Stimme, daß Ihre Majestät in besonderer Gewogenheit für das Regiment das hochgebotne Fräulein Jadwiga Alexandrowna Niewelinski in dasselbe eingereiht habe, es werde hiermit allen Officieren und Soldaten befohlen, dasselbe mit der einem Kameraden gebührenden Freundschaft und der einer Dame zustehenden Achtung und Galanterie zu behandeln. Schließlich stellte der Oberst die Frage, wer die Bedienung des Fräuleins übernehmen wolle.

Im Nu traten mehr als hundert Soldaten und Officiere aus dem Gliede, unter den Letzteren Capitän Samarin, welcher, als er sich von so vielen Rivalen bedroht sah, zierlich ein Knie vor dem Fräulein beugte und um diesen Dienst als ein Zeichen höchster Gunst bat.

Lächelnd wurde ihm diese Bitte als eine besondere „Gnade" gewährt und so wurde der Capitän der Diener seines jüngsten Soldaten. Er begann damit, daß er, nachdem die Revue beendet war, den schönen Musketier in das Zimmer führte, welches auf Befehl der Kaiserin mit verschwenderischem Luxus für denselben in der Kaserne eingerichtet worden war. Jadwiga stieß einen Ruf der holdesten Ueberraschung aus, als sie den reizenden kleinen Raum sah. Die Mitte

der Hauptwand nahm ein schneeweißes Himmelbett ein, dessen Falten ein scheinbar in der Luft schwebender Amor zusammenhielt, gegenüber hing das Bild Katharina's im Kaisermantel, die kleine Krone auf dem Haupte, unter demselben lud eine Sammtottomane zum Ruhen und Plaudern ein, eine mit allen zu den Bedürfnissen der damaligen Modedamen gehörigen Bagatellen beladene Toilette, ein Trumeauspiegel, und eine riesige Garderobe mit schönem Schnitzwerk vollendeten die Einrichtung, persische Teppiche bedeckten den Boden und dämpften den Schritt, im Fenster versendeten Rosen und Levkojen ihren feinen Duft.

Jadwiga war entzückt, gerührt, außer sich vor Dankbarkeit für die gütige Fee, welche ihr Leben gleich einem goldenen Märchen arrangiren zu wollen schien.

Sie blieb in der Kaserne in Allem die vornehme Dame, nur daß sie den Dienst thun mußte, wie jeder andere Soldat, darin gab es keine Ausnahme.

Am Morgen nach der Reveille kam der liebeskranke Capitän, um die Stiefeln, die Uniform und die Waffen seiner jungen Göttin zu putzen und in Stand zu setzen, dann brachte er ihr auf silberner Tasse die Chocolade und nach dem Frühstück harrte er vor der verschlossenen Thüre, bis der Musketier die Gnade hatte, seine Toilette zu beenden.

Dann begann die Abrichtung im Kasernenhofe.

„Brust heraus!“ Erst wurde die Haltung eingeschärft, dann der Schritt eingeübt, dann kamen die Handgriffe mit der Muskete und da der weibliche Soldat um hundert Procent rascher begriff und besser behielt, als die Rekruten, die man vom Pfluge weg genommen hatte, so kam man rasch zum Exerziren im Gliede und in der ganzen Compagnie.

Nach den Uebungsstunden durfte Jadwiga ruhen, dann servirte der Capitän das Diner, Nachmittag wurde wieder exerzirt, dann nach dem Zapfenstreich Thee genommen und geplaudert, geistreich und kindlich, albern und ernsthaft, wie eben zwei liebenswürdige, unschuldige Liebende plaudern.

Der Abschied bestand gewöhnlich darin, daß der Capitän einige Exerzitien repetirte.

„Habt Acht — Präsentirt das Gewehr — Schultert — Bei Fuß!“ Dann ohne Flinte: „Habt Acht — Marsch — Halt!“

Jetzt stand der Rekrut unmittelbar vor seinem Exerziermeister.

„Zur Generaldecharge — Fertig — Schlagt an — Feuer —!“ und zwei jugendliche, frische Lippen brannten im feurigsten Kusse auf einander.

Jadwiga war etwa zwei Wochen Soldat und hatte wiederholt an den Exerzitien des Regiments Theil genommen, sowie den Dienst in der Kaserne versehen, auch zu einer Parade war sie ausgerückt gewesen und hatte einen huldreichen Blick der Kaiserin empfangen, welche im Amazonenkleide, den Hut mit Tannenreisern bekränzt, auf ihrem berühmten Schimmel die Front der Truppen abritt und sie sodann defiliren ließ. Es war an dem Mittwoch der dritten Woche ihres Kriegsdienstes, als Samarins Compagnie die Wache im Winterpalaste traf.

Der junge Capitän führte Schlag zwölf Uhr Mittag seine Truppe mit klingendem Spiele und fliegender Fahne, die Geliebte als Flügelmann im dritten Gliede des ersten Zuges, vor der Hauptwache auf, löste die einzelnen Posten und schließlich die wachehabende Compagnie der Preobraschenskʼschen Garden ab und zog sich dann in das Inspektionszimmer zurück, während Jadwiga, die Arme auf der Brust gekreuzt, vor den Gewehren auf und ab stolzirte, die Vorübergehenden musterte und von denselben noch neugieriger gemustert wurde.

Auf einmal entstand lebhafte Unruhe unter dem Volke auf dem Palastplatze, Alles drängte in einen Knäuel zusammen, der sich ebenso rasch in ein langes

Spalier löste, durch welches mit Blitzesschnelle ein phantastischer Schlittenzug auf den Winterpalast zuschoß.

Die Wache rief in das Gewehr und kaum hatten die Leute Zeit, anzutreten, so waren die Vorreiter in ihren grellrothen Kosakenanzügen schon vorbeigejagt und es folgte ein großer, vollkommen schwarzer Schlitten, dessen Kopf ein schwarzer Schwan bildete, und in dem Schlitten ganz in schwarzen, glänzenden Bärenfellen saß die Kaiserin Katharina, vom Kopf bis zum Fuße in schneeweißen Hermelin gekleidet, eine hohe Kosakenmütze von Hermelin auf dem Kopfe. Den Platz neben ihr nahm ein großer, schöner Mann mit ebensoviel Rohheit als Hochmuth des Gesichtsausdruckes ein; es war ihr Günstling, der Generallieutenant Graf Orloff.

Die Wache präsentirte, die Fahne wurde gesenkt, die Trommel gerührt; die Kaiserin überflog die Truppe mit einem raschen Blick und erkannte Jadwiga, welcher sie mit dem weißen Handschuh lebhaft zuwinkte.

Graf Orloff zog die Brauen zusammen und blickte zurück, er fürchtete einen Nebenbuhler gefunden zu haben, als aber sein Auge Jadwiga traf, lächelte er freudig überrascht und grüßte gleichfalls, indem er seinen Hut artig lüftete.

Es folgten noch fünf minder prunkvolle Schlitten, im ersten die reizende, geistreiche Fürstin Daschkoff, die intime Freundin der Kaiserin, vom Volke die „kleine Katharina“ genannt, mit dem Obersthofmeister Grafen Panin, ihrem Anbeter, in den übrigen die Hofdamen der Monarchin mit ihren Cavalieren.

Nicht lange, nachdem der Zug prächtiger Schlitten vorübergeflogen war, schlug die Stunde der ersten Ablösung und auf besonderem Befehl der Kaiserin wurde Jadwiga als Schildwache vor der Thüre postirt, welche unmitelbar zu den innersten Gemächern ihrer allmächtigen Freundin führte.

Lange Zeit geschah nichts Außerordentliches, ja nicht einmal etwas Gewöhnliches. Jadwiga ging, der Instruction gemäß, welche ihr ihr geliebter Capitän sehr eingehend ertheilt hatte, die Muskete im Arme, vor der großen, weißen reichvergoldeten Thüre auf und ab und gähnte wohl auch einmal ab oder zu.

Endlich ging der eine Flügel in den Angeln und wurde, ehe Jadwiga Zeit hatte, sich in Positur zu stellen, kräftig zugeschlagen. Es war der Graf Orloff, welcher jetzt mit einem eigenthümlichen Lächeln vor der reizenden Schildwache stand.

„Ich küsse Ihnen die Hände, mein Fräulein“, begann er mit einer galanten Verbeugung.

Die weibliche Schildwache stand der empfangenen Instruction gemäß regungslos und gab keine Antwort, ja zuckte mit keiner Wimper.

„Sie finden es gewiß unbescheiden, ja vielleicht sehr unartig“, fuhr der einflußreiche Günstling fort, „daß ich es wage, das Wort an Sie zu richten, schönste der Amazonen, ohne Ihnen gebührender Maßen vorgestellt zu sein. Was? Nun so nehme ich mir denn die Freiheit, mich Ihnen selbst vorzuführen. Sie sehen in mir den armen Sterblichen, Graf Orloff genannt, Generallieutenant und Adjutanten Ihrer kaiserlichen Majestät, arm, weil er so spät erst das Glück genießt, in Ihr himmlisches Angesicht blicken zu dürfen.“

Die schöne Schildwache rührte sich nicht.

„Aber habe ich Sie denn wirklich beleidigt, mein hochgeborenes Fräulein“, rief Orloff, „daß Sie Ihren ergebensten Knecht keiner Antwort würdigen — oder —“ — er brach in lautes Lachen aus — „nehmen Sie den Dienst so ernst —“ — er lachte wieder — „so ernst, daß Sie mir nicht einmal zwei Sylben gönnen. Aber ich will mit einer einzigen zufrieden sein, mein schöner Rekrut —“.

Der mächtige Mann blickte furchtsam um sich.

„Sie scheinen mir auch in der Liebe noch ein Rekrut, schöne Jadwiga, erlauben Sie mir, im Kriegshandwerke Amors Ihr Exerziermeister zu sein, ich will meiner reizenden Aufgabe mit allem Ernste, allem Fleiße obliegen. Sagen Sie mir nur, daß ich Ihnen als Lehrmeister nicht ganz unangenehm bin, daß Sie mir erlauben, Sie anzubeten, Sie vorläufig auf meinen Knieen zu verehren, wie die heilige Mutter Gottes von Kasan. Sprechen Sie nur diese eine Sylbe, sagen Sie Ja."

Keine Antwort.

„Aber, angebetete Kriegerin, Sie nehmen Ihre Aufgabe wirklich viel zu ernst", sagte der Graf, nachdem er einige Minuten damit zugebracht hatte, in Jadwiga's tiefen blauen Augen zu blicken, „muß ich Ihnen als Ihr Vorgesetzter, als General der Armee, in deren Reihen Sie als einfacher Soldat dienen, befehlen, mir Antwort zu geben? Gut. Ich befehle Ihnen also, Soldat Fräulein Jadwiga Alexandrowna Niewelinski, beantworten Sie ungesäumt meine Frage. Erlauben Sie mir gnädigst, Sie anzubeten?"

Keine Antwort.

Die weibliche Schildwache steht regungslos, ohne nur mit einer Wimper zu zucken.

„Antworten Sie, Mademoiselle", rief Orloff

ärgerlich, „wissen Sie nicht, was Subordination ist. Oder leben Sie vielleicht gar nicht und ich muß Ihnen erst, wie jener glückliche Bildhauer seiner schönen Statue, von der allmächtigen Venus Leben erflehen oder selbst im Kusse einhauchen?"

Mit diesen Worten wollte der kühne Eroberer schöner Frauen seine kräftigen Arme um Jadwiga schlingen, aber die weibliche Schildwache verstand keinen Spaß und hielt sich buchstäblich an ihre Instruction. Sie wich zwei Schritte zurück und fällte das Bajonett.

Aber dies schreckte einen Orloff nicht zurück. Zuerst brach er in Lachen aus, dann ergriff er den Lauf der Muskete, welche ihn bedrohte, mit seinen eisernen Händen und drückte ihn bei Seite.

„Zurück oder ich schieße," rief die bedrohte Schildwache, aber schon hatte Orloff den einen Arm um sie geschlungen.

„Ich schieße —".

Der übermüthige Günstling lachte und war nahe daran, der weiblichen Schildwache einen Kuß zu rauben, da, in dem entscheidenden Augenblicke fuhr ein Fächer dazwischen und zu gleicher Zeit gab eine kleine weißbehandschuhte Frauenhand dem mächtigen Orloff eine schallende Ohrfeige.

Vor dem entsetzten, auf frischer That ertappten Manne und dem gleichfalls erschreckt erröthenden Mädchen stand hoch aufgerichtet, gebieterisch mit vor Zorn funkelnden Augen die große Katharina.

„Was geschieht hier?“ rief die Kaiserin heftig. „Was wagen Sie, und hier im Vorsaale meiner Gemächer und gleichsam unter meinen Augen?“

„Majestät“, stotterte Orloff in unbeschreiblich komischer Verlegenheit, „ich — sie — diese Schildwache — das gnädige Fräulein wollte ich sagen —“.

„Ich habe Alles gehört“, fiel Katharina scharf ein, „das arme Mädchen hat sich energisch genug gegen Ihre ebenso albernen als unverschämten Galanterien vertheidigt, Sie allein sind der Schuldige und Sie sollen auch exemplarisch bestraft werden.“

„Aber, Majestät —“.

„Schweigen Sie, Elender, ja, Sie sind ein Elender“ — und noch eine kaiserliche Maulschelle als Bekräftigung.

„Kommen Sie, Jadwiga“, fuhr Katharina fort, „wir wollen uns darüber berathen, wie wir ihn strafen, kommen Sie!“

Jadwiga rührte sich nicht, sondern blieb, das

Gewehr im Arme, den Blick fest auf die Kaiserin gerichtet stehen.

„Nun, hören Sie nicht."

Die weibliche Schildwache gab, wie es sich gehört, keine Antwort.

„Ja, was haben Sie denn?" rief die Monarchin ungeduldig.

„Vergeben, Majestät", nahm Graf Orloff dienstbeflissen das Wort, „aber die Schildwache darf auf dem Posten nicht reden."

„Wie genau Sie das jetzt auf einmal wissen", sprach die Kaiserin höhnisch. „Ich befehle Ihnen zu reden, Soldat!"

Keine Antwort.

„Ich befehle Ihnen, mir zu folgen!" rief die Kaiserin.

„Majestät", begann wieder Graf Orloff, „die Schildwache darf den Posten nicht verlassen, ehe sie nicht abgelöst wird."

„Abgelöst? Nun gut, wir wollen sie ablösen", sprach Katharina, „aber wie gleich? Ja, Orloff, Sie werden zur Strafe für Jadwiga Wache stehen —".

„Ich?" rief Orloff betroffen.

„Ja, Sie und dies soll noch lange nicht Ihre ganze und größte Strafe sein", entgegnete die Monarchin boshaft.

„Aber, Majestät, ich, ein Großer des Reiches, ein General, kann doch nicht Wache stehen", wendete Orloff immer betretener ein.

„Warum nicht", rief Katharina, „sobald ich es will? Ist nicht mein Wille das oberste, ja das alleinige Gesetz dieses Reiches, habe ich nicht aus Dir, Gregor Orloff, einen Grafen, einen General gemacht und bist Du deshalb etwas mehr als ein lebendiges Spielzeug meiner Laune? Kann ich aus Dir nicht jeden Augenblick den letzten meiner Diener, meinen Stallknecht, einen armen, elenden Leibeigenen machen? Gehorche also und nimm die Muskete!"

„Majestät, ich beschwöre Sie", bat Orloff, „mich vor der Welt nicht so preis zu geben, meine und Ihre Würde eines Scherzes wegen nicht so preis zu geben!"

„Wer sagt Dir, daß es Scherz ist?" entgegnete Katharina, welcher die beispiellose Beschämung, die komische Verzweiflung ihres Günstlings immer mehr Vergnügen machte und welche sich mit wahrhaft grausamer Freude an seiner Angst, seiner Armensündermiene weidete.

„Es kann nicht Ihr Ernst sein", stammelte Orloff.

„Es ist aber doch mein Ernst", rief die Kaiserin. „Abgelöst! Die Muskete zur Hand!"

„Es ist unmöglich“, sprach Orloff mit einigem Trotz, „ein General kann nicht Schildwache stehen.“

„Ich denke, ein General hat wie ein Soldat vor Allem zu gehorchen“, antwortete die Despotin mit dem Tone voller Strenge.

„Ich gehorche nur dem Reglement, das Eure Majestät selbst gegeben haben“, rief Orloff muthiger.

„Und dieses Reglement sagt?“

„Daß ein General nie und niemals Wache stehen kann.“

In diesem Augenblicke leuchtete etwas seltsam Teuflisches in dem Gesichte Katharina's auf, sie lächelte, aber es war ein Lächeln, bei dem es Denjenigen, dem es galt, wie Todesangst überkam, das Lächeln des Inquisitors, der den Ketzer auf die Folter zu spannen befahl, des Türken, welcher seinen Christen-Sclaven an den Pfahl binden und peitschen hieß.

„Also nie und niemals“, wiederholte die Kaiserin, „nun das gefällt mir, Gregor Orloff, daß Du so pünktlich und so eifrig dem Reglement gehorchst, das ich, wie Du sagst, selbst gegeben habe und daher vor Allem selbst respektiren muß, aber was nun thun, da ich, wie Du wohl wissen wirst, nicht gewohnt bin, meinen Willen je aufzugeben?“

Orloff zuckte die Achseln.

Die Kaiserin gab sich die Miene, einen Moment nachzudenken, dann rief sie plötzlich vergnügt: „Ich habe es. Da ein General nie und niemals Wache stehen kann, so degradire ich Dich zum Stabsoffizier, Gregor Orloff —".

„Majestät —".

„Nun?" sprach Katharina, maliciös lächelnd, „ist jetzt Dein reglementtreues Gewissen beruhigt?"

„Noch nicht ganz, Majestät", sprach der hochmüthige Günstling herausfordernd, „denn nach dem Reglement kann auch ein Stabsoffizier nicht Schildwache stehen."

Die Kaiserin zuckte verächtlich die Achseln. „Nun so degradire ich Dich hiermit zum einfachen Officier. Kannst Du jetzt Wache stehen?"

Orloff entfärbte sich auffallend und sprach in seiner Verwirrung, die schöne Despotin immer mehr reizend: „Auch jetzt nicht, Majestät, denn nach dem Reglement kann nur ein gemeiner Soldat —".

Es war heraus, das unselige Wort; in dem Moment, wo er es ausgesprochen, erschrack Orloff selbst vor demselben, aber es war zu spät.

„Nun so erfahre denn, was es heißt, meinem

Willen entgegenzutreten und lerne gehorchen, Du Nichts," rief die Kaiserin zornig, „ich entkleide Dich hiermit aller Deiner Titel, Aemter, Würden und Orden, Gregor Orloff und degradire Dich zum gemeinen Soldaten." Damit riß ihm Katharina die Epauletten und das Ordensband herab.

„Und jetzt", fuhr sie mit kalter Grausamkeit, den Blick höhnisch auf ihn geheftet, fort, „jetzt wirst Du wohl nach dem Reglement Wache stehen können, und ich rathe Dir zugleich, keinen Augenblick zu vergessen, daß Du fortan dem Korporalstocke unterstehst und bei dem geringsten Ungehorsam oder Fehltritt denselben zu kosten bekommen wirst."

Orloff war todtenbleich geworden und bebte vor Wuth am ganzen Leibe, aber er wagte nicht mehr zu widersprechen, nicht einmal mit einem Blick, er kannte Katharina II. und hielt sie für fähig, ihn, ihren Günstling, den mächtigsten Mann an ihrem Hofe, in einer grausamen Laune der öffentlichen Züchtigung, dem Spotte seiner zahlreichen Feinde, dem Gelächter des Pöbels preiszugeben.

Die Kaiserin kommandirte hierauf, gleich einem alten Wachtoffizier, die Ablösung, ließ Orloff mit der Muskete im Arme vor der Thüre ihrer Gemächer als Schildwache stehen und zog sich mit Jadwiga, beim

Fortgehen noch einen vernichtenden Blick auf den degradirten Günstling werfend, in das Innere des Palastes zurück.

Als die Kaiserin in ihrem, mit dem Luxus einer orientalischen Despotin eingerichteten Schlafgemache angelangt war, brach sie in lautes Lachen aus und warf sich mit dem graziösen Muthwillen eines jungen lustigen Mädchens in die Polster der Sammtottomane. „Nein", rief sie, „es ist wirklich zum Todtlachen, wie ernsthaft er aussah, und sahst Du auch, Jadwiga, wie bleich er geworden ist, bis in die Lippen bleich, er hat jetzt eine böse Stunde, er glaubt sich in der That verloren. O! ich sterbe noch vor Lachen, aber er verdient die Strafe, er verdient sie und er soll mich noch auf den Knieen um Gnade bitten. Ich wette, er ist überzeugt, daß es dabei bleibt, daß er als gemeiner Soldat eingereiht wird und wer weiß, ob er sich nicht damit die Zeit vertreibt, sich lebhaft die Szene auszumalen, wie ich ihn auf offnem Markte Gassenlaufen lasse. O! es ist zum Todtlachen." Die nordische Semiramis kicherte und krümmte sich in den Polstern.

„Aber, Majestät, er sollte Sie doch kennen", flüsterte Jadwiga ein wenig furchtsam.

„Er kennt mich", erwiderte Katharina, „und eben deßhalb zittert er vor mir, ja, er hat Angst vor mir und ich würde es ihm auch nicht rathen, sie nicht zu haben, er wäre dann in der That verloren, wenn ich ahnen würde, daß er nur einen Augenblick zweifelt, ja, daß er nur zu hoffen wagt, ich wäre im Stande —."

Die Kaiserin vollendete den Satz nicht, aber sie biß die Zähne zusammen und in ihrem schönen Auge, das so zärtlich, so liebevoll zu blicken verstand, funkelte jetzt nichts als blutgierige Mordlust.

„O! Du bist großmüthig und gütig!" rief Jadwiga, vor der Kaiserin niederstürzend und ihre Hände mit feurigen Küssen bedeckend.

Katharina zog das liebenswürdige Mädchen an ihre Brust.

„Ich bin nicht gut, und wenn ich es bin, so ist es nur gegen Jene, welche es verdienen, so wie Du."

„Und verdient Orloff Ihre Güte nicht?" fragte Jadwiga.

Die Kaiserin lächelte und strich ihr sanft die

losen Härchen aus der Stirne. „Nein“, sagte sie dann.

„Wie, Majestät!“

„Ich schätze seine großen Talente“, sprach die Kaiserin, „und ich bin ihm persönlich gewogen, aber er weiß es selbst am Besten, daß er mir nicht unentbehrlich ist, ja bei Keinem wäre Güte oder Großmuth weniger gut angewendet, als bei diesem wilden russischen Eisbären. Ich kann seine Rohheit nur dadurch zähmen, nur dadurch Herr seiner unbändigen, widerspenstigen Natur werden, daß ich ihn von Zeit zu Zeit daran erinnere, daß er nur mein Sclave ist und ich ihn allen Ernstes züchtige.“

„Wie soll ich das verstehen, Majestät?“ erwiderte das erstaunte Mädchen.

„Du wirst mich gleich verstehen“, sprach Katharina, „komm.“

Jadwiga folgte mit einigem Herzklopfen der Monarchin, welche ihr voran in den kleinen Saal schritt, der vor ihrem Schlafgemach lag und in welchem die Kaiserin nur ihre intimsten Besuche, ihre wenigen Freunde, die Fürstin Daschkoff, die Gräfin Saltikoff, Frau von Mellin, die beiden Orloff und den Grafen Panin zu empfangen pflegte. Aus diesem reizend dekorirten und möblirten duftigen Raume führ-

ten zwei nebeneinanderliegende Thüren, die eine in das Schlafgemach der großen Katharina, die zweite in ein Zimmer, welches sie jetzt mit einem kleinen Schlüssel aufschloß. Dieses Zimmer, in welches hierauf die beiden Damen traten, machte einen eigenthümlichen mysteriösen Eindruck.

Vier kahle Wände starrten den Eintretenden entgegen, das spärliche Licht fiel nur durch ein kleines Fenster ganz oben unter der Decke herein und sogar dieses war mit dicken Eisenstäben stark und dicht vergittert.

An der Wand, welche der Thüre gegenüber lag, hing an einem Nagel eine große Knute. Sonst war Nichts in dem Zimmer.

Jadwiga blickte staunend umher.

Katharina schlug ein lautes muthwilliges Gelächter auf. „Verstehst Du jetzt?“ fragte sie.

„Noch immer nicht, Majestät.“

„Nun, so will ich mich Dir genauer erklären“, sagte die Monarchin. „Kennst Du die Anekdote von dem russischen Leibeigenen, der seinen Herrn bat, sich einmal im Monate betrinken zu dürfen, damit er dann um so gewisser nüchtern bleiben und fleißig sein könne?“

„Nein, Majestät“, antwortete Jadwiga.

„Nun, der Herr erwiderte: Betrinke dich nur jeden ersten des Monats, dafür sollst du jeden zweiten des Monats fünfzig Knutenhiebe bekommen, damit du wieder vollkommen nüchtern bist. O! du bist ein gütiges Väterchen, sprach der Leibeigene, betrank sich fortan jeden ersten, machte dann allen möglichen Spektakel, wälzte sich im Straßenkothe, begehrte auf, versagte den Gehorsam, bekam dagegen ebenso pünktlich jeden zweiten seine Knute, küßte darnach dem gütigen Väterchen die Hand und arbeitete den Rest des Monats bei vollkommener Nüchternheit fleißiger, williger und besser als jeder Andere. So, meine liebe Kleine, ist es mit meinem Sclaven Orloff. Er ist der treueste, der aufmerksamste, klügste und vor Allem der gehorsamste aller meiner Diener, aber von Zeit zu Zeit bekommt er seinen Rausch von Ehrgeiz, Herrschsucht und Widerspenstigkeit und dann — dann muß er die Knute bekommen wie jener Leibeigene. Und da ich ihn nicht vor der Welt strafen kann — denn ich dürfte, ohne meiner Würde als Frau und Monarchin zu vergeben, ohne Zweifel an meiner unumschränkten Macht zu erwecken, eine öffentlich verhängte Strafe nicht wieder aufheben — bleibt mir nichts übrig, als ihn persönlich zu züchtigen; so komme ich weder in Gefahr, von dem ehrgeizigen Manne unterjocht zu

werden, noch den treuen, geschickten Diener zu verlieren. Sobald ich also bei Orloff Symptome von Ungehorsam entdecke, befehle ich ihm plötzlich, da wo er es am wenigsten erwartet, mitten in einem vertraulichen Beisammensein, mir in dieses Zimmer hier zu folgen. Er erbleicht bis in die Lippen, er zittert, er hat Angst vor mir, weil er weiß, daß er auf kein Erbarmen rechnen kann, er verlegt sich wohl auch auf das Bitten, aber er folgt mir wie ein Lamm. Habe ich den Rebellen einmal hier, dann schließe ich die Thüre, hole rasch die Knute vom Nagel und peitsche ihn ohne Mitleid. Zuerst flucht er, dann fleht er um Gnade, ich habe aber kein Gehör für seine Betheuerungen. Zuletzt liegt er vor mir auf den Knieen und küßt die Hand, die ihn gezüchtigt hat, kurz, der Eisbär ist vollkommen gezähmt, freilich nur für einige Zeit."

Jadwiga blickte mit einer aus Bewunderung und Grauen gemischten Empfindung auf die Kaiserin.

Ich habe den Rebellen einmal schon mehr als zwei Wochen hier gefangen gehalten", fuhr diese fort, während sie mit Jadwiga das Zimmer verließ; „es hieß, er sei in diplomatischer Mission abgereist, unterdeß befand er sich hinter diesem Riegel." Die Kai-

serin zeigte dem erstaunten Mädchen einen großen schweren Riegel an der Thüre und schob ihn mit kräftiger Hand zu. „Nun aber wollen wir unseren Verbrecher ablösen", schloß Katharina, „er hat ohnehin Angst genug ausgestanden."

Die beiden Damen kehrten hierauf in den Vorsaal zurück, wo Orloff mit einem wahrhaft desperaten Gesichte Schildwache stand.

„Abgelöst!" rief die Kaiserin.

Jadwiga nahm die Muskete und mit derselben im Arm ihren früheren Posten ein.

Orloff aber warf sich der Kaiserin zu Füßen.

„Was willst Du?" herrschte ihm diese kalt und finster zu.

„Gnade! Majestät, Gnade!" flehte er.

Katharina brach in lautes Lachen aus: „Nun für diesmal will ich Gnade für Recht ergehen lassen. Hier hast Du Deine Epaulettes und Dein Ordensband."

Orloff ergriff freudig die Hand der Kaiserin und bedeckte sie mit den glühendsten Küssen.

„Freue Dich nur nicht zu früh, wir, ich und Jadwiga sind zu Gerichte gesessen über Dich und haben Dich einstimmig zur Knute verurtheilt."

Orloff erbleichte und begann zu beben.

„Aber Majestät —."

Katharina zog die Brauen zusammen, das war genug, er ergab sich in sein Schicksal.

An der Thür wendete sie sich mit dem liebenswürdigsten Lächeln zu Jadwiga und nickte ihr zu, und dann, noch immer dieses Lächeln um die Lippen, hieß das schöne despotische Weib den vor ihr zitternden Günstling mit einer herrischen Kopfbewegung ihr folgen.

Bald nach der seltsamen Szene zwischen Katharina und Orloff wurde die weibliche Schildwache abgelöst.

Den Rest des Tages verbrachte Jadwiga in süßem Geplauder mit dem geliebten Capitän. Als es dunkel wurde, sprach Samarin zu ihr: Geh' jetzt zur Ruhe, denn in der Nacht trifft Dich noch einmal die Wache."

Jadwiga gehorchte und streckte sich auf dem Divan aus, welcher im Offizierszimmer stand, während Samarin mit seinen Lieutenants in der Wachstube Karten spielte. Vor Mitternacht weckte er die Geliebte!

Sie nahm ihre Rüstung und Muskete und folgte dem Unteroffizier, welcher sie wieder in demselben Vorsaal postirte, in welchem sie das erste Mal Wache gestanden hatte.

Diesmal kam aber in nicht langer Zeit ein sehr

begreifliches Bangen über das arme Mädchen und sie erschrack endlich vor ihren eigenen Schritten, welche im Takte durch die Nacht hallten.

Ringsum war tiefe Stille, Alles schien zu schlafen. Zuerst sehnte sich Jadwiga nach irgend einem Ton, einem Geräusch, welches das unheimliche Schweigen unterbrechen würde, dann begann sie bei dem Gedanken zu zittern, daß ja eben die Geisterstunde begonnen habe und eine unruhige Seele sich das Vergnügen machen könne, ihr eine Visite abzustatten. Sie überzeugte sich noch einmal, daß ihre Muskete geladen war und begann dann andächtig zubeten. So verstrich einige Zeit. Auf einmal näherten sich leise Schritte die Treppen herauf.

Sollte es ein Gespenst sein? Oder Orloff? Das war vielleicht noch schlimmer.

Zwei Männer, in dunkle Mäntel gehüllt, Sammtlarven vor dem Gesicht, Blendlaternen in der Hand, traten in den Saal.

„Halt! wer da?“ rief die weibliche Schildwache mit aller Kraft, welche ihr noch zu Gebote stand.

„Gut Freund.“

„Losung?“

„Pultawa.“

„Passirt!“

Die beiden geheimnißvollen Männer gingen an

Jadwiga vorüber, dann blieben sie stehen und flüsterten. Sie schienen zu berathschlagen. Endlich kehrten sie zu Jadwiga zurück und der Eine leuchtete ihr mit der Blendlaterne in's Gesicht. „Ah! Sie sind es, Jadwiga Alexandrowna," sprach eine dem Mädchen vollkommen unbekannte Stimme.

„Das Schicksal hat sie zu einer großen That ausersehen," sprach der Zweite, „folgen sie uns!"

„Was wollen sie von mir?" rief die weibliche Schildwache, welche in ihrer Todesangst Reglement und Instruction vergaß.

„Es gilt, die Tyrannin zu stürzen," nahm der erste der beiden Vermummten das Wort, „welche durch den Mord ihres Gatten den Thron Rußlands usurpirt und mit Strömen Blutes besudelt hat, welche unsere Nation mit Füßen tritt, für die Menschenrechte schwärmt und uns als willenlose Marionetten behandelt."

„Sie wollen die Kaiserin tödten?" rief das entsetzte Mädchen.

„Nur gefangen nehmen", sprach der Zweite, „und wenn dies gelungen ist, das Signal geben, auf das sich die Garden erheben werden. Jedes edle Herz muß sich für unser Unternehmen begeistern. Wir rechnen auch auf Ihre Mitwirkung, Jadwiga. Sie sollen für dieselbe durch eine hohe Stellung, Reichthum und die

Hand des Mannes, welchen Sie lieben, belohnt werden, folgen Sie uns also!"

„Gewiß ist der Zweck, den Sie verfolgen, meine Herren," sprach das Mädchen „ein so reiner und patriotischer, daß ihn jeder wahre Russe billigen und unterstützen muß. Wenn Sie mir daher zusichern, daß Sie die Kaiserin nur gefangen nehmen wollen, so werde ich Sie selbst in ihr Schlafgemach führen und vor der Thüre desselben Wache halten, bis Sie das uns allen gleich verhaßte Weib geknebelt und gefesselt haben."

„Vortrefflich," sprach der erste der beiden Männer.

„Gehen Sie also voran, Jadwiga Alexandrowna", fügte der Andere hinzu.

Jadwiga legte den Finger an den Mund und ging voran, die Verschworenen folgten. Alle drei schlichen leise auf den Fußspitzen durch die anliegenden Zimmer, bis in den kleinen Saal, aus welchem die Thüre unmittelbar in das Schlafgemach der Monarchin führte.

„Hier ist es", sprach Jadwiga, „treten Sie vorsichtig ein, so können Sie die Czarin im Schlafe überraschen."

„Gut", entgegnete der eine der Verschworenen, „wir suchen sie möglichst unerwartet zu überfallen, und

Sie halten indeß Wache und geben Feuer auf Jeden, der uns stören will.“

„Wie Sie es nöthig finden“, sprach Jadwiga.

„Also in Gottes Namen und mit Hülfe des heil. Nikolaus an das Werk“, sprachen die Verschworenen.

Jadwiga öffnete leise die Thüre, sie traten stille, ja unhörbar ein und näherten sich der entgegengesetzten Wand, wo sie das Bett der Kaiserin vermutheten.

In diesem Augenblicke schloß Jadwiga rasch die Thüre und schob mit aller Kraft den schweren großen Riegel vor.

Die Verschworenen waren gefangen.

„Was gibt es?“

„Was ist das?“

„Verrath! Verrath!“ schrieen sie durcheinander.

Jadwiga hatte sie statt in das Schlafgemach Katharina's in das Zimmer geführt, in welchem dieselbe Orloff zu züchtigen pflegte, und durch eine einfache Mädchenlist in ihre Gewalt bekommen. Vergebens versuchten die Beiden durch das Fenster zu entkommen, die Thüre einzubrechen. Jadwiga stürzte indeß an das Bett der sorglos schlummernden Monarchin und schrie sie aus dem Schlafe.

Katharina war im Augenblick wach und hörte mit wachsender Aufregung den Bericht, welchen ihr das Mädchen im Fluge erstattete.

„Es gilt vor Allem, die Empörer zu überraschen“, rief die Kaiserin, „auf Dich und Samarin kann ich zählen.“

„Bis in den Tod!“ rief das Mädchen.

„Eile also hinab, lasse die Compagnie, ohne Lärm zu machen, in das Gewehr treten und Samarin mit zehn verlässigen Leuten heraufkommen.“

Jadwiga flog die Treppe hinab. Wenige Minuten darnach stand Samarin mit zehn Soldaten im Salon der Kaiserin und Jadwiga trat in das Schlafgemach.

Katharina hatte einen Mantel umgeworfen, sie lud eben ihre Pistolen und steckte sie zu sich. Dann nahm sie einen Degen, denselben, mit dem sie bei dem Beginn der Empörung gegen ihren Gemahl bei der rothen Schenke erschienen war und so gerüstet ging sie hinaus. Sie gab Samarin die Hand und näherte sich dann der Thüre, hinter welcher die beiden Verschworenen tobten.

„He! Man will mit Euch reden“, begann sie.

Darauf trat Stille ein.

„Kennt ihr meine Stimme?“

„Ja.“

„Wer spricht also mit Euch?“

„Die Kaiserin.“

„Gut. Hört also, was sie zu Euch spricht“, fuhr Katharina fort, „Euch erwartet der Tod auf dem Rade und vor dem Tode die grausamste, entsetzlichste Qual, sobald Ihr nur den geringsten Widerstand leistet; sobald Ihr Euch aber gutwillig fesseln laßt und Euere Mitverschworenen nennt, schenke ich Euch das Leben und die Freiheit.“

„Schwöre, Katharina.“

„Mein Wort genügt. Ergebt Ihr Euch also?“

„Ja, wir ergeben uns.“

Der Riegel wurde zurückgeschoben. Samarin und seine Leute traten ein und legten die beiden Verschworenen in Ketten. Als man ihnen die Larven abnahm, erkannte man in ihnen zwei Officiere der Garde. Die Kaiserin setzte sich hierauf selbst an den Tisch und ließ sich die Namen ihrer Mitverschworenen diktiren. Es war eine lange Liste.

Als sie zu Ende war, befahl die Kaiserin, die Beiden in Gewahrsam zu bringen, dann ließ sie die Fürstin Daschkoff, Orloff und ihre anderen Getreuen wecken. Samarins Compagnie wurde in ebenso viel

Abtheilungen getheilt, als es Häupter der Verschwörung gab, an die Spitze dieser kleinen Abtheilungen traten die Getreuen Katharina's, ja sogar die Fürstin Daschkoff mußte eine derselben führen.

Während durch ihre Getreuen in aller Stille die angesehensten Verschworenen in ihren Wohnungen aufgehoben und verhaftet wurden, ritt die Kaiserin selbst, nur von Jadwiga begleitet, in die Kaserne des Regiments Tobolsk.

Samarin hielt mit zweien seiner Leute Wache im Winterpalast. Eine Viertelstunde später umringte das Regiment Tobolsk die Kaserne der unzufriedenen Garden und bemächtigte sich durch rasches Eindringen in die Korridore der Waffen derselben. Die Kaiserin versammelte hierauf die bestürzten und entmuthigten Soldaten im Hofe und sprach selbst mit der ihr eigenthümlichen bestechenden Beredtsamkeit zu ihnen.

Um ihren Worten noch mehr Nachdruck zu verleihen, befahl sie, die verhafteten Officiere vorzuführen und riß ihnen eigenhändig die Epaulettes herab, dann ließ sie dieselben in die Bergwerke des Ural zu lebenslänglicher Zwangsarbeit abführen.

Jene Zwei, welche die Namen ihrer Mitver-

schworenen der Kaiserin verrathen hatten und denen sie Leben und Freiheit zugesichert, ließ sie gleichfalls öffentlich peitschen und verbannte sie hierauf in das Ausland.

Damit war die Rebellion zu Ende, ohne daß ein Schuß gefallen oder ein Tropfen Blutes vergossen worden war.

An dem nächsten Tage schlief die schöne Despotin etwas länger, um ihre angegriffenen Nerven zu erholen. Die erste Frage, als sie aufwachte, war nach Jadwiga.

Das schöne Mädchen erschien mit einer Bescheidenheit vor der Kaiserin, welche von der Unverschämtheit und Prahlerei all' der Stellenjäger am Hofe Katharina's ebenso auffallend als vortheilhaft abstach.

„Komm' an mein Herz! liebe Jadwiga", rief die Monarchin, „ich danke Dir mein Leben, meine Krone. Diese Nacht hat uns zu guten Freunden gemacht für immer. Du sollst fortan unangemeldet bei mir Zutritt haben und jeder Wunsch, den ich Dir erfüllen kann, sei Dir in vorhinein gewährt. Ich ernenne Dich hiermit zum Capitän im Regimente Tobolsk und zu meiner Hofdame, und verleihe Dir das St. Georgskreuz."

Jadwiga sank vor der Kaiserin nieder und küßte ihre Hände.

„Im Nebenzimmer warten Deine Eltern", fuhr die Kaiserin fort, „rufe sie herein!" Jadwiga gehorchte.

„Mein lieber Niewelinski", sprach die Kaiserin zu dem in Thränen gebadeten Vater, „Ihre Tochter hat so außerordentliche Verdienste um mich, daß ich dieselben auch auf außerordentliche Weise belohnen muß. Ein gewisser Samarin hat sich in dieser selben Nacht als ein besonders muthiger, umsichtiger und treuer Officier gezeigt, ich habe ihn zum Obersten der Garde ernannt und ihm den Georgsorden verliehen, und um Beide auf ungewöhnliche Weise zu belohnen, habe ich beschlossen, sie miteinander zu vermählen, weil diese beiden edlen, treuen und muthigen Herzen einander werth sind und ein Geschlecht von Treuen und von Helden begründen werden. Ich hoffe, Ihre Tochter und Sie, mein lieber Niewelinski, haben nichts dagegen."

Jadwiga brach vor Freude in Schluchzen aus.

Nachdem ihre Eltern sich mit der Verbindung einverstanden erklärt hatten, befahl Katharina, Samarin vorzurufen.

Der junge Oberst ließ sich sofort, nachdem er eingetreten war, auf ein Knie nieder, um der Kaiserin zu danken.

„Graf Samarin“, rief Katharina mit ihrem liebenswürdigsten Lächeln, „stehen Sie auf und umarmen Sie ihre Braut.“

Zwei Wochen darnach erwartete eine Volksmenge von vielen Tausend Köpfen vor der Kasan'schen Kirche das seltsamste Brautpaar, das je getraut worden ist, den Obersten Nikolaus Samarin und den Capitän Jadwiga Alexandrowna Niewelinski.

Beide erschienen in der Uniform ihres Regimentes, aber Jadwiga trug den grünsammtenen goldverschnürten Rock diesmal über einer fließenden Atlasrobe mit langer Schleppe und auf dem dreieckigen Hute den Myrthenkranz.

Die Kaiserin beschenkte den Bräutigam am Hochzeitstage mit einem Gute im südlichen Rußland, die Braut mit den kostbarsten Diamanten. Jadwiga blieb seid jener denkwürdigen Nacht eine der wenigen Vertrauten Katharina's, und übte bei mehr als einer Gelegenheit den wohlthätigsten Einfluß auf die mäch-

tige Freundin, und wenn die Stirne derselben einmal besonders umwölkt war, da verstand sie es, die finsteren Linien rasch zu verscheuchen, indem sie die Kaiserin an Orloff's Armensündergesicht erinnerte und an die ebenso tugendhafte als getreue weibliche Schildwache.

Ende des ersten Bandes.

Druck von Richard Schmidt in Reudnitz-Leipzig.

Inhalt:

Russische Hofgeschichten.

Zweiter Band.

Verlag von Georg Frobeen & Cie. in Bern:

Russische Hofgeschichten.

Historische Novellen

von

Sacher-Masoch.

Zweiter Band.

Neue Ausgabe.

Bern.
Georg Frobeen & Cie.
1877.

Diderot in Petersburg.

Diderot, der Encyclopädist, der Philosoph und Kritiker, der geistvolle Novellist, dessen „Rameau's Neffe" und „Jakob der Fatalist" wir heute noch mit jenem großen Genusse lesen, den uns nur wahrhaft klassische Schöpfungen gewähren, zeigte in seinem alltäglichen Wesen denselben herben kaustischen Humor, denselben stets schlagfertigen Witz, wie in seinen Schriften, welche ihn wenigstens ebenso rasch gefürchtet wie beliebt gemacht hatten und nicht allein in seinem Vaterlande, sondern beliebt und gefürchtet so weit damals die französische Sprache in Wissenschaft, Literatur und Gesellschaft herrschte und das war so ziemlich in der ganzen gebildeten und halb gebildeten Welt.

Diderot spottete über Alles und ganz besonders über seine Freunde, die Poeten, die Philosophen und die Monarchen, mit denen er im Briefwechsel stand. Auch die „Semiramis des Nordens", wie Voltaire halb

schmeichelnd, halb boshaft Katharina II. von Rußland getauft hatte (denn auch Semiramis hatte über die Leiche ihres Gemahls hinweg blutbefleckt den Thron bestiegen) gehörte zu Diderot's Freunden und stand mit ihm wie mit Voltaire, Grimm und anderen großen und kleinen Geistern ihrer Zeit in lebhafter Korrespondenz.

Auch an diesem ebenso schönen als genialen „weiblichen Pabst“ wie er die Czarin nannte, übte Diderot seinen Witz und ganz besonders spottete er über die französischen Gelehrten, welche alle ihre Habe in einem Schnupftuch mit sich tragend, an den Hof Katharina's zogen, um mit Diamanten übersäet von dort heimzukehren und das Lob der großen Frau und des heiligen Rußlands zu singen, und er spottete so lange, bis er sich endlich selbst entschloß, die „Philosophin auf dem Throne“ zu besuchen.

Es waren zwei Briefe von weiblicher Hand, welche ihn zu diesem Entschlusse brachten, der Ausdruck von „zarter Hand“ wäre bei denselben nicht ganz am Platze gewesen, denn die Hände, von denen hier die Rede ist, hatten kühn den Degen geschwungen, rebellische Soldaten gegen ihren Kaiser geführt, Blut vergossen und die eine hielt jetzt kräftig das Scepter eines großen Reiches, während die andere den goldenen Stab der

Akademie der Wissenschaften führte. Die beiden Briefe rührten nämlich von den beiden Katharina's her, von der „großen Katharina", welche Rußland regierte und ihrer reizenden Freundin, der „kleinen Katharina", wie der Hof spöttisch die Fürstin Katinka Daschkoff nannte, welche der Czarin geholfen hatte, ihren Gemahl Peter III. vom Throne zu stoßen und jetzt als die gelehrteste Russin ausersehen war, der Petersburger Akademie zu präsidiren.

Die Kaiserin schrieb unter Anderem: „Wenn Sie nicht bald zu mir kommen, mein lieber Philosoph, so komme ich zu Ihnen, aber nicht allein, sondern gefolgt von meiner Armee und entführe dann Frankreich mit einem Male alle seine großen Geister. Wollen Sie also vermeiden, daß ich Ihr Vaterland, das ich so lebhaft schätze und liebe, mit Krieg überziehe, so packen Sie augenblicklich Ihre Koffer."

Und die Fürstin Daschkoff schrieb: „Die Kaiserin, die absolute Herrin von fünfzig Millionen Sclaven, langweilt sich wieder einmal, wissen Sie was das heißt, eine Czarin langweilt sich? Das bedeutet so viel als: Rußland zittert und erwartet von Ihnen seine Befreiung von dem kaiserlichen Zorne. Allen Ernstes, Sie sind der Einzige, mein genialer Freund, dem wir Alle, und vor Allen die Kaiserin selbst es zutrauen,

daß Sie deren böse Laune, welche nun schon drei Monate währt, zerstreuen. Die Kaiserin brennt von Begierde, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen und nicht die Kaiserin allein; Katharina, die Große, erwartet Sie; Katharina, die Kleine, seufzt nach Ihnen; der Hof, das Reich und ganz besonders unsere Akademie der Wissenschaften hofft Alles von Ihnen. Kommen Sie also ungesäumt und wenn Sie grausam genug wären, uns Ihre Person noch länger vorzuenthalten, so senden Sie Ihr Portrait. Wir werden hundert Miniaturkopien davon anfertigen lassen und es Alle auf dem Herzen tragen."

Das war zu viel Weihrauch selbst für die Philosophie eines Diderot. Und — Diderot war nicht blos Philosoph, er war auch ein Weltmann — er war galant, er liebte die Frauen, besonders wenn sie jung und schön waren, und jedem der Petersburger Briefe lag auch ein Bild bei.

Das eine zeigte einen stolzen Kopf mit großen ausdrucksvollen grauen Augen und dem kleinsten Munde, die herrliche Büste von einem breiten Ordensband umsäumt, das zweite ein feines leidenschaftliches Gesichtchen mit halbgeschlossenen dunklen Sammetaugen, beide geistvoll, beide schön, beide verlockend.

Diderot stand zwischen den beiden Portraits im

vollsten Sinne wie der Esel zwischen den beiden Heubündeln, die sein cynischer Rameau citirt; er hielt in der Rechten das der Kaiserin, in der Linken jenes der reizenden Präsidentin und endlich ging er zu seinem Schneider und bestellte einen neuen Anzug auf Credit — der Credit eines Philosophen war damals unermeßlich — und vertauschte seinen Hut, den in ganz Paris berühmten „schäbigen Filz des Diderot“ mit einem neuen modernen Dreispitz, und schleifte eigenhändig sein kalbledernes Felleisen herbei, und packte und wickelte sich dann in einen großen blauen Mantel, den er von seinem Vater geerbt und stieg in den Postwagen.

Paris trauerte als es Diderot's Abreise erfuhr und Petersburg frohlockte.

So viel bedeutete damals ein Mann von Geist.

Petersburg frohlockte. Das heißt, es frohlockte mit einer kleinen Ausnahme. Diese kleine Ausnahme bildete der große Philosoph und Naturforscher Paul Iwanowitsch Lagetschnikoff.

Lagetschnikoff's hauptsächliche, ja einzige Größe bestand in der grenadiermäßigen Höhe, durch welche

seine Gestalt die aller anderen Petersburger Gelehrten überragte. In allem Uebrigen, was einen wissenschaftlichen Kopf ausmacht war Lagetschnikoff sehr klein. Wie kam es, daß er dennoch als ein Stern erster Größe an dem Petersburger Himmel leuchten konnte?

Lagetschnikoff war eben Gelehrter geworden, wie man damals in Rußland Minister oder General wurde, durch die Gunst der Kaiserin. Er war in Moskau geboren, der Sohn eines wohlhabenden Kleinbürgers und hatte nicht mehr und nicht weniger Bildung genossen als jene Männer, welche zu jener Zeit den russischen Staat lenkten, seine Schlachten gewannen und aus denen die feine Gesellschaft Petersburgs bestand. Bis zu seinem zwanzigsten Jahre half er dem Vater in seinen Geschäften und Arbeiten und beschäftigte sich nebenbei mit dem Ausstopfen von Thieren und dieses betrieb er mit einem gewissen Geist und Humor und vor Allem mit jener Originalität, welche überall so entscheidend ist. Er begnügte sich nicht damit, seinen Bälgen den Schein des Lebens wiederzugeben, er verstand es mit jener dem russischen Volkscharakter eigenthümlichen Schalkhaftigkeit den Charakter, die Lebensweise jedes Thieres anzudeuten und vereinigte wohl auch häufig mehrere derselben zu komischen oder satyrischen Gruppen, welche er hinter den Fenstern

seines Elternhauses ausstellte und die stets zahlreiche Schaulustige und Käufer heranlockten.

Als Katharina II. zur Zeit ihrer Krönung in Moskau weilte, ging sie nicht selten, von der Fürstin Daschkoff und anderen Damen und Herren ihres Hofes begleitet, durch die Straßen der uralten Stadt, um sich an den wechselnden farbenreichen Scenen russischen Volkslebens zu belustigen.

Eines Tages kam sie an dem Häuschen Lagetschnikoff's vorbei, sah seine ausgestopften Thiere, blieb von der spaßhaften Seltsamkeit derselben gefesselt stehen und betrachtete sie mit einem Lächeln, das bald zu einem lauten Gelächter wurde. Da war ein Dompfaff, welcher von einer kleinen Kanzel herab einer bunten und andächtigen Gemeinde von Finken, Zeisigen, Stieglitzen, Meisen, Emmerlingen, Bachstelzen und Sperlingen predigte; ein Adler, eine Kaiserkrone auf dem Kopfe, welcher einen Hahn zerriß, während ihm ein halbes Dutzend Hennen demüthig Glück zu diesem Akt landesväterlicher Liebe zu wünschen schien. Am Meisten ergötzte jedoch die Kaiserin eine weiße Katze, welche an einem Zaun mit ihrem schwarzen Gatten, einem riesigen Kater kos'te und während sie echt weiblich demselben schmeichelte, einem hinter dem Zaun verborgenen Anbeter einen Liebesbrief zusteckte.

Auf den Befehl der Monarchin fragte zuerst der sie begleitende Adjutant um den Namen des aparten Künstlers und endlich trat Katharina selbst in die mit Heiligenbildern beklebte dämmerhafte Stube, um den jungen Lagetschnikoff kennen zu lernen. Der arme Junge stand mehr todt als lebendig vor der schönen allmächtigen Frau, welche sich an seiner tölpelhaften Demuth und an seiner Angst beinahe noch mehr ergötzte wie vorher an seinen ausgestopften Thieren.

Lagetschnikoff war hoch und schlank gewachsen und von jener glücklichen Gesichtsbildung, welche auf den ersten Blick für sich einnimmt.

Er gefiel der Kaiserin und damit war sein Schicksal entschieden, sein Glück gemacht. Die Kaiserin verstand es, Talente zu entdecken. Sie entdeckte in Lagetschnikoff den Zoologen, wie sie in Orloff den Staatsmann entdeckt hatte und später in Potemkin den Feldherrn.

Lagetschnikoff wurde auf Kosten der Kaiserin zum Gelehrten herangebildet, zum Philosophen und Naturforscher, denn die Wissenschaften waren damals noch nicht so streng getrennt wie heut zu Tage.

Nachdem er die nöthige Vorbildung genossen, wurde er auf ein paar deutsche Universitäten und dann auf ein Jahr nach Paris geschickt.

Von dort kam Lagetschnikoff als vollendeter Weltmann zurück, elegant, galant und vor allem den Frauen gefährlich. Aus dem hübschen jungen Menschen war ein schöner Mann geworden und aus dem schönen galanten Manne, dem Günstling der Damen, wurde rasch ein gefeierter Gelehrter.

Lagetschnikoff hatte indeß im Auslande nur verlernt, was er so eminent gekannt hatte: Thiere ausstopfen und nichts Ordentliches dafür gelernt, aber er hatte sich die Ausdrücke der Wissenschaft geläufig gemacht und führte die Phrasen der Pariser Philosophen im Munde.

Wer wagte noch an seiner wissenschaftlichen Größe zu zweifeln?

Niemand als — er selbst.

Er hatte, wie alle Unwissenden, einen unauslöschlichen Haß auf Alle, die Kenntnisse oder Gelehrsamkeit oder gar Genie besaßen, und so erwachte in dem Momente, wo er Diderot's bevorstehende Ankunft in Petersburg erfuhr, ein aus Eifersucht und Angst gemischtes Gefühl in ihm und aus der Furcht, durch den großen Encyclopädisten blosgestellt zu werden, wurde die Ueberzeugung, daß Diderot nur zu dem Zwecke komme, um ihn lächerlich zu machen, um ihn zu vernichten. Er haßte daher Diderot, ehe er ihn

noch kannte und sann auf Rache, ehe ihn dieser noch beleidigt hatte, ja ehe Diderot noch von der Existenz Lagetschnikoff's, des großen Ausstopfers und kleinen Naturhistorikers, etwas wußte.

Eine unvorsichtige Aeußerung verrieth der Kaiserin seinen Gemüthszustand und Katharina II. war boshaft genug, sich fortan auf Diderot's Ankunft doppelt zu freuen.

Wenn der Verfasser von „Rameau's Neffen" in der eisigen Winterkälte von den schlechten Fuhrwerken hin- und hergeworfen seinen Entschluß noch so oft bereuet hatte, der Empfang, den ihm die Kaiserin in Petersburg bereitete, entschädigte ihn für Alles. Die Gilden der Kaufleute, die Zünfte, die Schulen, die Akademie waren ihm entgegen gezogen, er mußte an der Seite des Grafen Orloff in einen sechsspännigen Gallawagen steigen, welcher durchaus aus Glas, ihn sowohl Alles sehen ließ, als den berühmten Mann der schaulustigen Menge zeigte. Die Truppen bildeten Spalier. Am Fuß der Treppe im Winterpalaste erwartete ihn Katharina II. mit ihrem ganzen Hofstaate und jetzt, wo sie im Thronkleide, die Krone auf dem schönen Haupte,

leibhaftig vor ihm stand, erschien sie ihm noch weit reizender, noch weit verführerischer als auf dem Bilde, welches er von ihr erhalten hatte.

Entzückt küßte er die Hand, welche sie ihm herzlich entgegenstreckte und stolperte vor Vergnügen und Begeisterung zwei Mal, als die Czarin seinen Arm nahm und mit ihm die Marmorstufen emporstieg.

Katharina ließ es sich nicht nehmen, ihm selbst die Gemächer anzuweisen, welche ihm in der Nähe der ihren im Palaste eingerichtet worden waren, sie machte ihn selbst mit den Bequemlichkeiten derselben bekannt und führte ihn zu einem Schrank, welcher die bedeutendsten Werke der französischen Literatur enthielt. Sie nahm einen Band heraus und schlug den Deckel auf, es waren Diderot's Dialoge.

„Ich kann Ihnen gar nicht aussprechen, Herr Diderot", fügte sie mit dem liebenswürdigsten Lächeln hinzu, „wie glücklich ich mich schätze, Sie zu besitzen, ja Sie sind jetzt mein und keine Macht der Erde soll Sie mir entreißen."

„Befehlen Sie über mich", erwiderte Diderot, „Sie sehen von heute an einen treuen Unterthan mehr zu Ihren Füßen." Und wirklich kniete der Philosoph in diesem Augenblick vor der schönen Despotin und führte

gleich einem russischen Muschik (Bauer) den Zipfel ihres Gewandes an die Lippen.

Katharina II. beeilte sich, ihn aufzuheben und ihm für diese ernst gemeinte Schmeichelei den Ordensstern anzuheften, der bis jetzt auf ihrer eigenen üppigen Brust gefunkelt hatte.

Damit verließ ihn die allmächtige Fee. Diderot wünschte sich nochmals Glück zu seiner Ankunft und warf sich dann in seinen neuen Pariser Anzug. So erschien er eine halbe Stunde später in dem großen Empfangssaal, in welchem der Hof versammelt war.

Hier begrüßte ihn zuerst die graziöse Präsidentin der Akademie, die reizende Fürstin Daschkoff. Auch sie erschien ihm weit bezaubernder als ihr Portrait, ja sie gewann im Leben noch mehr als die Czarin, denn sie hatte eines jener feinen geistigen Gesichter, welche erst im Gespräche, in der Erregung ihren vollen Reiz gewinnen. Bald kam auch die Kaiserin. Sie hatte gleichfalls ihre Toilette gewechselt und erschien jetzt in einem schwerseidenen blauen Schleppkleide, nach der Sitte der Zeit dekolletirt, das reiche Haar mit Puder wie mit Schnee bedeckt, eine kleine Krone von Diamanten mit dem griechischen Kranz auf dem Scheitel, eine Venus im Reifrock.

Sie nahm Diderot's Arm und stellte ihm, dem

armen Philosophen, die anwesenden Damen, Würdenträger und Cavaliere vor.

Dann entließ sie den Hof und zog sich mit Diderot, der Fürstin Daschkoff, den Grafen Panin und Orloff, der Gräfin Saltikoff und Frau von Mellin in einen im chinesischen Geschmack eingerichteten Salon zurück. Der kleine auserlesene Kreis gruppirte sich um den Kamin, welcher eine behagliche Wärme ausströmte und plauderte zwanglos, lebhaft wie eine Gesellschaft guter Freunde über Wissenschaft und Literatur, über die Welttage, über Frankreich. Diderot war hingerissen, er sprach gut, er sprach glänzend und entzückte alle Anwesenden, vor Allem die Kaiserin.

Man wünschte sich gegenseitig Glück zu dieser Aquisition. An der Kaiserin war nichts mehr von jener Abspannung, jener Langeweile zu bemerken, welche ihre Umgebung in der letzten Zeit so erschreckt hatten, eher eine gewisse Unruhe, sie schien etwas zu erwarten.

Von Zeit zu Zeit neigte sie sich zu der Fürstin Daschkoff und sprach leise mit ihr. Endlich meldete ein Kammerherr den Herrn Paul Iwanowitsch Lagetschnikoff.

Das Gesicht der Czarin leuchtete auf.

Lagetschnikoff trat im feinsten französischen Hofkleide, frisch gepudert und parfumirt herein, verneigte

sich vor der Monarchin, dann vor dem ganzen Kreise und ließ sein glühendes blaues Auge auf Diderot haften.

„Herr Diderot, hier stelle ich Ihnen Lagetschnikoff vor“, sprach die Kaiserin, absichtlich seine wissenschaftliche Stellung nicht betonend, „Sie kennen ihn wohl bereits dem Namen nach.“

Diderot, welcher nie etwas von einer wissenschaftlichen Größe Lagetschnikoff gehört hatte, vermuthete, durch die athletische Gestalt des Gelehrten verleitet, einen Helden vor sich zu haben und erwiderte, sich artig verbeugend: „In der That, Herr General, der Ruf Ihrer Tapferkeit, Ihres militärischen Genies ist längst bis nach Frankreich gedrungen.“

Der ganze Kreis begann, nachdem die Kaiserin das Signal dazu gegeben, laut zu lachen, so laut und herzlich zwar, wie an Höfen und ganz besonders am Hofe Katharina's, wo ein Jeder die eisige Luft Sibiriens in der Nase hatte, selten gelacht wurde.

Diderot stieg das Blut zu Kopfe und Lagetschnikoff?

Lagetschnikoff wurde bleich bis in die Lippen und drohte umzusinken.

„Daschkoff“, rief die Kaiserin, „geben Sie ihm ein Glas Wasser, der Herr Professor ist einer Ohnmacht nahe.

Unter den Festlichkeiten, welche in Petersburg zu Ehren Diderot's veranstaltet wurden, stand in erster Linie eine feierliche Sitzung der von Katharina gegründeten und reich dotirten Akademie der Wissenschaften, in welcher Diderot als Mitglied proklamirt werden und einen Vortrag halten sollte.

Das Bild, welches diese Sitzung den auf den Gallerien zahlreich versammelten Zusehern aus den höheren Ständen bot, war eigenthümlich genug. Während die Akademiker in ihren schwarzen Roben, mit großen Allongeperücken auf dem Kopfe, im Halbkreise sitzend, die eine Seite des Saales einnahmen, sah man auf dem erhöhten Präsidentensitz die Fürstin Daschkoff im langen rothsammtenen Talar, das jugendliche Gesichtchen nur um so blühender und reizender unter der schweren Lockenperücke hervorblickend, die große goldene Kette um den Hals, den schweren mit der Weltkugel geschmückten Stab ihrer Würde in der kleinen Hand.

Seitwärts stand der Thron der Czarin. Nachdem dieselbe im vollen kaiserlichen Schmuck auf demselben Platz genommen hatte, von ihrem Hofe umgeben, eröffnete der schöne weibliche Präsident mit einer sehr ernsthaften Rede die Sitzung. Er begrüßte die Versammlung, theilte derselben das für die Wissenschaft beglückende Ereigniß, die Ankunft Diderot's mit und

stellte den Antrag, den gefeierten Philosophen zum Mitgliede der Akademie zu ernennen.

Sämmtliche Anwesende, die Kaiserin nicht ausgenommen, erhoben sich zum Zeichen der Zustimmung von ihren Sitzen.

Hierauf forderte die Fürstin Herrn Lagetschnikoff auf, Diderot einzuführen. Dies geschah auf besondern Befehl der Monarchin.

Lagetschnikoff war noch immer sehr bleich, aber er unterzog sich seiner Aufgabe mit aller Gewandtheit. Als Diderot an seiner Hand im Saale erschien, wurde er von der Versammlung mit Applaus empfangen.

Die schöne Präsidentin stieg von ihrem erhöhten Sitz herab, und bat Diderot, die ihm verliehene Würde als ein „geringes Zeichen“ der Bewunderung, welche die Akademie für ihn hege, anzunehmen. Diderot dankte. Dann führte ihn die Daschkoff zu dem Präsidentensitze und bat ihn, seinen Vortrag zu halten, dem das ganze gebildete Petersburg mit größter Spannung entgegensehe.

Zu jener Zeit war der Philosoph zugleich Naturforscher, Historiker, Kritiker, Poet. So unternahm es denn Diderot, über eine Frage zu sprechen, welche damals schon von den in allen Zweigen menschlichen Wissens revolutionären Philosophen Frankreichs ange-

regt worden war, die Verwandtschaft des Menschen mit den Thieren und seine Abstammung von dem Affen.

Diderot's Vortrag erregte begreiflicher Weise schon durch seinen Inhalt ungeheure Sensation. Als er zu Ende war, eilten die Akademiker zu seinem Sitze, um ihn mit Schmeicheleien zu überhäufen.

Als sich der Beifallssturm etwas gelegt hatte, rief eine Stimme aus der Tiefe des Saales: „Ausgezeichnet, Herr Diderot, aber wir bitten noch um den Beweis für Ihre geistreiche Theorie, Sie sind uns den Beweis schuldig geblieben."

Und diese Stimme war die Stimme Lagetschnikoff's. Seinen Worten folgte eine tiefe peinliche Stille, die Kaiserin suchte mit ihren großen durchdringenden Augen den Frevler zu entdecken und jetzt hatte sie ihn auch entdeckt.

„Sie, Lagetschnikoff", sprach sie spöttisch, „was haben Sie einzuwenden?"

„Herr Diderot", erwiderte der von Eifersucht verzehrte Gelehrte, „hat glänzende Hypothesen aufgestellt, aber er hat nichts von alledem bewiesen."

„Sie zweifeln also, daß der Mensch vom Affen abstammt?" fragte Diderot mitleidig lächelnd.

„Ja, ich wage es, daran zu zweifeln", rief La-

getschnikoff, „bis Herr Diderot einen Affen zum Reden gebracht hat.“

Neue Sensation.

Diderot war versucht zu sagen: „Aber ich habe ja Sie eben zum Reden gebracht, Herr Lagetschnikoff.“ Er unterdrückte indeß diesen bösen Witz und entgegnete scheinbar ruhig: „Ich erstaune, daß ein Naturforscher wie Sie nicht weiß, daß es redende Affen gibt.“

„Redende Affen“, sprach Lagetschnikoff, spöttisch die Achseln zuckend, „davon weiß ich in der That nichts. Und wo gäbe es diese redenden Affen?“

„Auf Madagaskar“, erklärte Diderot mit vollkommener Seelenruhe.

In der That war jedoch Diderot von der Existenz seiner redenden Affen ebensowenig überzeugt wie sein Gegner. Stark in Behauptungen, Theorien, Gedankenperspectiven wie alle Matadore des achtzehnten Jahrhunderts nahm er es mit dem Beweise seiner Lehrsätze nicht sehr genau und war wie alle seine Zeitgenossen da, wo ihn die Thatsachen im Stiche ließen, gleich bereit, zu Erfindungen zu greifen.

„Wenn es wirklich redende Affen gibt“, begann Lagetschnikoff von Neuem, „dann stelle ich den Antrag, daß die Akademie Herrn Diderot ersucht, ihr einen

solchen vorzuführen, bis dahin aber seine Theorie für unbewiesen, unhaltbar und phantastisch erklärt."

Die Kaiserin warf einen zornigen Blick auf Lagetschnikoff und erhob sich zum Zeichen, daß die Sitzung aufgehoben sei. Die Akademiker folgten ihrem Beispiele und so kam Lagetschnikoff's Antrag nicht zur Abstimmung, aber die Zuversicht, mit welcher der Letztere gegen Diderot, gegen den berühmten Diderot aufgetreten war, ließ doch in der Brust aller Anwesenden einen kleinen Keim des Zweifels zurück.

Die Kaiserin sogar zeigte von jenem Tage an eine Sehnsucht nach dem redenden Affen, welche bald eben so groß wurde wie jene, welche sie vorher nach Diderot gehabt.

„Haben Sie Anstalten getroffen, den Affen zu bekommen?" fragte Orloff.

„Ist der Affe unterwegs?" fragte der Graf Panin.

„Wann kommt der Affe?" fragte die Gräfin Saltikoff.

„Diderot, ich weiß, daß Sie uns nächstens überraschen werden", sagte die Daschkoff.

„Womit, Fürstin?"

„Nun mit dem redenden Affen."

„Diderot, Sie sind schwermüthig“, sprach eines Abends die Fürstin Daschkoff zu dem Philosophen, welcher im Cirkel der Czarin in einer Ecke saß und den Kopf hängen ließ.

„Ja, in der That“, stammelte dieser.

„Und ich weiß auch weshalb“, fuhr die reizende Fürstin fort.

„Sie wissen“, murmelte Diderot immer verwirrter.

„Soll ich es Ihnen sagen?“

„Hm — um Gotteswillen — nein.“

„Der einzige Grund Ihrer Verstimmung“, flüsterte die Fürstin, sich zu seinem Ohre neigend, „ist der redende Affe.“

Diderot sah sie überrascht an: „Der Affe?“ sprach er endlich, „nein, der Affe ist es nicht.“

„Was also?“

„Darf ich es Ihnen gestehen“, sagte der Philosoph, die kleine Hand der Fürstin fassend.

„O! jetzt errathe ich“, sprach diese liebenswürdig, ohne ihm ihre Hand zu entziehen.

„Wie?“

„Sie sind verliebt.“

„Ja, ich bin verliebt“, erwiderte Diderot leise, aber mit voller Leidenschaft, „nein, verliebt ist nicht

das Wort, ich bin wahnsinnig, ich bete an — ich — verzweifle."

„Sie lieben also ohne Hoffnung?"

„So scheint es."

„Ah", rief die Fürstin, „Sie lieben die Kaiserin."

„Nein, die Kaiserin verehre ich mehr als jede andere Frau", entgegnete Diderot, „ich bewundere ihren hohen Geist, ihren männlichen Willen, ich betrachte ihre außerordentliche Schönheit wie man das Bild einer griechischen Göttin betrachtet mit stummen Entzücken, aber ich liebe eine Andere."

„Eine Andere?" sprach die Daschkoff, ihre Hand noch immer in der seinen. „Lassen Sie mich rathen, die Gräfin Saltikoff?"

Diderot schüttelte den Kopf.

„Hedwig Samarin."

„Auch nicht."

„Dann kann es nur Frau von Mellin sein."

„Wer könnte es sein", erwiderte Diderot glühend, „als Sie selbst, reizendste der Frauen, liebenswürdigste Philosophin."

„Ich? Sie lieben mich", rief die Daschkoff, „wissen Sie denn nicht wie eifersüchtig mein Mann ist?"

„O! ich weiß es und ich weiß auch, daß er diesem

Talente den Posten eines Gouverneurs im südlichen Rußland dankt."

Ein Schlag mit dem Fächer strafte den Verwegenen.

In diesem Augenblicke näherte sich Lagetschnikoff dem Pariser Philosophen.

„Ich gratulire Ihnen", begann er tückisch lächelnd.

„Wie so, Herr Professor."

„Nun man erzählte soeben, daß Sie mich in Grund bohren werden."

„Sie in den Grund, wie das?" fragte die Daschkoff.

„Nun, Herr Diderot hat einen Affen."

„Einen Affen", schrie die Fürstin erfreut auf und auf die Kaiserin zueilend rief sie, die Hände wie ein vergnügtes Kind zusammen schlagend: „Diderot hat einen Affen, Diderot hat einen Affen!"

Als die Fürstin den nächsten Tag erwachte, es war gegen Mittag, denn die Damen jener Zeit hielten ihr Lever ziemlich spät, fand Sie ein duftiges Briefchen auf dem Tischchen, das an ihrem orientalisch üppigen Lager stand. Es lautete:

„Göttin! Unnahbare!

Ich liebe Dich. Ich liebe Dich so wahnsinnig, daß ich alle meine Philosophie um einen Kuß Deiner duftigen Lippen, meine Freiheit, mein Leben um eine glückliche Stunde in Deinen Armen geben würde. Ich spüre eine unbezwingbare Lust in mir, dumme Streiche zu machen. Ich fürchte, daß ich eines Tages vergessen könnte, wie hoch, unerreichbar hoch Du über mir stehst. Eile also, mir Deine süßen Fesseln anzulegen oder befiehl mir zu fliehen in die Eisfelder des Nordens, wo Alles erstarrt und wo vielleicht auch diese Gluth verlöschen wird, welche mich zu verzehren droht, verlöschen mit dem letzten Athemzuge Deines Unterthanen

Diderot“.

Als die Fürstin dieses Billetdoux gelesen, lächelte sie zuerst, dann stützte sie den Kopf auf die Hand und sann nach.

Die Kaiserin langweilte sich von Neuem.

Diderot war als Unterhaltungsstoff erschöpft, Lagetschnikoff wurde mit seinen Anspielungen auf den „redenden Affen“ schließlich auch monoton. Orloff reizte die schöne Despotin längst zum Gähnen.

Was thun?

Diese Frage stellte sich die „kleine Katharina“ immer wieder, während sie den Abend nach einer ermüdenden Sitzung des Staatsrathes zu den Füßen ihrer einsilbigen gähnenden Freundin, der „großen Katharina“ saß.

„Kannst Du denn aber auch gar nichts ersinnen, was mir Zerstreuung bieten würde“, rief die Czarin endlich beinahe zornig, „Du fängst an lau, unaufmerksam, unwillig zu werden, Katinka.“

„Majestät.“

„Arrangire doch wenigstens eine kleine Verschwörung“, fuhr Katharina II. fort, „das giebt doch einige kleine Emotionen. Man läßt Einige knuten, Andere schickt man nach Sibirien und die Vornehmsten auf das Schaffot. Es ist pikant, einen Mann, mit dem man heute noch verbindliche Phrasen tauscht, morgen den Kopf auf den Block legen zu sehen.“

Die Daschkoff erschrak. „Aber —“.

„Nun, ich finde es pikant“, sprach Katharina, „besonders wenn ich denke, daß es nur von mir abhängt, diese Menschen, die da in Todesangst vergehen, zu begnadigen, daß ich, ich allein es bin, die sie sterben läßt. Aber Du fürchtest Dich, glaube ich, vor mir.“

Es entstand eine Pause.

„Nun“, begann die Kaiserin von Neuem, „fällt Dir denn nichts, gar nichts ein.“

„Doch etwas —“. Die Fürstin zog Diderot's Brief hervor und reichte ihn der Kaiserin, welche ihn las und zu lächeln begann.

„Und er selbst hat Dir diesen Brief übergeben?“ fragte sie dann.

„Ich fand ihn heute Morgen auf meinem Nachttisch.“

„Und Du glaubst, daß er wirklich verliebt ist?“

„Ja.“

„So wahnsinnig verliebt, wie er sich hier ausdrückt?“

„Ich habe keine Ursache, daran zu zweifeln.“

„Du schmeichelst.“

„Wie?“ sagte die Fürstin erstaunt.

Katharina erhob sich, trat vor den Spiegel, ordnete ihre weißgepuderten Löckchen und betrachtete sich mit einem seltsamen Blick.

„Nun warum nicht“, sagte sie endlich, „ich bin noch schön.“

Die Fürstin unterdrückte einen Ausruf.

Die Kaiserin bezog offenbar Diderot's Brief wie seine Leidenschaft auf sich.

stellte den Antrag, den gefeierten Philosophen zum Mitgliede der Akademie zu ernennen.

Sämmtliche Anwesende, die Kaiserin nicht ausgenommen, erhoben sich zum Zeichen der Zustimmung von ihren Sitzen.

Hierauf forderte die Fürstin Herrn Lagetschnikoff auf, Diderot einzuführen. Dies geschah auf besondern Befehl der Monarchin.

Lagetschnikoff war noch immer sehr bleich, aber er unterzog sich seiner Aufgabe mit aller Gewandtheit. Als Diderot an seiner Hand im Saale erschien, wurde er von der Versammlung mit Applaus empfangen.

Die schöne Präsidentin stieg von ihrem erhöhten Sitz herab, und bat Diderot, die ihm verliehene Würde als ein „geringes Zeichen" der Bewunderung, welche die Akademie für ihn hege, anzunehmen. Diderot dankte. Dann führte ihn die Daschkoff zu dem Präsidentensitze und bat ihn, seinen Vortrag zu halten, dem das ganze gebildete Petersburg mit größter Spannung entgegensehe.

Zu jener Zeit war der Philosoph zugleich Naturforscher, Historiker, Kritiker, Poet. So unternahm es denn Diderot, über eine Frage zu sprechen, welche damals schon von den in allen Zweigen menschlichen Wissens revolutionären Philosophen Frankreichs ange-

regt worden war, die Verwandtschaft des Menschen mit den Thieren und seine Abstammung von dem Affen.

Diderot's Vortrag erregte begreiflicher Weise schon durch seinen Inhalt ungeheure Sensation. Als er zu Ende war, eilten die Akademiker zu seinem Sitze, um ihn mit Schmeicheleien zu überhäufen.

Als sich der Beifallssturm etwas gelegt hatte, rief eine Stimme aus der Tiefe des Saales: „Ausgezeichnet, Herr Diderot, aber wir bitten noch um den Beweis für Ihre geistreiche Theorie, Sie sind uns den Beweis schuldig geblieben."

Und diese Stimme war die Stimme Lagetschnikoff's. Seinen Worten folgte eine tiefe peinliche Stille, die Kaiserin suchte mit ihren großen durchdringenden Augen den Frevler zu entdecken und jetzt hatte sie ihn auch entdeckt.

„Sie, Lagetschnikoff", sprach sie spöttisch, „was haben Sie einzuwenden?"

„Herr Diderot", erwiderte der von Eifersucht verzehrte Gelehrte, „hat glänzende Hypothesen aufgestellt, aber er hat nichts von alledem bewiesen."

„Sie zweifeln also, daß der Mensch vom Affen abstammt?" fragte Diderot mitleidig lächelnd.

„Ja, ich wage es, daran zu zweifeln", rief La-

getschnikoff, „bis Herr Diderot einen Affen zum Reden gebracht hat."

Neue Sensation.

Diderot war versucht zu sagen: „Aber ich habe ja Sie eben zum Reden gebracht, Herr Lagetschnikoff." Er unterdrückte indeß diesen bösen Witz und entgegnete scheinbar ruhig: „Ich erstaune, daß ein Naturforscher wie Sie nicht weiß, daß es redende Affen gibt."

„Redende Affen", sprach Lagetschnikoff, spöttisch die Achseln zuckend, „davon weiß ich in der That nichts. Und wo gäbe es diese redenden Affen?"

„Auf Madagaskar", erklärte Diderot mit vollkommener Seelenruhe.

In der That war jedoch Diderot von der Existenz seiner redenden Affen ebensowenig überzeugt wie sein Gegner. Stark in Behauptungen, Theorien, Gedankenperspectiven wie alle Matadore des achtzehnten Jahrhunderts nahm er es mit dem Beweise seiner Lehrsätze nicht sehr genau und war wie alle seine Zeitgenossen da, wo ihn die Thatsachen im Stiche ließen, gleich bereit, zu Erfindungen zu greifen.

„Wenn es wirklich redende Affen gibt", begann Lagetschnikoff von Neuem, „dann stelle ich den Antrag, daß die Akademie Herrn Diderot ersucht, ihr einen

solchen vorzuführen, bis dahin aber seine Theorie für unbewiesen, unhaltbar und phantastisch erklärt."

Die Kaiserin warf einen zornigen Blick auf Lagetschnikoff und erhob sich zum Zeichen, daß die Sitzung aufgehoben sei. Die Akademiker folgten ihrem Beispiele und so kam Lagetschnikoff's Antrag nicht zur Abstimmung, aber die Zuversicht, mit welcher der Letztere gegen Diderot, gegen den berühmten Diderot aufgetreten war, ließ doch in der Brust aller Anwesenden einen kleinen Keim des Zweifels zurück.

Die Kaiserin sogar zeigte von jenem Tage an eine Sehnsucht nach dem redenden Affen, welche bald eben so groß wurde wie jene, welche sie vorher nach Diderot gehabt.

„Haben Sie Anstalten getroffen, den Affen zu bekommen?" fragte Orloff.

„Ist der Affe unterwegs?" fragte der Graf Panin.

„Wann kommt der Affe?" fragte die Gräfin Saltikoff.

„Diderot, ich weiß, daß Sie uns nächstens überraschen werden", sagte die Daschkoff.

„Womit, Fürstin?"

„Nun mit dem redenden Affen."

„Diderot, Sie sind schwermüthig", sprach eines Abends die Fürstin Daschkoff zu dem Philosophen, welcher im Cirkel der Czarin in einer Ecke saß und den Kopf hängen ließ.

„Ja, in der That", stammelte dieser.

„Und ich weiß auch weshalb", fuhr die reizende Fürstin fort.

„Sie wissen", murmelte Diderot immer verwirrter.

„Soll ich es Ihnen sagen?"

„Hm — um Gotteswillen — nein."

„Der einzige Grund Ihrer Verstimmung", flüsterte die Fürstin, sich zu seinem Ohre neigend, „ist der redende Affe."

Diderot sah sie überrascht an: „Der Affe?" sprach er endlich, „nein, der Affe ist es nicht."

„Was also?"

„Darf ich es Ihnen gestehen", sagte der Philosoph, die kleine Hand der Fürstin fassend.

„O! jetzt errathe ich", sprach diese liebenswürdig, ohne ihm ihre Hand zu entziehen.

„Wie?"

„Sie sind verliebt."

„Ja, ich bin verliebt", erwiderte Diderot leise, aber mit voller Leidenschaft, „nein, verliebt ist nicht

das Wort, ich bin wahnsinnig, ich bete an — ich — verzweifle."

„Sie lieben also ohne Hoffnung?"

„So scheint es."

„Ah", rief die Fürstin, „Sie lieben die Kaiserin."

„Nein, die Kaiserin verehre ich mehr als jede andere Frau", entgegnete Diderot, „ich bewundere ihren hohen Geist, ihren männlichen Willen, ich betrachte ihre außerordentliche Schönheit wie man das Bild einer griechischen Göttin betrachtet mit stummen Entzücken, aber ich liebe eine Andere."

„Eine Andere?" sprach die Daschkoff, ihre Hand noch immer in der seinen. „Lassen Sie mich rathen, die Gräfin Saltikoff?"

Diderot schüttelte den Kopf.

„Hedwig Samarin."

„Auch nicht."

„Dann kann es nur Frau von Mellin sein."

„Wer könnte es sein", erwiderte Diderot glühend, „als Sie selbst, reizendste der Frauen, liebenswürdigste Philosophin."

„Ich? Sie lieben mich", rief die Daschkoff, „wissen Sie denn nicht wie eifersüchtig mein Mann ist?"

„O! ich weiß es und ich weiß auch, daß er diesem

Talente den Posten eines Gouverneurs im südlichen Rußland dankt."

Ein Schlag mit dem Fächer strafte den Verwegenen.

In diesem Augenblicke näherte sich Lagetschnikoff dem Pariser Philosophen.

„Ich gratulire Ihnen", begann er tückisch lächelnd.

„Wie so, Herr Professor."

„Nun man erzählte soeben, daß Sie mich in Grund bohren werden."

„Sie in den Grund, wie das?" fragte die Daschkoff.

„Nun, Herr Diderot hat einen Affen."

„Einen Affen", schrie die Fürstin erfreut auf und auf die Kaiserin zueilend rief sie, die Hände wie ein vergnügtes Kind zusammen schlagend: „Diderot hat einen Affen, Diderot hat einen Affen!"

Als die Fürstin den nächsten Tag erwachte, es war gegen Mittag, denn die Damen jener Zeit hielten ihr Lever ziemlich spät, fand Sie ein duftiges Briefchen auf dem Tischchen, das an ihrem orientalisch üppigen Lager stand. Es lautete:

„Göttin! Unnahbare!

Ich liebe Dich. Ich liebe Dich so wahnsinnig, daß ich alle meine Philosophie um einen Kuß Deiner duftigen Lippen, meine Freiheit, mein Leben um eine glückliche Stunde in Deinen Armen geben würde. Ich spüre eine unbezwingbare Lust in mir, dumme Streiche zu machen. Ich fürchte, daß ich eines Tages vergessen könnte, wie hoch, unerreichbar hoch Du über mir stehst. Eile also, mir Deine süßen Fesseln anzulegen oder befiehl mir zu fliehen in die Eisfelder des Nordens, wo Alles erstarrt und wo vielleicht auch diese Gluth verlöschen wird, welche mich zu verzehren droht, verlöschen mit dem letzten Athemzuge Deines Unterthanen

Diderot".

Als die Fürstin dieses Billetdoux gelesen, lächelte sie zuerst, dann stützte sie den Kopf auf die Hand und sann nach.

Die Kaiserin langweilte sich von Neuem.

Diderot war als Unterhaltungsstoff erschöpft, Lagetschnikoff wurde mit seinen Anspielungen auf den „redenden Affen" schließlich auch monoton. Orloff reizte die schöne Despotin längst zum Gähnen.

Was thun?

Diese Frage stellte sich die „kleine Katharina“ immer wieder, während sie den Abend nach einer ermüdenden Sitzung des Staatsrathes zu den Füßen ihrer einsilbigen gähnenden Freundin, der „großen Katharina“ saß.

„Kannst Du denn aber auch gar nichts ersinnen, was mir Zerstreuung bieten würde“, rief die Czarin endlich beinahe zornig, „Du fängst an lau, unaufmerksam, unwillig zu werden, Katinka.“

„Majestät.“

„Arrangire doch wenigstens eine kleine Verschwörung“, fuhr Katharina II. fort, „das giebt doch einige kleine Emotionen. Man läßt Einige knuten, Andere schickt man nach Sibirien und die Vornehmsten auf das Schaffot. Es ist pikant, einen Mann, mit dem man heute noch verbindliche Phrasen tauscht, morgen den Kopf auf den Block legen zu sehen.“

Die Daschkoff erschrak. „Aber —“.

„Nun, ich finde es pikant“, sprach Katharina, „besonders wenn ich denke, daß es nur von mir abhängt, diese Menschen, die da in Todesangst vergehen, zu begnadigen, daß ich, ich allein es bin, die sie sterben läßt. Aber Du fürchtest Dich, glaube ich, vor mir.“

Es entstand eine Pause.

„Nun“, begann die Kaiserin von Neuem, „fällt Dir denn nichts, gar nichts ein.“

„Doch etwas —“. Die Fürstin zog Diderot's Brief hervor und reichte ihn der Kaiserin, welche ihn las und zu lächeln begann.

„Und er selbst hat Dir diesen Brief übergeben?“ fragte sie dann.

„Ich fand ihn heute Morgen auf meinem Nachttisch.“

„Und Du glaubst, daß er wirklich verliebt ist?“

„Ja.“

„So wahnsinnig verliebt, wie er sich hier ausdrückt?“

„Ich habe keine Ursache, daran zu zweifeln.“

„Du schmeichelst.“

„Wie?“ sagte die Fürstin erstaunt.

Katharina erhob sich, trat vor den Spiegel, ordnete ihre weißgepuderten Löckchen und betrachtete sich mit einem seltsamen Blick.

„Nun warum nicht“, sagte sie endlich, „ich bin noch schön.“

Die Fürstin unterdrückte einen Ausruf.

Die Kaiserin bezog offenbar Diderot's Brief wie seine Leidenschaft auf sich.

„Um so besser“, dachte im nächsten Augenblick die Daschkoff.

„Wenn er mich wirklich so sehr liebt“, begann Katharina II.

„Er betet Sie an“, rief die Daschkoff.

„Dann verspricht uns diese Liebesnarrheit eines großen Philosophen einiges Amusement“, sprach die Czarin, „aber wir müssen vorsichtig sein, er scheint kühn, zu Allem entschlossen. Wir müssen unseren guten Ruf im Auge behalten.“

Die Daschkoff machte sich an der Robe ihrer kaiserlichen Freundin zu schaffen, so verbarg sie das Lächeln, das ihr muthwilliges Gesichtchen überflog.

„Die Tugend ist die erste Pflicht einer Philosophin“, fuhr Katharina II. fort, „und ich will meinen Unterthanen mit gutem Beispiel vorangehen.“

Die Daschkoff besserte noch immer an der kaiserlichen Robe.

„Nun aber setz' Dich zu mir, Katinka“, sagte die Czarin, „und wir wollen verabreden, was geschehen soll.“

Die beiden Freundinnen ließen sich beim Kamin nieder.

„Wollen Sie Diderot erhören, Majestät?“ begann die Fürstin.

„Wie kannst Du nur glauben."

„Also abweisen?"

„Ebensowenig."

„Was dann?"

„Vor der Hand — ignoriren."

„Und?"

„Seiner Gluth eine sibirische Kälte entgegensetzen", entschied Katharina II.

„Um sie zu dämpfen oder ganz auszulöschen?" fragte die Daschkoff naiv.

„Nein, Närrchen", lachte die Kaiserin, „um sie um so mehr anzufachen."

Diderot wartete vergebens auf Antwort. Wenn er die Daschkoff besuchen wollte, war sie nicht zu Hause, wenn er in den Cirkeln der Kaiserin das Wort an sie richten wollte, verstand sie es jedesmal, einem Gespräche unter vier Augen geschickt auszuweichen — und dabei dieses ewig gleiche kalte Lächeln!

Und die Kaiserin?

War die Fürstin Schnee, so schien Katharina II. Eis.

Diderot begann darüber nachzudenken, ob er un=

wissend ein Majestätsverbrechen begangen habe. Jetzt hatte er es heraus, es war der Affe, der verdammte Affe.

Er schrieb eine neue Epistel:

„Meine Göttin!

Zürnen Sie? Was bedeutet Ihr Schweigen? Wenn Sie mich tödten wollen, so tödten Sie mich rasch und wollen Sie sich nicht einmal die Mühe geben, mein Todesurtheil zu unterschreiben, so geben Sie mir gnädigst ein Zeichen, ob ich hoffen darf, ob nicht.

Morgen Abend auf dem Hofballe. Eine rothe Kokarde im Haar bedeutet „Ja", eine weiße „Nein".

Ihr elender Knecht
Diderot."

Er gab dem Billet die Aufschrift: „An Katharina" und steckte es in seine Manschette mit der Absicht, es noch denselben Abend der Fürstin persönlich zu übergeben, denn er zweifelte bereits daran, daß sie das erste Briefchen erhalten habe.

Der Abend kam. Der Cirkel bei der Kaiserin war auffallend klein und dies erschwerte Diderot's Manöver nicht wenig. Dennoch gelang es ihm, einen Augenblick einen Fauteuil neben der Daschkoff zu gewinnen.

„Gnade, Fürstin", murmelte er.

„Für wen?" fragte sie.

„Für mich.“

„Sie wissen doch.“

„Nehmen Sie wenigstens dieses Billet.“ Er versuchte es in ihre Hand gleiten zu lassen.

„Unvorsichtiger, die Kaiserin beobachtet uns“, flüsterte die Daschkoff.

Wirklich ruhten die Augen der Kaiserin auf den Beiden.

„Aber ich beschwöre Sie“, fuhr Diderot fort, „wie soll ich?“

„Sehen Sie die Bachantin dort“, sprach die Fürstin nach kurzem Besinnen.

„Ja.“

„Und die Schale, welche sie hält.“

„Auch diese.“

„Legen Sie Ihr Billet in diese Schale, aber so, daß es Niemand bemerkt, ich werde indeß die Aufmerksamkeit der Kaiserin abzulenken suchen.“

Die Fürstin erhob sich und näherte sich Katharina.

„Nun?“ sagte diese gespannt.

„Er hat Ihnen wieder geschrieben“, antwortete die Daschkoff.

„Wo ist der Brief?“

„Er ist eben im Begriffe, ihn in die Weinschale der Bachantin dort zu legen“, erwiderte die Daschkoff.

„Wir thun, als ob wir es nicht sehen würden", flüsterte Katharina II., mit dem Fächer spielend.

Jetzt war es gelungen.

Diderot athmete auf.

Auf dem Hofballe, welcher ein wahrhaft märchenhaftes Bild von dem Luxus jener Zeit bot, erschien Diderot, einer der Ersten. Die Ungeduld malte sich deutlich genug auf seinem Antlitz.

Die Fürstin ließ sehr lange auf sich warten.

Jetzt trat sie in den Saal.

Diderot klopfte das Herz.

Er suchte die Kokarde zu entdecken, aber vergebens — er fand weder die rothe noch die weiße. Hatte die Fürstin seinen Brief nicht erhalten? War er in fremde Hände gefallen?

In diesem Augenblick erschien die Kaiserin, strahlend vor Schönheit, in einer vollkommen weißen Toilette, einer weißen Atlasrobe mit langer Schleppe und mit Volants von weißen Spitzen, einen weißen Fächer in der Hand, Diamanten um den vollen weichen Hals, das Haar in Locken, gepudert, schneeweiß, nein, nicht ganz. Was war das? Diderot erschrak bis in die Tiefe seiner Seele.

In dem schneeweißen Haare der Kaiserin, der großen genialen Frau, der schönen Herrin von fünfzig

Millionen Sclaven, loderte gleich einer Flamme die Kokarde, die rothe Kokarde!

Die rothe Kokarde! Diderot träumte von ihr die ganze Nacht. Bald stand sie als eine große rothe Sonne an dem weißen Petersburger Himmel, bald rollte sie als ein rothes Rad vorbei, auf dem die Glücksgöttin stand. Endlich wurde sie zu einer Zauberblume, welche unter den Fenstern des Winterpalastes mitten im Schnee blühte. Diderot brach die rothe Blume mit entschlossener Hand und wo er jetzt ging, warfen sich die Menschen vor ihm nieder, das Antlitz zur Erde, alle Thüren sprangen auf vor der Zauberblume und die schönste Prinzessin wachte aus tausendjährigem Schlafe auf und reichte dem armen Philosophen Hand und Scepter und diese Prinzessin hatte die schönen gebietenden Augen und die Züge der Czarin.

„Katharina!" rief Diderot und wachte auf.

Es war heller Tag.

Er klingelte. Der Hofbediente, welcher ihm zur Verfügung gestellt war, trat ein und brachte zwei Schreiben in jenem großen Formate, welches offizielle Actenstücke andeutet.

„Zwei Briefe, Excellenz“, sprach der Lakai, er nannte Diderot stets Excellenz.

„Wer hat sie gebracht?“ fragte Diderot.

„Der Diener der Akademie.“

„Gut.“

Der Lakai entfernte sich.

Diderot erbrach die Briefe, welche beide mit dem großen Siegel der Akademie der Wissenschaften verschlossen waren; der eine enthielt die rothe Kokarde, der zweite von der Hand der Fürstin Daschkoff die wenigen Worte: „Ungetreuer, ich muß Sie sprechen. Kommen Sie sobald als möglich. Ich erwarte Sie.“

„Flatterhafter!“ rief die Fürstin dem verblüfften Philosophen entgegen, als er eine Stunde später in ihr Boudoir trat.

„Ich — wie? Sie spotten meiner noch, Grausame“, entgegnete Diderot.

„Ist das Philosophenart?“ fuhr die Daschkoff fort, „zuerst mir ein Geständniß zu machen und dann der Kaiserin?“

„Ich — der Kaiserin — ich errathe — mein Brief“,

stammelte Diderot, „aber er war für Sie bestimmt, und die rothe Kokarde?"

„Bedeutet, daß Ihre Majestät die Kaiserin Katharina II. Ihr Geständniß nicht ungnädig aufgenommen hat."

„Aber ich liebe ja Sie, Prinzessin, und nicht die Kaiserin", klagte Diderot.

„Das thut nichts zur Sache", erwiderte die Daschkoff ruhig, „aber die Kaiserin liebt Sie."

„Die Kaiserin — mich?"

„Ja, Sie, mein Herr", sagte die Daschkoff, „und Sie haben mit mir nur ein frivoles Spiel getrieben."

„Aber, Fürstin, ich schwöre Ihnen —".

„Der Schwur eines Philosophen, eines Atheisten", spottete die Daschkoff.

„Ich liebe nur Sie", rief Diderot, „ich bete Sie an, kleine Göttin!"

„Also wirklich, mich lieben Sie", sprach die Fürstin, den Ton verändernd, „armer Diderot, nun so erfahren Sie denn: Auch ich liebe Sie, aber jetzt ist Alles vorbei, Sie haben sich der Kaiserin erklärt —".

„Das habe ich ja eben nicht gethan."

„Nun sie glaubt es einmal, das ist dasselbe. Wenn Ihnen Ihr Leben, Ihre Freiheit lieb ist", erwiderte die Daschkoff, „so lassen Sie fortan von Ihrer Liebe

für mich nichts merken. Auf diesem Boden hier ist Katharina II. allmächtig."

„Was soll aber geschehen?" fragte der Philosoph schüchtern.

„Wer weiß?" entgegnete die Daschkoff, welche sich kostbar damit amusirte, einen so großen Geist zu dupiren, „die Kaiserin denkt seit einiger Zeit daran, sich wieder zu vermählen."

„Mein Gott! Sie halten es für möglich", schrie Diderot auf; er konnte sein Entzücken nicht verbergen.

„Die Kaiserin beschäftigt sich damit, in Rußland ein Zeitalter der Humanität, der Philosophie zu begründen", antwortete die Fürstin, „es läge also nahe, einen Geist wie Sie —".

„Sie scherzen."

„Ich scherze nicht", erwiderte die Daschkoff, „man nennt unser Jahrhundert nicht umsonst das philosophische; Monarchen, Generäle, Staatsmänner sehen in den Philosophen ihre Meister, ihre Lehrer, Sterne, welche sie leiten und deren Glanz den ihren erhöht. Europa würde kaum erstaunen, wenn Katharina II., die Philosophin auf dem Throne, den letzteren mit einem Diderot theilen würde. Ich hoffe, daß Sie auch dann noch mein Freund sein werden."

„Ihr Anbeter bis zum letzten Athemzuge", rief Diderot, die Hände der Fürstin an seine Lippen pressend.

„Still! Still!" sagte diese, „die Wände haben Ohren und in Petersburg ganz besonders lange Ohren. Sie haben jetzt Niemand zu lieben als die Kaiserin."

„Und die Czarin hat Ihnen vertraut?"

„Alles, sie hat mich Ihren Brief lesen lassen, sie hat mir gestanden, daß sie vom ersten Augenblicke an eine tiefe Sympathie für Sie empfunden habe, sie verlangte von mir das Siegel der Akademie und schloß die rothe Kokarde, mit welcher sie Ihnen auf dem Balle ein Zeichen ihrer Gunst gegeben, eigenhändig in ein Couvert, das sie mir zur Besorgung an Sie übergab."

„Es ist also Alles aus", seufzte Diderot.

„Im Gegentheil, es fängt erst recht an", rief die Daschkoff, „aber jetzt wissen Sie Alles, Sie Glücklichster der Sterblichen, Sie neuer Endymion, dem das Glück im Schlafe kommt. Gehen Sie jetzt und vergessen Sie zu den Füßen der „großen" Katharina nicht ganz die „kleine".

Nachdem Diderot sie verlassen hatte, brach die Daschkoff in ein helles Gelächter aus, dann setzte sie

sich an ihr kleines Secretair und schrieb an Lagetschnikoff.

Der Professor ließ nicht lange auf sich warten. Eine Wolke von Wohlgeruch ging vor ihm her. Er führte die Hand der Fürstin an die Lippen und nahm auf ihren Wink ihr gegenüber Platz.

„Lagetschnikoff“, rief die Fürstin mit erkünstelter Emphase, „armer, armer Freund, Sie sind verloren.“

Lagetschnikoff entfärbte sich. „Verloren, weshalb, ich habe doch nichts — nichts Schlechtes — kein Verbrechen —“.

„Wer spricht davon“, erwiderte die Fürstin, „es ist viel schlimmer, denken Sie, aber Sie geben mir Ihr Ehrenwort, zu schweigen.“

„Mein Ehrenwort.“

„Diderot hat der Kaiserin eine Liebeserklärung gemacht.“

„Der Unverschämte!“ schrie Lagetschnikoff.

„Sagen Sie der Beneidenswerthe“, antwortete die Daschkoff, „die Kaiserin erwidert seine Leidenschaft und — aber erschrecken Sie nicht zu sehr — sie denkt sogar daran, sich mit Diderot zu vermählen.“

Lagetschnikoff war nahe daran, vom Sessel zu fallen.

„Denken Sie sich nun Diderot als Czaren und Sie als seinen Unterthan", fuhr die Daschkoff fort, „er ist im Stande und läßt Sie an Stelle des „redenden Affen", mit dem Sie ihm das Leben so sauer gemacht haben, für das Museum ausstopfen."

Lagetschnikoff sprang auf, eilte wie ein Rasender im Boudoir auf und ab, verwünschte Diderot, die Kaiserin, die Stunde, wo er geboren wurde und stürzte endlich hinaus, ohne von der Fürstin Abschied zu nehmen.

Er warf sich in seinen Wagen und jagte zu Orloff.

„Graf, die Welt geht unter", rief er, bei demselben eintretend.

„Ist es Ihr Ernst", entgegnete Orloff betreten, „haben Sie wissenschaftliche Symptome."

Lagetschnikoff rang nach Athem.

„Ja wohl, Symptome", stieß er hervor, „die Kaiserin will sich vermählen."

„Die Kaiserin", sagte Orloff starr, „mit wem?"

„Mit Diderot."

Katharina II. langweilte sich nicht mehr, ja sie unterhielt sich beinahe zu gut, eine Emotion jagte die

andere. Orloff bestürmte sie mit Vorwürfen, Lagetschnikoff lag vor ihr auf den Knieen und weinte vor Eifersucht, Diderot reizte sie durch die Art und Weise, wie er sich um ihre Gunst bewarb, unwiderstehlich zum Lachen, und das heiterste Schauspiel boten der, gleich allen geistreichen Frauen, boshaften Czarin die Cirkel, in welchen sich Orloff, Lagetschnikoff und Diderot wie drei in einen Käfig gesperrte Tiger benahmen. Katharina II. amusirte sich damit, alle drei unbarmherzig zu quälen und ersann zu diesem Zwecke die tollsten Dinge.

Eines Abends arrangirte sie eine Partie Tarok zwischen den Dreien. Ein anderes Mal bei einem Pfänderspiele mußte Orloff Diderot zehn Küsse geben. Wieder ein Mal besprach sie allen Ernstes die Errichtung einer Akademie für Affen, auf welcher dieselben zu Menschen herangebildet werden sollten und ernannte Lagetschnikoff provisorisch zum Rektor derselben.

Und Diderot hörte so lange von seiner Liebe für die Kaiserin sprechen, daß er endlich selbst daran glaubte und mit fieberhafter Ungeduld den Augenblick erwartete, wo er sich ihr zu Füßen werfen konnte.

Katharina II. gab ihm endlich selbst Gelegenheit dazu. Sie bat ihn, mit ihr Plato zu lesen, und sie wählte die erste Abendstunde zu dieser Lectüre.

Diderot war außer sich vor Glück, goldene Phantasieen, schimmernde Hoffnungen umtanzten ihn gleich einem Mückenschwarm.

Die erste Lection kam heran. Diderot befand sich nach langer Zeit wieder einmal der Kaiserin allein gegenüber, und wie schön war sie gerade heute, als sie sich mit ihm an dem flackernden Kamin niederließ, wie zierlich lag ihre kleine Hand in dem Lederbande, aus dem sie den „Staat" von Plato zu lesen begannen. Diderot war seiner Sinne kaum mächtig, und so oft — und es geschah recht oft — die Kaiserin zufällig mit ihrem feinen Finger die seinen streifte, oder mit ihren Locken seine Wange berührte, schrak er zusammen und als sie endlich, wie es schien, von dem Gegenstande hingerissen, den Arm auf die Lehne seines Stuhles legte, und über seine Schulter in das Buch blickte, da verlor er ganz die Besinnung, und ehe er selbst noch wußte, was er that, lag er zu ihren Füßen.

„Aber Diderot, was fällt Ihnen ein?" rief die Monarchin.

„Majestät, schicken Sie mich nach Sibirien", erwiderte Diderot, „lassen Sie mich köpfen, rädern oder

viertheilen, ich liebe Sie dennoch, ich bete Sie an und ich will keine Minute länger leben, wenn Sie mich von sich stoßen."

„Lieber Diderot, stehen Sie vor Allem auf", sprach Katharina II., welcher das Lachen nahe war, „es könnte Jemand —".

„O! meine Göttin!" seufzte Diderot und bedeckte die Hände der Czarin mit Küssen.

„Sie lieben mich also wirklich", begann Katharina; sie war so gnädig, ihm ihre Hand zu überlassen.

„Wie ein Wahnsinniger."

„Nun, mein lieber Diderot", fuhr die Czarin fort, „unser Jahrhundert ist, wie Sie wissen, ein skeptisches. Erlauben Sie mir daher an Ihrer Liebe zu zweifeln, bis Sie mir Beweise gegeben haben."

„Fordern Sie, welchen Sie wollen, Majestät", rief Diderot mit leidenschaftlicher Wärme.

„Nun, so schaffen Sie mir den Affen", erwiderte Katharina II. rasch.

„Den Affen?" wiederholte Diderot erstaunt, „welchen Affen?"

„Den redenden Affen von Madagaskar", sagte die Czarin, sich erhebend, „und bis dahin kein Wort mehr von Liebe. Adieu, mein lieber Diderot."

Damit entschwebte die Kaiserin, und ließ den ver-

blüfften Philosophen gleich einem bestraften Schulknaben auf seinen Knieen liegen.

„Ich bin verzweifelt“, sagte Diderot zur Fürstin Daschkoff, welche lächelnd vor ihrem Toilettentisch saß und mit ihrer Frisur beschäftigt war.

„Warum? Die Kaiserin liebt Sie ja“, entgegnete die niedliche Fürstin, welche in ihrem weißen Morgennegligée und dem spitzenbesetzten Pudermantel einem Kinde glich.

„Aber sie glaubt nicht an meine Liebe!“

„Ihre Liebe?“ antwortete die Daschkoff, „an die glauben Sie ja selbst nicht.“

„Wer sagt Ihnen —“.

„Sie selbst“, rief die Daschkoff, „haben Sie mir nicht vor kurzem noch aufrichtig geschworen, daß Sie mich allein lieben, anbeten?“

„Ja, allerdings“, erwiderte der Philosoph etwas verwirrt, „vor Kurzem noch— aber jetzt — jetzt —“.

„Jetzt lieben Sie die Kaiserin?“

„Rasend.“

„Vortrefflich. Also was wollen Sie noch?“

„Die Kaiserin verlangt Beweise, daß ich sie liebe, und was für Beweise."

„Sehr begreiflich."

„Sie will nicht an meine Liebe glauben, ehe ich nicht — denken Sie, Prinzessin — ehe ich ihr nicht den „redenden Affen" geschafft habe."

„Nun so reisen Sie in Gottes Namen nach Madagaskar", entgegnete die Daschkoff.

„Madagaskar ist weit", jammerte der verliebte Philosoph, „und ich bin gar nicht sicher, daß ich dort einen redenden Affen finde."

„Nicht?"

„Ich glaube, es giebt überhaupt keinen", rief Diderot in seinem Schmerz, „ich wenigstens habe noch keinen gesehen."

„Dann bedaure ich Sie, mein lieber Diderot", setzte ihm die Fürstin mit boshaftem Mitleid auseinander, „aber ich kenne die Kaiserin, sie wird sich jetzt nicht zufrieden geben, ehe sie nicht den Affen hat, nur an der Hand dieses Affen können Sie den Thron Rußlands besteigen, nur mit ihm Katharina's Herz erobern."

„Ich nehme mir das Leben."

„Welcher Verlust für die Wissenschaft."

„Ja, was soll ich sonst thun?"

Die Daschkoff stützte das feine schlaue Köpfchen in die Hand und sann nach, dann schwebte ein Lächeln über ihr Gesicht. Der Einfall ist kostbar, sagte sie sich selbst, und was das Beste ist, ich dupire Alle damit, sogar die Kaiserin.

„Mein Freund", wendete sie sich hierauf an den Philosophen, „wenn ich Diderot wäre, würde ich gerade das Hoffnungslose meiner Lage zu einem Geniestreich ausbeuten."

„Wie? Sagen Sie mir nur wie?"

„Einen redenden Affen", fuhr die Daschkoff fort, „unter uns können wir es uns ja gestehen, giebt es nicht."

„Nein, den giebt es nicht", erklärte Diderot jetzt ganz apodiktisch.

„Die Kaiserin verlangt denselben jedoch als Beweis Ihrer Liebe."

„Ja."

„Nun, mein lieber Diderot", sprach die Fürstin mit Pathos. „Wenn Sie auch den Affen nicht herbeischaffen können, so liegt es doch in Ihrer Hand, der Kaiserin einen noch weit größeren Beweis Ihrer Liebe zu geben, der sie rühren muß."

„Ich bin auf das Aeußerste gespannt."

„Sie selbst machen sich ihr als redenden Affen zum Geschenk."

„Ich? — mich? — als Affen?“ staunte der Pariser Philosoph.

„Ja, Sie“, entschied die Fürstin, „Sie reisen ab unter dem Vorwande, den Wunsch der Kaiserin zu erfüllen, lassen sich in das Fell eines Affen nähen, und durch einen vertrauten Diener der Czarin präsentiren.“

„Eine herrliche Idee“, schrie Diderot, „Prinzessin, ich möchte Sie küssen für diese Idee!“ und trotz dem Schreien und Sträuben der kleinen Daschkoff schloß er sie an seine Brust und gab ihr einen herzhaften Kuß.

Abends sprach man am Hofe nur von der plötzlichen Abreise Diderot's nach Madagaskar und dem „redenden Affen.“

Eine Woche nach Diderot's Abreise wurde der Präsidentin Fürstin Daschkoff unter der Adresse der Petersburger Akademie der Wissenschaft durch einen französischen Zoologen folgendes Schreiben eingehändigt.

„Hochverehrte und Hochgeehrte!

Die Kunde von dem Vortrage und der genialen Theorie unseres großen Diderot ist rasch bis in sein Vaterland gedrungen, zu gleicher Zeit aber zu unserem Bedauern das Gerücht, das ein gewisser Lagetschnikoff,

welcher ein ausgezeichneter Thierausstopfer sein soll, diese Theorie bestritten hat.

Wir beeilen uns, Ihnen jene Beweise in die Hand zu geben, welche in dieser Frage entscheidend sind und übersenden in aller Ehrfurcht als ein unterthäniges Geschenk für Ihre Majestät die Kaiserin Katharina II. von Rußland ein Exemplar des redenden Affen von Madagaskar.

Die Gesellschaft der Zoologen in Paris."

Die Fürstin Daschkoff hatte von der Gesellschaft der Zoologen in Paris nie etwas gehört, sie verstand augenblicklich, daß der Brief von Diderot fingirt sei, und der Ueberbringer desselben gestand auch, daß er ein französischer Sprachmeister sei, welchen Diderot in Reval für seine Comödie gewonnen.

„Und wo ist der Affe? — Herr Diderot — will ich sagen", fragte die Fürstin.

„In dem Hotel zum Auge Gottes, in welchem wir abgestiegen sind."

„Gut, sagen Sie Herrn Diderot, daß ich ihn selbst mit meinem Wagen abholen werde."

„Herr Diderot will sich in seinem Käfig transportiren lassen", entgegnete der Sprachmeister. „Um so besser", sagte die Fürstin, „ich werde also mit den Leuten kommen, welche ihn tragen sollen."

Die Fürstin bekleidete sich hierauf mit allen Zeichen ihrer Würde, der großen Allonge, dem rothen Talar, der Kette und dem Stabe und fuhr zuerst in den Winterpalast, um der Kaiserin das überraschende Ereigniß mitzutheilen. Dann eilte sie, von vier Hofbedienten gefolgt, welche eine Sänfte trugen, in den Gasthof zum Auge Gottes.

Indeß hatte sich im Winterpalaste der ganze Hof versammelt, um den Affen mit allen, diesem Wunder der Natur gebührenden Ehren zu empfangen. Auch Professor Lagetschnikoff war auf besonderen Befehl der Monarchin anwesend.

Der Augenblick, in welchem der Affe in den Saal hinein gebracht wurde, war feierlich. Die Kaiserin stand in der Mitte ihrer Damen, die Herren bildeten einen Halbkreis.

Voran schritt die Fürstin mit dem als Doctor gekleideten Sprachmeister, hinter ihr trugen die vier Hoflakaien den Käfig auf ihren Schultern und setzten ihn langsam in der Mitte des Saales nieder.

Die Kaiserin eilte zuerst auf denselben zu, und dies war für alle Anwesenden das Signal, jede Etiquette bei Seite zu lassen und den Käfig zu umringen; man drängte und stieß sich ohne Rücksicht, wie es der

füße Pöbel macht, wenn er einen Savoyarden oder Bärentreiber anstaunt.

Diderot's Maske war so gelungen und er verstand es so trefflich, die Haltung und Bewegungen des Affen nachzuahmen, daß Alle getäuscht wurden, Alle, bis auf Lagetschnikoff, den Ausstopfer.

Sein scharfes Auge erkannte selbst durch die Gitter hindurch sofort die Näthe, welche den Balg zusammenhielten.

„Oho! Ein Mensch im Affenbalg", dachte er, „wir wollen abwarten, was das zu bedeuten hat."

Die Kaiserin befahl, nachdem sich Alle an dem Wunder satt gesehen, den Käfig in ihre Gemächer zu bringen.

„Ob er auch spricht?" fragte die schöne Gräfin Saltikoff.

„Wie heißt er?" wendete sich Orloff an den Sprachmeister.

„Jaques", erwiderte dieser.

„Jaques", rief die Kaiserin in französischer Sprache, „sprichst Du?"

„Ja", gab der Affe deutlich zur Antwort.

„Er spricht", schrie Katharina II. auf.

„Er spricht", staunte Orloff.

„Er spricht", verwunderte sich der ganze Hof, „der Affe spricht."

Der französische Zoologe hatte sich beeilt, das Weite zu suchen; die Kaiserin hatte zuerst die Absicht, ihm die Aufsicht über das Weltwunder zu übertragen, nun wurde ein vertrauter Hoflakai damit beauftragt.

Der Käfig wurde in einem besonderen Appartement aufgestellt und die Kaiserin selbst fütterte den Affen, welcher mit großer Fertigkeit Früchte und Confekt aus ihren Händen nahm und sich überhaupt als ein höchst gebildeter Affe erwies.

Bis zum Abend bot derselbe an und für sich durch seine einfache Anwesenheit im Winterpalaste genügenden Unterhaltungsstoff, aber es giebt nichts unbeständigeres als Frauenlaune und eine Selbstbeherrscherin hatte offenbar das Recht, die launenhafteste der Frauen zu sein.

Mittags war Katharina außer sich über ihren Affen, Nachmittags machte er ihr noch große Freude und als der Abend kam, war er ihr gleichgiltig. Sie saß mit der Daschkoff in ihrem Boudoir und schnalzte mit den Fingern.

„Was fangen wir an?“ rief sie ein wenig ermüdet.

„Lassen wir den Affen kommen“, sagte die Fürstin.

Die Kaiserin machte eine unnachahmlich verächtliche Bewegung mit den Lippen.

„Wo mag jetzt Diderot sein?“ begann sie.

„Zu Schiff, Majestät.“

„Schade, wir könnten eine Lection halten.“

„Aber der Affe“, sagte die Daschkoff.

„Ich kann doch nicht mit dem Affen Plato lesen!“

„Warum nicht“, gab die Fürstin zur Antwort, „es käme nur auf den Versuch an.“

Die Monarchin zuckte die Achseln. „Aber da fällt mir ein, daß wir noch gar nicht wissen, ob der Affe auch abgerichtet ist“, sprach sie, „ob er Kunststücke kann.“

Der Fürstin wurde ein wenig bange um Diderot, aber der Muthwille siegte über das Mitleid. „O! gewiß kann er Kunststücke.“

Die Kaiserin machte hierauf, von der Daschkoff begleitet dem Affen eine Visite, welcher recht trübselig in seinem Käfige dasaß und als die beiden Damen eintraten, unzweideutige Zeichen von Freude gab.

„Lassen wir ihn heraus“, sagte die Daschkoff.

„Aber er kann uns beißen“, meinte die Czarin und schnell entschlossen, befahl sie dem Hofbedienten,

noch vier andere mit Stöcken und Peitschen versehene Lakaien zu holen. Als die Leute zur Stelle waren, wurde der Käfig geöffnet.

Diderot stieg langsam heraus und dehnte seine Glieder, die in der fatalen Affenstellung im engen Käfig ziemlich steif geworden waren.

„He! Kannst Du Kunststücke?“ fragte die Czarin.

Der Affe schüttelte, die gefährlichen Utensilien der Lakaien mißtrauisch betrachtend, den Kopf.

„Nein?“

„Nein“, antwortete der Affe.

„Aber ich will, daß Du Kunststücke machst“, entschied die Kaiserin mit der vollen Willkür einer Despotin, „einen Stock her, er muß über den Stock springen.“

Einer der Hoflakaien hielt den Stock, der Affe versuchte zu springen, aber die steifen Füße versagten den Dienst und er fiel auf die Nase.

„Noch einmal“, gebot die Kaiserin.

Der Affe versuchte noch einmal, noch viermal, aber vergebens.

Katharina II. verlor die Geduld.

„Warte, ich will Dich abrichten“, rief sie mit zornig blitzenden Augen und nahm rasch einem der Diener die Peitsche aus der Hand.

Die Daschkoff war nahe daran sich die Zunge

vor Lachen abzubeißen, aber Diderot war es gar nicht lächerlich zu Muthe, er schrie auf und flüchtete sich hinter den Käfig, wo er am ganzen Leibe zitternd stehen blieb.

Der jämmerliche Anblick, welchen er bot, reizte endlich auch die Czarin zum Lachen. „Diesmal sei's Dir geschenkt", rief sie, „Du boshafter Affe, aber Du sollst mir ordentlich dressirt werden. Sperrt ihn in den Käfig."

Es geschah. Hierauf wurde Lagetschnikoff citirt.

„Herr Professor", sprach die Kaiserin, „ich will, daß mein Affe Kunststücke lernt und zwar in der kürzesten Zeit, ich habe Sie dazu auserseßen, ihn abzurichten, ich hoffe, Sie werden meinem Vertrauen entsprechen."

Lagetschnikoff verbeugte sich lächelnd.

„Er soll sofort zu Ihnen gebracht werden", fuhr Katharina II. fort, „ordne das Nöthige an, Katinka."

Jetzt war es Ernst und diesmal war das Mitleid der Daschkoff doch stärker als ihr Muthwille. Als sie mit dem Professor durch die Reihe der Zimmer schritt, sprach sie leise, aber dringend zu ihm: „Um Gotteswillen, Lagetschnikoff, thun Sie dem Affen nichts zu Leide."

noch vier andere mit Stöcken und Peitschen
Lakaien zu holen. Als die Leute zur Ste
wurde der Käfig geöffnet.

Diderot stieg langsam heraus und
Glieder, die in der fatalen Affenstellun
Käfig ziemlich steif geworden waren.

„He! Kannst Du Kunststücke?“ fr

Der Affe schüttelte, die gefährl
Lakaien mißtrauisch betrachtend, de

„Nein?“

„Nein“, antwortete der Affe.

„Aber ich will, daß Du K
schied die Kaiserin mit der
potin, „einen Stock her, er mu

Einer der Hoflakaien
versuchte zu springen, aber
den Dienst er fiel au

l“, gebot

versuchte

aus.

tharina II. ver

ordnung der Fürstin
n eine verdeckte Sänfte
racht worden, ohne daß
ihm geschah. Die Fürstin
genheit, mit ihm in Berüh-
der Professor war so klug,
erbergen, in welcher sich der-
sich in seinen Wagen und fuhr
nung befand sich in dem zoolo-
er alleiniger Herr und Gebieter
ener Pascha. Ein halbes Dutzend
and unter seinen Befehlen und war
auf den Wink zu gehorchen.

Augenblicke, wo die Lakaien den Käfig
abgesetzt hatten und das Thor hinter ihnen
hlossen worden, war Diderot seinem Neben-
af Gnade und Ungnade preisgegeben.

tschnikoff erwartete sein Opfer im Museum;
ier, in welchem der mit einem Teppich ver-
ig aufgestellt wurde, war auf seinen Befehl
änzend erleuchtet worden, dann schickte er seine
fort und ließ den Teppich eigenhändig fallen.
rot stieß vor Schreck einen Schrei aus. „He, Affe!"
Lagetschnikoff, mit seinem Rohrstock durch die Stäbe
ßend, „gib Acht, was ich Dir sage. Die Kaiserin

hat Dich mir zur Dressur übergeben und zwar soll ich Dich so rasch als möglich zu den schwierigsten Kunststücken abrichten, das wird wohl ohne Schläge nicht gehen, nimm Dich also zusammen. Morgen früh ist die erste Lection. Der Affe begann zu toben, zu jammern, an dem Gitter zu rütteln.

„Ruhe!“ gebot Lagetschnikoff, „reize mich nicht, hier bin ich unumschränkter Herr und Niemand rettet Dich vor meinem Zorn.“

Der Affe zog sich in eine Ecke zurück und fieberte vor Angst und Wuth.

Lagetschnikoff verließ hierauf das Museum. Auf seine Anordnung wurden die Lichter verlöscht und der Affe mußte bis zum nächsten Morgen fasten. Schlafen konnte er auch nicht viel, denn seine Lage in dem engen Käfige war recht unbequem und seine Aufregung nahm eher zu als ab, und schlief er für kurze Zeit ein, so quälten ihn die entsetzlichsten Träume.

Lagetschnikoff stand am nächsten Vormittag wie immer ziemlich spät auf, dann machte er Toilette und befahl endlich, Diderot, welcher seit Tagesanbruch von

Minute zu Minute seinen Peiniger erwartet hatte und bereits mehr todt als lebendig war, vorzuführen.

Während der Käfig herein gebracht, die Thüre desselben geöffnet und der Affe von den Dienern mit Stöcken heraus getrieben wurde, lag Lagetschnikoff im üppigen Schlafpelz behaglich auf einem türkischen Divan und betrachtete Diderot mit grausamem Vergnügen. Sein schönes frisches Gesicht blühte unter der koketten Puderperücke wie eine junge Rose, während sein Gegner, der „künftige Czar" unter seiner Affenmaske kreideweiß wurde.

„Wie heißt Du?" fragte der Tyrann.

Diderot schwieg.

„Gieb mir die Peitsche", sagte Lagetschnikoff mit einer leichten Kopfbewegung.

Einer der Diener reichte ihm eine große Peitsche an kurzem Stiel, bei deren Anblick dem armen Affen das Herz bis zum Halse hinauf schlug.

„Jaques, heiße ich", schrie er, „Jaques."

„Oho! ich sehe, Du bist bei weitem nicht so dumm, wie Du aussiehst", erwiderte Lagetschnikoff. „Also, Jaques, wir werden mit dem Stockspringen anfangen."

Der Professor ließ einen der Diener den Stock halten und rief dann im Tone eines Kunstreiters „Alloh! hopp! hopp!"

Diderot sah die Peitsche in Lagetschnikoff's Hand, die Stöcke der Diener und sprang daher mit allem Aufwand von Kraft und Geschicklichkeit über den Stock hin und zurück, und immer höher hielt man ihm den Stock auf Lagetschnikoff's Befehl und immer höher sprang er.

„Bravo! Bravo!“ rief der Professor, „ich sehe Du bist gelehrig. Nun wollen wir Dich lehren ein Frühstück serviren.“

Auf den Wink Lagetschnikoff's wurde ein Chocoladenbrett mit feinem Frühstück hereingebracht.

„Gieb Acht, Jaques“, gebot der Professor, „stelle das kleine Tischchen von dort hierher.“

Der Affe beeilte sich zu gehorchen.

„Sehr gut. Jetzt die Chokolade.“

Auch dies gelang vortrefflich.

Lagetschnikoff aß hierauf mit großem Appetit.

„Bist Du hungrig, Jaques“, fragte er tückisch.

„O ja“, erwiderte der Affe.

„Sehr hungrig?“

„Sehr.“

„So ist's recht“, sprach der Professor, „Plenus venter non studes liben ter.“

Nachdem er sein Frühstück beendet und der Affe das Service und Tischchen entfernt hatte, begann La=

getschnikoff: „Jetzt zu etwas Schwererem. Kannst Du auf dem Kopfe stehen?"

„Nein."

„Nun, ich kann es auch nicht", sprach der Professor, „aber wenn mich einer mit der Peitsche in der Hand unterrichten würde, möchte ich es wohl eben so rasch lernen, als Du es jetzt lernen mußt. Also", er erhob sich und ließ die Peitsche knallen. Diderot schlug in seiner Angst zwei prächtige Purzelbäume, aber auf dem Kopfe stehen, das ging über sein Affentalent hinaus.

„Jaques, Du giebst nicht Acht, auf eins, zwei, drei, mußt Du es vollbringen", rief Lagetschnikoff.

„Eins."

Diderot setzte sich in Posentur.

„Zwei — drei —".

Da lag der Affe platt auf dem Bauche.

„Ah! Du bist ungehorsam, warte nur", schrie Lagetschnikoff, der diesen Augenblick längst mit wahrer Wollust erwartet hatte. „Ich will Dich lehren", zugleich schwang er die Peitsche; Diderot machte einen Luftsprung und suchte die Peitsche zu ergreifen und als ihm dies nicht gelang, sich vor seinem Peiniger zu retten, aber Lagetschnikoff verfolgte ihn aus einer Ecke in die andere, bis er athemlos ausrief:

„Halten Sie ein, ich bin ja Diderot.“

Diese unerwartete Wendung brachte Lagetschnikoff zum Senken der Peitsche.

„Ich bin Diderot“, betheuerte der Philosoph noch einmal.

„Das kann jeder Affe sagen“, erwiderte sein Peiniger.

„Hol' Sie der Teufel“, schrie der Affe, „ich bin ja wirklich Diderot, es ist ja Alles nur Scherz.“

„Bist Du wirklich Diderot“, erwiderte Lagetschnikoff mit feierlichem Ernste, „so war es der Urtheilsspruch einer höheren Macht, welcher Dich in einen Affen verwandelt und so erbärmlich in meine Hände gegeben hat, damit Dein Hochmuth, Dein Dünkel gedemüthigt werde, und Du in mir Deinen Herrn und Meister erkennst. Erkennst Du das?“

„Ich sage Ihnen ja, lieber Herr Lagetschnikoff“, entgegnete der Affe, „ich bin kein Affe, sondern der wirkliche Diderot, in Affenbälge eingenäht.“

„Ich frage noch einmal: Erkennst Du in mir Deinen Herrn und Meister?“ rief Lagetschnikoff.

„Ich in Dir meinen Meister, Du elender Thierausstopfer“, schrie Diderot und sprang seinem verhaßten Gegner an die Kehle. Er hätte ihn in seiner Wuth erwürgt, wenn die Diener nicht dazwischen gesprungen

wären. So war es aber das Werk weniger Augenblicke, daß er von Lagetschnikoff's Leuten überwältigt und auf seinen Befehl an den massiven Käfig gekettet wurde.

„So, mein lieber Diderot", begann Lagetschnikoff mit einem höhnischen Kopfnicken, „also ein elender Thierausstopfer bin ich. Nun warte nur!" Er streifte den weiten Aermel seines prächtigen Schlafpelzes zurück und begann seinen Nebenbuhler zu peitschen, sein schönes Gesicht strahlte dabei vor Vergnügen, während Diderot erst tobte, dann jammerte und endlich um Gnade bat. „Keine Gnade", rief Lagetschnikoff fortpeitschend, „ehe Du mich nicht als Deinen Herrn und Meister anerkennst."

„Ich erkenne Sie an", schrie Diderot.

„Nicht so", sprach sein Meister, „auf die Knie."

Diderot zögerte, da traf ihn noch einmal die Peitsche und schon lag er vor seinem Nebenbuhler auf den Knieen.

Den nächsten Tag wurden die Exercitien mit dem Stocke fortgesetzt. Gegen Abend kam Lagetschnikoff in das Museum und verkündigte Diderot den Besuch der Czarin.

„Bei dem geringsten Versuch, den Sie machen, Ihr Affenincognito zu brechen", fügte er hinzu, „sind

noch vier andere mit Stöcken und Peitschen versehene Lakaien zu holen. Als die Leute zur Stelle waren, wurde der Käfig geöffnet.

Diderot stieg langsam heraus und dehnte seine Glieder, die in der fatalen Affenstellung im engen Käfig ziemlich steif geworden waren.

„He! Kannst Du Kunststücke?“ fragte die Czarin.

Der Affe schüttelte, die gefährlichen Utensilien der Lakaien mißtrauisch betrachtend, den Kopf.

„Nein?“

„Nein“, antwortete der Affe.

„Aber ich will, daß Du Kunststücke machst“, entschied die Kaiserin mit der vollen Willkür einer Despotin, „einen Stock her, er muß über den Stock springen.“

Einer der Hoflakaien hielt den Stock, der Affe versuchte zu springen, aber die steifen Füße versagten den Dienst und er fiel auf die Nase.

„Noch einmal“, gebot die Kaiserin.

Der Affe versuchte noch einmal, noch viermal, aber vergebens.

Katharina II. verlor die Geduld.

„Warte, ich will Dich abrichten“, rief sie mit zornig blitzenden Augen und nahm rasch einem der Diener die Peitsche aus der Hand.

Die Daschkoff war nahe daran sich die Zunge

vor Lachen abzubeißen, aber Diderot war es gar nicht lächerlich zu Muthe, er schrie auf und flüchtete sich hinter den Käfig, wo er am ganzen Leibe zitternd stehen blieb.

Der jämmerliche Anblick, welchen er bot, reizte endlich auch die Czarin zum Lachen. „Diesmal sei's Dir geschenkt", rief sie, „Du boshafter Affe, aber Du sollst mir ordentlich dressirt werden. Sperrt ihn in den Käfig."

Es geschah. Hierauf wurde Lagetschnikoff citirt.

„Herr Professor", sprach die Kaiserin, „ich will, daß mein Affe Kunststücke lernt und zwar in der kürzesten Zeit, ich habe Sie dazu ausersehen, ihn abzurichten, ich hoffe, Sie werden meinem Vertrauen entsprechen."

Lagetschnikoff verbeugte sich lächelnd.

„Er soll sofort zu Ihnen gebracht werden", fuhr Katharina II. fort, „ordne das Nöthige an, Katinka."

Jetzt war es Ernst und diesmal war das Mitleid der Daschkoff doch stärker als ihr Muthwille. Als sie mit dem Professor durch die Reihe der Zimmer schritt, sprach sie leise, aber dringend zu ihm: „Um Gotteswillen, Lagetschnikoff, thun Sie dem Affen nichts zu Leide."

„Und warum nicht, wenn ich bitten darf?“ sagte Lagetschnikoff mit tückischer Demuth.

„Weil — weil“, stammelte die Prinzessin.

„Ich will es Ihnen sagen“, sprach Lagetschnikoff, „diese Komödie kann Laien täuschen, aber nicht das Auge des Gelehrten“ — er hätte sagen sollen des Ausstopfers — „dieser redende Affe von Madagaskar ist ein Betrüger.“

„Schweigen Sie doch.“

„Ein Mensch —“.

„Nicht so laut“, flehte die Fürstin.

„Ich will ihm schon sein Affenwesen herauspeitschen“, schwor Lagetschnikoff.

„Aber so nehmen Sie doch Vernunft an“, erwiderte die Daschkoff in der höchsten Angst, „es ist ja Diderot!“

„Diderot!“ Lagetschnikoff war einen Augenblick starr vor Ueberraschung, aber sein Erstaunen machte schnell einem namenlosen Triumphe Platz, er war ganz roth vor Freude.

„Diderot selbst“, sprach er mit einem feinen Lächeln, „es ist mir sehr lieb, daß Sie mir dies gesagt haben, Prinzessin, und ich gebe Ihnen hiermit mein Ehrenwort, daß ich ihn so behandeln werde, wie er es verdient.“

Der redende Affe war auf Anordnung der Fürstin Daschkoff sammt seinem Käfig in eine verdeckte Sänfte gesetzt und zu Lagetschnikoff gebracht worden, ohne daß er ahnte, was eigentlich mit ihm geschah. Die Fürstin vermied es bei dieser Gelegenheit, mit ihm in Berührung zu treten und auch der Professor war so klug, Diderot die Gefahr zu verbergen, in welcher sich derselbe befand. Er setzte sich in seinen Wagen und fuhr voraus. Seine Wohnung befand sich in dem zoologischen Museum, wo er alleiniger Herr und Gebieter war, ein vollkommener Pascha. Ein halbes Dutzend Kabinetsdiener stand unter seinen Befehlen und war gewohnt, ihm auf den Wink zu gehorchen.

In dem Augenblicke, wo die Lakaien den Käfig im Museum abgesetzt hatten und das Thor hinter ihnen wieder geschlossen worden, war Diderot seinem Nebenbuhler auf Gnade und Ungnade preisgegeben.

Lagetschnikoff erwartete sein Opfer im Museum; das Zimmer, in welchem der mit einem Teppich verhüllte Käfig aufgestellt wurde, war auf seinen Befehl vorher glänzend erleuchtet worden, dann schickte er seine Diener fort und ließ den Teppich eigenhändig fallen. Diderot stieß vor Schreck einen Schrei aus. „He, Affe!“ rief Lagetschnikoff, mit seinem Rohrstock durch die Stäbe stoßend, „gib Acht, was ich Dir sage. Die Kaiserin

hat Dich mir zur Dressur übergeben und zwar soll ich Dich so rasch als möglich zu den schwierigsten Kunststücken abrichten, das wird wohl ohne Schläge nicht gehen, nimm Dich also zusammen. Morgen früh ist die erste Lection. Der Affe begann zu toben, zu jammern, an dem Gitter zu rütteln.

„Ruhe!“ gebot Lagetschnikoff, „reize mich nicht, hier bin ich unumschränkter Herr und Niemand rettet Dich vor meinem Zorn.“

Der Affe zog sich in eine Ecke zurück und fieberte vor Angst und Wuth.

Lagetschnikoff verließ hierauf das Museum. Auf seine Anordnung wurden die Lichter verlöscht und der Affe mußte bis zum nächsten Morgen fasten. Schlafen konnte er auch nicht viel, denn seine Lage in dem engen Käfige war recht unbequem und seine Aufregung nahm eher zu als ab, und schlief er für kurze Zeit ein, so quälten ihn die entsetzlichsten Träume.

Lagetschnikoff stand am nächsten Vormittag wie immer ziemlich spät auf, dann machte er Toilette und befahl endlich, Diderot, welcher seit Tagesanbruch von

Minute zu Minute seinen Peiniger erwartet hatte und bereits mehr todt als lebendig war, vorzuführen.

Während der Käfig herein gebracht, die Thüre desselben geöffnet und der Affe von den Dienern mit Stöcken heraus getrieben wurde, lag Lagetschnikoff im üppigen Schlafpelz behaglich auf einem türkischen Divan und betrachtete Diderot mit grausamem Vergnügen. Sein schönes frisches Gesicht blühte unter der koketten Puderperücke wie eine junge Rose, während sein Gegner, der „künftige Czar" unter seiner Affenmaske kreideweiß wurde.

„Wie heißt Du?" fragte der Tyrann.

Diderot schwieg.

„Gieb mir die Peitsche", sagte Lagetschnikoff mit einer leichten Kopfbewegung.

Einer der Diener reichte ihm eine große Peitsche an kurzem Stiel, bei deren Anblick dem armen Affen das Herz bis zum Halse hinauf schlug.

„Jaques, heiße ich", schrie er, „Jaques."

„Oho! ich sehe, Du bist bei weitem nicht so dumm, wie Du aussiehst", erwiderte Lagetschnikoff. „Also, Jaques, wir werden mit dem Stockspringen anfangen."

Der Professor ließ einen der Diener den Stock halten und rief dann im Tone eines Kunstreiters „Alloh! hopp! hopp!"

Diderot sah die Peitsche in Lagetschnikoff's Hand, die Stöcke der Diener und sprang daher mit allem Aufwand von Kraft und Geschicklichkeit über den Stock hin und zurück, und immer höher hielt man ihm den Stock auf Lagetschnikoff's Befehl und immer höher sprang er.

„Bravo! Bravo!" rief der Professor, „ich sehe Du bist gelehrig. Nun wollen wir Dich lehren ein Frühstück serviren."

Auf den Wink Lagetschnikoff's wurde ein Chocoladenbrett mit feinem Frühstück hereingebracht.

„Gieb Acht, Jaques", gebot der Professor, „stelle das kleine Tischchen von dort hierher."

Der Affe beeilte sich zu gehorchen.

„Sehr gut. Jetzt die Chokolade."

Auch dies gelang vortrefflich.

Lagetschnikoff aß hierauf mit großem Appetit.

„Bist Du hungrig, Jaques", fragte er tückisch.

„O ja", erwiderte der Affe.

„Sehr hungrig?"

„Sehr."

„So ist's recht", sprach der Professor, „Plenus venter non studes liben ter."

Nachdem er sein Frühstück beendet und der Affe das Service und Tischchen entfernt hatte, begann La-

getschnikoff: „Jetzt zu etwas Schwererem. Kannst Du auf dem Kopfe stehen?“

„Nein.“

„Nun, ich kann es auch nicht“, sprach der Professor, „aber wenn mich einer mit der Peitsche in der Hand unterrichten würde, möchte ich es wohl eben so rasch lernen, als Du es jetzt lernen mußt. Also“, er erhob sich und ließ die Peitsche knallen. Diderot schlug in seiner Angst zwei prächtige Purzelbäume, aber auf dem Kopfe stehen, das ging über sein Affentalent hinaus.

„Jaques, Du giebst nicht Acht, auf eins, zwei, drei, mußt Du es vollbringen“, rief Lagetschnikoff.

„Eins.“

Diderot setzte sich in Posentur.

„Zwei — drei —“.

Da lag der Affe platt auf dem Bauche.

„Ah! Du bist ungehorsam, warte nur“, schrie Lagetschnikoff, der diesen Augenblick längst mit wahrer Wollust erwartet hatte. „Ich will Dich lehren“, zugleich schwang er die Peitsche; Diderot machte einen Luftsprung und suchte die Peitsche zu ergreifen und als ihm dies nicht gelang, sich vor seinem Peiniger zu retten, aber Lagetschnikoff verfolgte ihn aus einer Ecke in die andere, bis er athemlos ausrief:

„Halten Sie ein, ich bin ja Diderot.“

Diese unerwartete Wendung brachte Lagetschnikoff zum Senken der Peitsche.

„Ich bin Diderot“, betheuerte der Philosoph noch einmal.

„Das kann jeder Affe sagen“, erwiderte sein Peiniger.

„Hol' Sie der Teufel“, schrie der Affe, „ich bin ja wirklich Diderot, es ist ja Alles nur Scherz.“

„Bist Du wirklich Diderot“, erwiderte Lagetschnikoff mit feierlichem Ernste, „so war es der Urtheilsspruch einer höheren Macht, welcher Dich in einen Affen verwandelt und so erbärmlich in meine Hände gegeben hat, damit Dein Hochmuth, Dein Dünkel gedemüthigt werde, und Du in mir Deinen Herrn und Meister erkennst. Erkennst Du das?“

„Ich sage Ihnen ja, lieber Herr Lagetschnikoff“, entgegnete der Affe, „ich bin kein Affe, sondern der wirkliche Diderot, in Affenbälge eingenäht.“

„Ich frage noch einmal: Erkennst Du in mir Deinen Herrn und Meister?“ rief Lagetschnikoff.

„Ich in Dir meinen Meister, Du elender Thierausstopfer“, schrie Diderot und sprang seinem verhaßten Gegner an die Kehle. Er hätte ihn in seiner Wuth erwürgt, wenn die Diener nicht dazwischen gesprungen

wären. So war es aber das Werk weniger Augenblicke, daß er von Lagetschnikoff's Leuten überwältigt und auf seinen Befehl an den massiven Käfig gekettet wurde.

„So, mein lieber Diderot“, begann Lagetschnikoff mit einem höhnischen Kopfnicken, „also ein elender Thierausstopfer bin ich. Nun warte nur!“ Er streifte den weiten Aermel seines prächtigen Schlafpelzes zurück und begann seinen Nebenbuhler zu peitschen, sein schönes Gesicht strahlte dabei vor Vergnügen, während Diderot erst tobte, dann jammerte und endlich um Gnade bat. „Keine Gnade“, rief Lagetschnikoff fortpeitschend, „ehe Du mich nicht als Deinen Herrn und Meister anerkennst.“

„Ich erkenne Sie an“, schrie Diderot.

„Nicht so“, sprach sein Meister, „auf die Knie.“

Diderot zögerte, da traf ihn noch einmal die Peitsche und schon lag er vor seinem Nebenbuhler auf den Knieen.

Den nächsten Tag wurden die Exercitien mit dem Stocke fortgesetzt. Gegen Abend kam Lagetschnikoff in das Museum und verkündigte Diderot den Besuch der Czarin.

„Bei dem geringsten Versuch, den Sie machen, Ihr Affenincognito zu brechen“, fügte er hinzu, „sind

Sie verloren. Halten Sie sich das jederzeit vor Augen."

Nachmittags erschien Katharina II., begleitet von dem Grafen Orloff.

Lagetschnikoff ließ die Monarchin auf einem Divan Platz nehmen und führte dann gefolgt von seinen Dienern, deren einer mit einer türkischen Trommel, ein anderer mit Tamtams versehen war, den, wie er sich ausdrückte, „gezähmten" Affen vor.

„Sehen Sie dieses Exemplar einer boshaften hochmüthigen betrügerischen Race", sprach er mit Pathos, „nicht unähnlich unseren heutigen Gelehrten, Majestät, von mir binnen vierundzwanzig Stunden gezähmt, dressirt, meinem Willen vollkommen unterworfen."

Diderot wüthete innerlich.

„Nun, Jaques", fuhr Lagetschnikoff fort, „zeige Deine Künste."

Er hielt ihm den Stock hin. „Hopp!"

Der Affe sprang mit Grazie und immer höher und höher.

„Bravo! Bravo!" rief Katharina II. und klatschte in die Hände.

„Wirklich erstaunlich", fügte sie nach einer Weile hinzu.

„Nun bringe Ihrer Majestät ein Glas Wasser", gebot Lagetschnikoff.

Der Affe goß aus einer auf einem Nebentisch bereit stehenden Karaffe Wasser in ein Glas und reichte es Katharina II., in dem Augenblicke, wo sie es nahm und er ihr also ganz nahe war, schien ihm die Gelegenheit, seinem Peiniger zu entkommen, doch zu günstig; er stürzte plötzlich der Kaiserin zu Füßen und schrie: „Retten Sie mich, Majestät, ich bin Diderot."

Katharina II. hörte jedoch von seinem Angstschrei kaum mehr als eine Silbe, denn Lagetschnikoff hatte den Fall vorgesehen und wie Diderot sich vor der Kaiserin niederwarf, fielen seine Leute mit einer ohrzerreißenden Janitscharenmusik ein, welche seine weiteren Worte verschlang. Zu gleicher Zeit ergriffen andere den unglücklichen Philosophen und schleppten ihn hinaus.

Als dies geschehen war, verstummte die Musik.

„Majestät", sprach Lagetschnikoff, sich bei der Kaiserin, welche sich die Ohren zugehalten hatte, entschuldigend, „vergeben Sie dieses drastische Mittel, aber es ist das einzige, dieses bösartige Thier, wenn ein Ausbruch seiner Bestialität erfolgt, zu betäuben, einzuschüchtern und zu bewältigen."

„Aber das Thier schien doch vorher so ruhig, so zahm?" meinte Orloff.

„Das ist eben das Gefährliche seiner Natur, diese Tücke, diese jesuitische Heuchelei, möchte ich sagen. Man ist bei dieser Gattung Affen nie sicher, daß man nicht plötzlich erwürgt oder mindestens erheblich verletzt wird."

„Sie halten es also nicht für möglich, Professor", sprach die Kaiserin, „daß dieser Affe hier je ohne Gefahr im Zimmer gehalten werden kann."

„Unmöglich", betheuerte Lagetschnikoff, „ich würde für nichts stehen."

„Was also dann mit ihm anfangen?" meinte Katharina.

„Es ist jedenfalls ein seltenes Exemplar", erwiderte Lagetschnikoff, „ich würde ihn mir daher für das Museum ausbitten."

„Sie wollen ihn tödten."

„Ich will ihn ausstopfen, Majestät", sprach Lagetschnikoff, „vollkommen dressiren läßt er sich einmal nicht."

„Also Sie wollen, daß ich sein Todesurtheil unterschreibe?"

„Nein, Majestät, schenken Sie ihn nur dem Museum."

„Also gut, lieber Lagetschnikoff", sprach die Kaiserin, „ich mache Ihnen den Affen zum Geschenk."

„Mir, Majestät?“ rief Lagetschnikoff vor Vergnügen erröthend.

„Ja, Ihnen. Nun was ist da Besonderes daran.“

„Also der Affe gehört mir, ganz mir.“

„Ja.“

„Graf Orloff, Sie sind Zeuge“, sagte Lagetschnikoff lauernd.

„Wozu diese Umstände Professor“, sprach die Kaiserin, sich zum Fortgehen anschickend.

„Majestät, ich habe Ihr Wort“, rief Lagetschnikoff, „der Affe ist mein. Ich stopfe ihn auf der Stelle aus.“

Lagetschnikoff dachte allen Ernstes daran, seinem unglücklichen Nebenbuhler auszustopfen. Von einem Bedenken oder Mitleid war keine Spur in ihm, er war trotz allem äußern Schliff, trotz aller Eleganz, ja Feinheit, welche er sich angeeignet hatte, doch ein Barbar und lebte zu einer Zeit, in welcher man noch in den gebildesten Ländern täglich Menschen auf die grausamste Art foltern und hinrichten sehen konnte, in einem Lande, wo es gleich Thieren behandelte Sclaven gab und das Menschenleben keinen Werth hatte.

Er wollte sich nicht einmal damit begnügen, seinen Gegner zu tödten.

Wie die Justiz jener Tage ihrem Opfer erst tage-

lang die Glieder verrenkte und zerriß, ehe sie dasselbe dem Henker übergab und dieser es auf der Kuhhaut zur Richtstätte schleifte und stundenlang mit dem Rade quälte, ehe er ihm den Gnadenstoß gab, ebenso bereitete sich Lagetschnikoff vor, den unglücklichen Philosophen mit vollem Behagen zu zerfleischen. Nachdem er sich ein lukullisches Souper und einige Flaschen feinen französischen Weines in sein Laboratorium hatte stellen lassen, machte er sich's erst recht bequem, schlüpfte in seine türkischen Pantoffeln und seinen prächtigen weiten Schlafpelz und befahl dann, den Affen hereinzubringen.

Sechs Diener trugen Diderot, welcher vergebens sich zu wehren versucht hatte, in das Laboratorium und schnallten ihn an Armen und Beinen auf dem Sezirtisch fest.

Lagetschnikoff beschäftigte sich indeß kaltblütig mit einer Pastete.

Die Diener entfernten sich.

„Sie werden mich mißhandeln, Herr Lagetschnikoff?“ begann Diderot.

„Nein“, erwiderte jener mit einem teuflischen Lächeln, „ich werde Sie ausstopfen.“

„Ausstopfen!“ schrie Diderot auf.

„Ja, ausstopfen für mein Museum, wenn Sie nichts dagegen haben.“

„Es kann Ihr Ernst nicht sein."

„Es ist mein voller Ernst."

„Sind Sie toll?"

„Sie waren toll", erwiderte Lagetschnikoff, ein Glas Wein schlürfend, „als Sie mich beleidigten."

„Ich habe mich dafür vor Ihnen gedemüthigt."

„Wie es sich gehört", sagte sein Peiniger artig, „aber daraus folgt noch nicht, daß ich Sie nicht ausstopfen darf."

„Wollen Sie einen Mord begehen?" tobte Diderot.

„Was wählen Sie für pöbelhafte Ausdrücke, für Experimente der Wissenschaft, mein Herr Philosoph", höhnte Lagetschnikoff, „nennt man bei Ihnen in Frankreich einen Affen ausstopfen einen Mord begehen."

„Aber ich bin kein Affe!"

„Sie sind ein Affe", entgegnete Lagetschnikoff, „für mich sind Sie ein Affe und sind es auch immer gewesen."

„Vergessen Sie, daß mich das Gesetz schützt?"

„In Rußland giebt es kein Gesetz, als den Willen der Czarin", antwortete Lagetschnikoff.

„Die Kaiserin wird Sie strafen."

„Die Kaiserin!" lächelte Lagetschnikoff, „eben die Kaiserin war es, die Sie mir zum Geschenk gemacht hat."

„Mich!“ schrie Diderot auf.

„Ja, Sie.“

„Mich, Diderot?“

„Sie, den Affen von Madagaskar.“

Lagetschnikoff hatte sein Souper beendet, wischte sich den Mund mit der Serviette, schloß die Thür und holte seine Instrumente.

„Herr Lagetschnikoff, haben Sie doch Erbarmen“, begann der Affe zu flehen, als er sah, daß sein Feind Ernst machte.

„Ich habe kein Erbarmen“, lächelte Lagetschnikoff, „ich stopfe Sie aus, gerade so wie Sie mich ausgestopft hätten, wenn Sie Kaiser von Rußland geworden wären.“ Er begann seine Messer zu wählen und zurecht zu legen.

„Um Gotteswillen“, stöhnte Diderot.

„Machen Sie sich doch nicht lächerlich“, höhnte sein Peiniger, „für uns Philosophen giebt es ja keinen Gott.“

„Es giebt einen Gott“, schwor Diderot in seiner Todesangst.

„Wenn es einen giebt“, entgegnete Lagetschnikoff, sich, das Messer in der Hand, seinem Opfer nähernd, „so hat er Sie in meine Hand gegeben zur Strafe für ihren Dünkel und Hochmuth und ich werde Sie

ohne Erbarmen ausstopfen" und nachdem er die Aermel seines Schlafpelzes emporgeschlagen, setzte er sein Messer mit einem grausamen Lächeln auf die Brust des winselnden Diderot.

„Nun, hat Lagetschnikoff's Zögling Fortschritte gemacht, Majestät", fragte die Daschkoff die Czarin, als dieselbe in ihre Gemächer zurückgekehrt war.

„Ah! es ist ein bösartiges Thier", erwiderte Katharina II., „wir haben es aufgegeben. Lagetschnikoff stopft ihn aus."

„Stopft ihn — aus?" stammelte die Daschkoff.

„Warum nicht?" rief Katharina II., „ich habe ihm den Affen zum Geschenk gemacht und er schien sehr glücklich darüber."

„Und er will ihn ausstopfen?"

„Ja, allerdings ausstopfen", entgegnete die Kaiserin ungeduldig, „und zwar sogleich."

„Mein Gott — der Affe —", schrie die Daschkoff, „es ist ja Diderot —".

„Diderot?"

„Diderot, ja Diderot", rief die Daschkoff, „er ist im Stande, ihn zu tödten."

„Diderot — ausgestopft — es ist zum Todtlachen", rief die Kaiserin und brach in ein schallendes Gelächter aus. Die Fürstin aber eilte die Treppe hinab in ihren Wagen und jagte zu dem Museum, um Diderot zu retten. Sie war in Todesangst.

Es dauerte einige Zeit, ehe man ihr öffnete, sie flog die Treppe hinauf und an die Thür des Laboratoriums.

„Lagetschnikoff! Oeffnen Sie!"

„Zu welchem Zweck", erwiderte er, „ich kann nicht öffnen."

„Im Namen der Kaiserin!"

„Ich stopfe eben im Namen der Kaiserin den Affen aus."

„Aber es ist ja Diderot", rief die Fürstin.

„Nun so stopfe ich Diderot aus", erwiderte Lagetschnikoff ruhig, „ich frage nicht, wen ich ausstopfe, ich gehorche nur dem Befehle der Kaiserin."

„Die Kaiserin befiehlt Ihnen, bei Gefahr Ihres Lebens Diderot frei zu lassen."

Jetzt erst ließ Lagetschnikoff, wenn auch unwillig, von seinem Beginnen ab, und öffnete die Thür.

„Lebt er noch?" fragte die Daschkoff.

„Leider."

„Und ist er unversehrt."

„Leider, leider."

Diderot war gerettet. Die Daschkoff brachte ihn im Triumphe in den Palast zurück, aber dem Philosophen brannte fortan das Petersburger Parquet unter den Füßen.

Wenige Tage darnach verließ er Hof und Reich der nordischen Semiramis.

Er kehrte wie alle französischen Gelehrten mit Diamanten beladen nach Paris zurück, aber es ist nicht bekannt, daß er in die Lobeshymnen seiner Vorgänger auf Katharina II. und Rußland mit eingestimmt hätte.

Ein Damen-Duell.

Das Fußregiment der Preobraschenskischen Garden hatte die Wache im Winterpalaste bezogen. Es war im Frühsommer, aber die Czarin Katharina die Zweite schien noch immer nicht daran zu denken, das festliche Petersburg mit dem idyllischen Landaufenthalt von Zarskoje Selo zu vertauschen.

In der geräumigen weißgetünchten Wachstube schliefen die Soldaten sitzend, aus Furcht, ihre großen festgewickelten Zöpfe zu beschädigen; in dem kleinen anstoßenden Officierszimmer lagerten Lieutenants und Junker von den verschiedensten Regimentern um einen langen schmierigen Tisch und spielten Onze et demi; sie spielten bereits den ganzen Nachmittag und spielten bis in die Nacht hinein bei dem spärlichen Lichte einer kleinen Oellampe, welche von der rußigen Decke herabhing. Nur Einer spielte nicht. Es war ein junger schlanker Officier mit blühendem Gesicht und großen hellblauen Augen unter dunklen Wimpern und

dunklen Brauen, welche sich beinahe coquet von dem weißen Toupet abhoben. Er saß, die Beine weit von sich gestreckt, die Hände nach rückwärts in die Taschen seines grünen Uniformfrackes versenkt, in einer finstern Ecke und starrte vor sich hin.

Jetzt verließ auch ein Zweiter den Spieltisch; er athmete auf und blickte um sich, dann näherte er sich dem Cameraden in der Ecke.

„Du spielst nicht mehr, Koltoff?“ begann er, die Hand auf seine Schulter legend.

„Nein — und Du?“

„Ich bin fertig“, erwiderte der Zweite. „Ich habe Alles verspielt.“

„Ich auch“, sprach Koltoff, „aber bei Dir, mein lieber Lapinski, bedeutet das im Grunde Nichts oder doch nicht viel. Eine Carambole mit Deinem theueren Vater, eine Sittenpredigt, und damit gut. Ich bin ruinirt. Ich habe entsetzlich viel Schulden, wie Du weißt, und keinen Vater, der sie zahlen würde, nicht einmal einen Onkel, den ich beerben könnte; ich habe heute meine Gage verspielt in der wahnsinnigen Hoffnung, das Glück könnte mir lächeln und mir ein paar Tausend Rubel in den Schooß werfen wie neulich dem Grafen Saltikoff, und jetzt stehe ich da, ohne eine Kopeke, und in ganz Rußland giebt es

Niemand mehr, der mir eine Kopeke leiht. Mir bleibt also nichts übrig, als mich zu erschießen."

„Hör' mir auf", erwiderte sein Freund. „Wie Du richtig bemerkt hast, gilt es nur eine Carambole mit meinem theuren Vater, und wir haben Geld."

„Das heißt, Du hast Geld."

„Nein, wir."

„Ich kann doch nicht —."

„Was kannst Du nicht?"

„Von Deinem Gelde leben", sprach Koltoff; „die Ehre gebietet mir, mich zu tödten."

„Ah! ich glaube, Du hast zu viel getrunken", erwiderte Lapinski, die Achseln zuckend; „aber sage mir lieber gleich, wie viel Du brauchst, es geht in Einem."

Koltoff schwieg.

„Nun, wenn Du durchaus nicht willst", sprach Lapinski ärgerlich, „ich dränge meine Liebe und Freundschaft Niemandem auf."

Damit stülpte er den dreieckigen goldbordirten Hut so heftig auf seinen wohlgepuderten Kopf, daß eine weiße Wolke aus demselben emporwirbelte, und verließ sporenklirrend die Wache; als er jedoch vor dem niedrigen Thore seines Wohnhauses stand und bereits den Klopfer in der Hand hatte, da fielen ihm die Worte seines Cameraden schwer und beängstigend

auf die Brust; er kehrte um und ging mit raschen Schritten zu Koltoff's Wohnung, sprang über die Planke, welche den Hof derselben umfaßte, und die morsche Holztreppe empor.

Durch die Thür seines Freundes fiel ein weißer Streifen Licht auf die Diele. Er war also gleichfalls nach Hause zurückgekehrt und noch wach. Lapinski klopfte. Keine Antwort. Er klopfte stärker und rief zugleich: „Um Gotteswillen, mach' auf; Geld, es ist Geld da für Dich!"

Nun hörte er Schritte, dann wurde eine Lade zugeschoben, endlich öffnete Koltoff.

Lapinski erschrak über die Veränderung, die in so kurzer Zeit mit seinem Freunde vorgegangen war; das Haar hing ihm wirr in das bleiche Gesicht, die Augen waren tief in ihren Höhlen eingesunken und zeigten ein unheimliches unruhiges Feuer.

Lapinski hatte instinctmäßig, als wenn er ihn von einem Vorhaben abhalten wollte, seine Hand ergriffen und blickte verstört im Zimmer umher, ohne daß er etwas Verdächtiges entdecken konnte, dann näherte er sich rasch dem Tische, welcher in der Fenstertiefe stand und auf dem Koltoff zu schreiben pflegte. Dieser machte eine Bewegung, aber schon hatte der Camerad

eine Lade hervorgezogen und in derselben die Pistole entdeckt, deren Hahn noch gespannt war.

„Also wirklich?“ stammelte Lapinski; mehr vermochte er im Augenblicke nicht.

Beide schwiegen einige Zeit. Dann nahm Lapinski das Wort. „Habe ich Dir nicht gesagt, daß ich Dir Geld schaffen will?“

„Ich erkenne Deine treue Freundschaft von ganzem Herzen an“, erwiderte Koltoff, „aber ich bin nicht im Stande auf fremde Kosten zu leben. Es handelt sich ja bei mir nicht um momentane Hülfe. Es fehlt jede Aussicht für die Zukunft, und wenn ich auch von Brod und Wasser leben und Spiel und Frauen für immer abschwören will, wie soll ich von meiner elenden Lieutenantsgage meine Schulden zahlen? Zuletzt wird mir doch nichts übrig bleiben als — eine Kugel.“

„Sollte es wirklich keinen anderen Ausweg mehr geben?“ sprach Lapinski. „Laß uns nachdenken. Aber versprich mir vor Allem, nichts gegen Dein Leben zu unternehmen, ehe unser Witz sich nicht erschöpft hat. Gieb mir die Hand darauf.“

„Unter Bedingungen“, entgegnete Koltoff.

„Gut“, entschied der Erstere, „wenn wir binnen einem Monate zu keinem Resultate gelangt sind, steht es Dir frei —.“

„Mich zu erschießen?“

„Zu erschießen, zu ersäufen, zu vergiften, rädern zu lassen, was Dir besser gefällt.“

„Abgemacht.“

Die Cameraden schüttelten sich herzlich die Hände.

„Aber was hast Du für ein Project?“ begann Koltoff.

„Vor der Hand noch gar keins“, erwiderte Lapinski, „aber mir ist nicht bange darum. Gäbe es etwas Erfinderisches auf der Welt als das Hirn eines Lieutenants? Also gieb Acht! Fangen wir gleich mit dem Kühnsten an. Stürze Orloff und schwinge Dich zum Günstling der Czarin auf.“

„Was fällt Dir ein!“ rief Koltoff.

„Warum nicht?“ meinte der Camerad. „Die Geschichte ist nur halb so lebensgefährlich wie das Erschießen, Du bist ein hübscher Junge, es muß Dir gelingen.“

Koltoff antwortete mit einem lauten Lachen.

„Warum lachst Du?“ fuhr Lapinski fort. „Heutzutage ist Alles möglich, Alles, sag' ich Dir, das Wunderbarste und Seltsamste, genau so wie zu Zeiten des Kalifen Harun al Raschid. Aber ich sehe, zu einem solchen Wagestück hast Du nicht den Muth, oder ist Katharina die Zweite vielleicht nicht ganz nach

Deinem Geschmacke? Ziehst Du die schwarzen Augen vor?“

„Genug des Spaßes!“ sagte hierauf Koltoff, „der Weg, den ich gehen soll, muß vor Allem ein ehrlicher sein.“

„Hm“ — Lapinski sann nach. „Ich hab' es!“ schrie er plötzlich auf. „Ich hab' es. Du mußt heirathen.“

„Heirathen? Nein, da will ich mich lieber erschießen“, erwiderte der Lieutenant mit dem Ausdrucke wirklichen Entsetzens in dem jugendlichen Gesichte.

„Verloren bist Du einmal“, lachte der Camerad, „so wähle mindestens die angenehmste Todesart und — heirathe.“

„Angenommen, ich könnte mich entschließen“, sprach Koltoff, „wo fändest Du eine Frau für mich, eine reiche Frau, die dem armen verschuldeten Officier die Hand reichen würde?“

„Nichts leichter als das“, erwiderte Lapinski; „ein armes Mädchen zu finden, das Dich nimmt, aus purer Liebe nimmt, das hielte schwer; unsere Fräulein vom alten Adel und leeren Geldsack speculiren sämmtlich auf Generäle oder mindestens auf einen reichen Bojaren vom Lande; aber eine Dame, die selbst ein großes Vermögen hat, kann sich schon den Luxus ge statten, einen Mann zu nehmen, den sie liebt.“

Koltoff lächelte. „Du hast vielleicht schon eine Braut für mich in petto?"

„Warum nicht? Hundert auf einmal", sprach Lapinski, „ich habe darin schon manchem braven Menschen geholfen aus reinem Vergnügen an der Sache, und weil ich, wie Dir bekannt, in Allem Ordnung liebe und halte, so habe ich mir zu diesem Zwecke ein genaues Lexikon aller unserer heirathsfähigen Damen angelegt."

„Wie?" rief Koltoff immer heiterer, „ein Heirathslexikon?"

„Hier", fuhr Lapinski fort, ein ziemlich voluminöses Notizbuch hervorsuchend, „da hast Du es. Du findest sie alle beisammen, unsere Schönen, jede mit genauer Personbeschreibung, sowie Angabe ihres Vermögens, Charakters, Vorlebens und anderweitiger Verhältnisse."

„Das ist in der That kostbar", lachte Koltoff. „Laß also sehen." Und die beiden munteren Officiere begannen das Heirathslexikon zu studiren.

„Ich wäre dafür, alphabetisch vorzugehen", begann Lapinski nach einer Pause, „versuche bei der Ersten Dein Glück, und bekommst Du einen Korb, so belagere die Zweite und so fort von A bis Z."

„Das wäre doch zu leichtsinnig", meinte Koltoff,

„ich bin meinetwegen bereit, meinen Nacken dem Pantoffel einer Frau zu beugen, aber es muß ein Pantoffel sein, — eine Frau wollte ich sagen, welche ich liebe."

„Wie ist also Dein Geschmack, blond, braun, schwarz?"

„Vor Allem lege ich auf ein bescheidenes Wesen Werth."

„Dann erschieße Dich auf der Stelle", rief Lapinski, „im Reiche und am Hofe der nordischen Semiramis Katharina der Zweiten ein bescheidenes Wesen! Weißt Du nicht, daß unsere besten Frauen, von dem Beispiel oben verführt, mindestens Amazonen und Blaustrümpfe sind?"

„Was also thun?"

„Wenn Du schon zu gewissenhaft bist, alphabetisch vorzugehen, so laß das Fatum entscheiden", meinte der übermüthige Camerad.

„Wie?"

„Wie? Ganz einfach. Wir machen es wie die Araber, wenn sie ihren Koran um Rath fragen", erwiderte Lapinski, „wir stechen mit einer Nadel in mein Lexikon, und dort, wo die Spitze haften bleibt, dort hast Du Deine Braut zu suchen."

„Gut."

Lapinski nahm hierauf eine Nadel und verfuhr ganz in der Weise und mit dem Ernste orientalischer Fatalisten, dann schlug er das durchstochene Notizbuch auf. „Du hast ungeheures Glück", sagte er, nachdem er den Stich aufgesucht und geprüft. „Dein Schicksal führt Dich zu der zugleich schönsten und reichsten Dame meines Verzeichnisses."

„Laß sehen!" rief Koltoff erregt.

„Lubina Fürstin Mentschikoff", las Lapinski, „Wittwe des Fürsten Iwan, dreiundzwanzig Jahre alt, hohe imposante Gestalt, schlank, herrliche Formen, stolze, schöne Gesichtszüge, schwarzes Haar, schwarze feurige Augen, tiefe Altstimme. Charakter fest und verläßlich, Wesen gebieterisch, aber liebenswürdig und anmuthig, viel Geist, große Bildung, besitzt ein Vermögen von zwei Millionen Rubeln, vollkommen frei und unverschuldet, ist ihren Verwandten gegenüber vollkommen selbstständig. Ihr Ruf sowohl in ihrer Ehe, als seitdem, der beste. Besondere Bemerkungen: gilt als Männerfeindin."

„Dient sie nicht in der Armee?" fragte Koltoff.

„Warte. Richtig, ja. Sie dient im Regimente Simbirsk und hat den Rang eines Majors."

„Das kommt ungelegen", meinte Koltoff.

„Weshalb? Unsere Amazonen tragen ja sämmt-

lich Officiersepauletten, die Gräfin Iwan Saltikoff, Frau Samarin, Fräulein Sophie Narischkin und viele Andere, und Frau von Mellin kommandirt sogar ein Regiment."

„Aber ich bitte Dich", rief Koltoff, „wie soll ich es anfangen, meinem Vorgesetzten eine Liebeserklärung und einen Heirathsantrag zu machen?"

„Ich weiß nichts davon, daß dies gegen das Reglement wäre", entgegnete Lapinski. „Zu Deinem Glücke hat Peter der Große nicht im Entferntesten daran gedacht, daß es Lieutenants in Reifröcken und einen Major geben könnte, welcher der mediceischen Venus Concurrenz macht. Also fasse Dir ein Herz, es wird Dir nicht den Kopf kosten, beziehe jetzt ruhig Dein Bivouac, und morgen beginnen wir die Operationen, das heißt, der Herr Lieutenant der Preobraschenskischen Garde wird anfangen, dem Herrn Major des Regimentes Simbirsk den Hof zu machen."

„Und wenn mich der schöne Major für meine Kühnheit in Arrest schickt?" lachte Koltoff.

„Dann tröstest Du Dich damit", erwiderte der Camerad, „daß Amor Dein Profoß ist."

Es war gegen Mittag, als Koltoff am nächsten Tage von seinem Freunde aufgepoltert wurde, welcher in rosigster Laune, den Schnurrbart unternehmend aufgedreht, mit den großen Sporen klirrend, bei ihm eintrat.

„Zu den Waffen?“ schrie Lapinski. „Auf den Feind! Der Krieg beginnt, zu den Waffen!“ und zu gleicher Zeit stellte er sich vor den Nachttisch und begann mit den Fäusten auf demselben Reveille zu trommeln.

Koltoff, der Selbstmörder, dehnte sich behaglich in seinem Bette und gähnte. „Was drängst Du so?“ sprach er langsam gedehnt, „wir haben ja nichts zu versäumen.“

„Wir haben sehr viel zu versäumen“, rief der Camerad; „Du vergißt, daß ich nur vier Wochen Zeit habe, um Dich zu verheirathen, mein Geliebter, und dann, wenn es nicht gelungen ist, bist Du toll genug, Deinem kostbaren Leben ein Ende zu machen. Also zu den Waffen, um so mehr als dies die Stunde ist, wo die Fürstin Lubina Mentschikoff nach den übereinstimmenden Berichten meiner Spione auf der Terrasse ihres Palastes die Morgenchocolade nimmt.“

„Du hast schon Spione?“ murmelte Koltoff erstaunt, indem er sich anzukleiden begann.

„Spione, gute Spione sind für eine geschickte und

erfolgreiche Kriegführung unentbehrlich", antwortete Lapinski, „man muß über die Aufstellung und die Bewegungen des Feindes stets auf das Genaueste unterrichtet sein, um darnach seine Dispositionen treffen zu können." Der lustige junge Officier blickte auf seine Uhr. „Es fehlt eine Viertelstunde zu Zwölf. Genau vor fünfzehn Minuten ist unsere Göttin erwacht, in weiteren fünfzehn Minuten wird sie ihre Morgentoilette beendet haben und Schlag zwölf Uhr auf die Terrasse heraustreten. Also beeile Dich."

In wenigen Minuten war Koltoff fertig, und die beiden Freunde durchschritten, ein französisches Kriegslied der Zopfzeit trällernd, die Straße, welche zu dem Palaste der Fürstin Mentschikoff führte, aber sie näherten sich dieser feindlichen Festung, wie Lapinski das in schönem Renaissancestyle erbaute, von einem weitläufigen Parke, im Geschmak von Versailles, umgebene Gebäude nannte, von rückwärts, durch ein schmutziges Gäßchen, das längs der Gartenmauer lief.

„Kein Mensch in der Nähe", sprach Lapinski, „laß uns somit vor Allem recognosciren."

Koltoff stellte sich auf seine Anordnung an die Mauer des Parkes und sein Camerad schwang sich auf seine Schulter und blickte hinein. „Auch im Garten ist Alles still", meldete er, „und weithin

nichts zu entdecken. Wir können es also wagen, einzudringen."

Ohne Weiteres schwang sich Lapinski hierauf von der Schulter seines Freundes auf die Mauer, und von dieser mit Hülfe eines Astes auf einen nahestehenden Nußbaum, von welchem er sich rasch zur Erde herabgleiten ließ.

„Warte", ertönte seine Stimme von innen, „ich will sehen, ob ich keine Bresche entdecke."

Die Bresche fand sich nicht, aber dafür eine Gartenleiter, welche vor einer halbgestutzten Taxushecke aufgespreizt stand. Lapinski bemächtigte sich ihrer und schob sie über die Mauer, drüben wurde sie von Koltoff aufgefangen, der wenige Secunden darnach auf der Mauer erschien und die Leiter an sich zog, um dann bequem auf ihren Sprossen in den Garten hinabzusteigen. Die beiden Freunde näherten sich nun, durch die langen parallel laufenden Hecken verdeckt, dem Palaste, von dem eine geräumige Terrasse mit breiten Stufen gegen den Garten ablief. Sie verbargen sich hinter einem großen Bosquet rother Rosen, etwa fünfzig Schritte von derselben entfernt.

Auf der Terrasse stand zwischen schlechten geschmacklosen Statuen der Venus und des Liebesgottes ein kleines Tischchen, für eine Person gedeckt, und vor

demselben ein sammtner Armstuhl und ein Fußschemel von gleichem Stoffe.

Nicht lange, und ein Diener in gestickter Livree nach französischem Schnitte erschien und brachte auf einem silbernen Brette die Chocolade, während ein zweiter die Flügelthüren weit öffnete.

Eine Dame trat mit raschem Schritte in stolzer gebieterischer Haltung heraus. Nach der Beschreibung des Heirathslexikons seines Cameraden konnte Koltoff keinen Augenblick zweifeln, daß es die Fürstin Lubina Mentschikoff war, aber die lebendige Erscheinung wirkte ganz anders, als das todte Wort.

Koltoff war in der ersten Secunde von der jugendlich majestätischen Gestalt, dem feinen geistvollen Gesichte, den großen blitzenden schwarzen Augen der schönen Amazone überrascht, in der zweiten geblendet, in der dritten bis zum Wahnsinn verliebt. Die Fürstin trug ihr dunkles, nur ganz leicht gepudertes üppiges Haar in einem großen, von einem hellrothen Bande zusammengehaltenen Knoten, über dem duftigen weißen Spitzenneglig
é einen Schlafpelz von rothem Atlas mit reichem Hermelinbesatz, nach damaliger Mode in der Taille knapp anschließend und dann in reichen Falten sich einbauschend bis zu der Schleppe, welche weit zurückfloß. Ohne daß sie nur im Geringsten ahnte, man beobachte sie, benahm

sie sich doch bei ihrem Frühstück mit der ganzen coquetten Anmuth einer Rococcodame, so daß der gute Lieutenant von der Preobraschenskischen Garde nahe daran war, alle Subordination bei Seite zu setzen und dem verführerischen Major vom Regimente Simbirsk glattweg zu Füßen zu stürzen.

„Nun, wie gefällt Dir Deine Braut?“ fragte Lapinski im Flüstertone.

„Du hast mich hierher geführt“, erwiderte Koltoff, „nur um mich noch unglücklicher zu machen; wie soll ich nur eine Secunde hoffen, dieses herrliche Weib, diese Gottheit mein zu nennen, wo soll ich den Muth hernehmen, mich ihr zu nähren oder gar um ihre Hand zu werben?“

„Sehr gut, ausgezeichnet“, sprach leise sein Freund, „Du bist verliebt, ja Du brennst lichterloh, wie ich sehe. Alles nach Wunsch —.“

„Wie?“

„Laß mich nur manövriren.“

„Was hast Du vor?“

„Du mußt ihr eine Liebeserklärung machen“, fuhr Lapinski fort.

„Ja, aber wie soll ich das anfangen?“ fragte Koltoff ziemlich rathlos. „Ich kann doch nicht hier —.“

„Ich denke nicht im Entferntesten daran", entgegnete Lapinski.

Indeß hatte sich, von dem Geräusche auf der Terrasse und dem Anblick der Fürstin angelockt, von dem Dache des Palastes herab, sowie aus allen Büschen und Aesten eine zahlreiche Gesellschaft von Sperlingen, Finken, Zeisigen, Stieglitzen um die schöne Frau versammelt, welche ihr Brod zerpflückte und den schreienden und durcheinander flatternden kleinen Bettlern die Krumen desselben zuwarf.

„Genug, Du wirst Dich doch nie sattsehen", fuhr Lapinski fort, „so reizend auch die Idylle gerade jetzt ist. Komm also, ich habe einen Plan, Du wirst heute noch die Bekanntschaft der stolzen Schönen machen. Was sage ich, heute! Auf der Stelle."

Die beiden Officiere verließen hierauf ihr Versteck und den Park auf demselben Wege, auf welchem sie denselben betreten hatten.

Eine Stunde nach dem Frühstück pflegte die Fürstin Lubina Mentschikoff eine Spazierfahrt durch die Stadt zu machen und dann in der Caserne ihres Regimentes den Bataillonsrapport entgegen zu nehmen und die dringendsten dienstlichen Angelegenheiten zu erledigen.

Zugleich mit ihrer Equipage waren diesmal die beiden Lieutenants zur Stelle, welche sich indeß darauf beschränkten, den Palast und das Fuhrwerk aus weiter Entfernung zu beobachten. Der Wagen der Fürstin im Rococcostyle war eine jener schwerfälligen Kriegsmaschinen, mit denen die eroberungslustigen Damen jener Tage zum Siege zogen; auf vier hohen Rädern ruhte ein viereckiger vergoldeter Kasten mit Glaswänden, welche die in demselben sitzende Dame von allen Seiten deutlich zu sehen gestatteten. Ein großer dicker Kutscher in rother Livree mit großem dicken Zopf und einer weißen Halsbinde, welche gleich einem Riesenschmetterling unter seinem Kinn saß, leitete die schönen Holsteiner Pferde mit großer Würde.

Zwei Lakaien sprangen aus dem Palaste hervor, der eine riß den Schlag auf. Die Fürstin folgte raschen Schrittes in einer Uniform, welche weibliche und männliche Toilette geschmackvoll verband; über die hohen schwarzen Reitstiefeln, an denen gewaltige Sporen saßen, fiel eine reichfaltige sammtne Robe von dem Grün des russischen Soldatenkleides, welche, da sie von keinem Reifrock aus einander gespannt wurde, in natürlichen malerischen Falten fiel. Ein Ueberrock von gleichem Stoff und gleicher Farbe mit rothem Aufschlag und goldenen Litzen umschloß die Taille, an

dem schwarzen Lackgürtel hing der Stoßdegen, auf dem weißen Toupet ruhte der dreieckige Hut mit weißem Federbesatz.

„Nun kaltes Blut und Geistesgegenwart!“ sprach Lapinski.

Die schöne Amazone war eben im Begriff ihre Handschuhe zu knöpfen, als ein Bettler, welcher bisher mit den Pferden schön gethan hatte, sie um eine Gabe ansprach. Sie warf ihm eine Münze zu, stieg elastisch in den Wagen, der Lakai schloß den Schlag und der Wagen rollte davon. Die Pferde gingen im ruhigen stolzen Trabe, aber nicht lange. Nach wenigen Schritten schon wurden sie unruhig, fielen in ein rascheres Tempo, begannen sich zu bäumen, zu wiehern und zeigten Lust durchzugehen. Der Kutscher riß sie mit aller Kraft zurück, aber ein neuer Anlauf, den die Pferde nahmen, warf ihn vom Kutschbock herab und in den Straßenkoth. Die Pferde rasten mit dem schwerfälligen Wagen, welcher jeden Augenblick umzuwerfen drohte, davon, die Fürstin war in Gefahr — sie richtete sich vom Sitze auf und suchte das Fenster zu öffnen, vergebens. Der Pöbel schrie und lief dem Wagen nach, wodurch die Pferde nur noch scheuer wurden. Da, im entscheidenden Augenblick

stürzte sich Lieutenant Koltoff dem Gespann entgegen, warf sich den Pferden in die Zügel und brachte sie zum Stehen. Lapinski war in der nächsten Secunde gleichfalls zur Stelle und faßte die Pferde, während Koltoff den zertrümmerten Wagenschlag öffnete und die Fürstin, welche, von Glassplittern verwundet, am Kopfe und an den Händen blutend, ohnmächtig geworden war, heraushob. Er trug sie auf seinen Armen in ihr Palais zurück und ließ sie auf einen Lehnstuhl, den die herbeigeeilte Dienerschaft im Thorwege aufstellte, nieder. Während ihre Kammermädchen ihr mit Wasser und Essenzen Hülfe leisteten, lag der junge Officier, unbekümmert um die gaffende Umgebung, vor ihr auf den Knieen und bedeckte ihre Hände mit Küssen. Endlich schlug die Fürstin die Augen auf, sah Koltoff lange und erstaunt an und fragte:

„Was ist geschehen? Wo bin ich?“

Der junge Officier erklärte ihr die Lage, in welcher sie sich befand, indeß kam sie selbst vollkommen zur Besinnung und dankte ihrem Retter mit einigen abgebrochenen Worten, dann erhob sie sich und zog sich, auf den Arm ihrer alten Amme gestützt, in ihre Gemächer zurück.

Koltoff suchte seinen Freund auf, welcher ihn mit einem selbstgefälligen Lächeln erwartete.

„Nun, Du dankst mir nicht einmal“, begann er, „habe ich meine Sache nicht gut gemacht?“

Koltoff verstand seinen Cameraden nicht und sah ihn mit unzweideutigem Erstaunen an. „Du — wie soll ich das verstehen?“ stammelte er endlich.

„Hältst Du Dich für so einen Glückspilz“, erwiderte Lapinski, „daß die fürstlich Mentschikoff'schen Pferde Dir zu lieb aus eigenem Antriebe durchgehen, damit Du die Ehre und das Vergnügen hast, ihre Gebieterin zu retten?“

Koltoff war vollständig verblüfft. „Also Du hast — aber wie?“ stotterte er.

„Hast Du den alten Bettler bemerkt, welcher sich an den Pferden zu schaffen machte, während Deine Göttin einstieg?“ fragte Lapinski.

„Ja, nun?“

„Der geriebene Bursche hat dem einen Gaul, mit dem ich übrigens das lebhafteste Bedauern fühle, einen brennenden Feuerschwamm in die Nüster gesteckt.“

„In Deinem Auftrag?“ schrie Koltoff auf.

„Allerdings, damit Du Gelegenheit habest, der Fürstin das Leben zu retten“, entgegnete sein Camerad mit vollkommener Seelenruhe.

„Du bist ja ein furchtbarer Mensch!“ rief Koltoff. „Bedenke, welches Unglück geschehen konnte!“

„Ich habe keinerlei Bedenklichkeit, wo es das Glück, das Leben eines Freundes gilt“, erwiderte Lapinski. „Uebrigens ist Alles gut abgelaufen, wozu sich also jetzt über alle möglichen und unmöglichen Möglichkeiten den Kopf zerbrechen!“

„Aber wenn die Fürstin todt geblieben wäre?“

„Nun, so hätten wir sie beweint“, entgegnete der leichtfertige Gardelieutenant, „und das Heirathslexikon von Neuem zu Rathe gezogen. Aber sie ist vor der Hand nicht gestorben und der Schreck, den der Herr Major trotz seiner schönen Uniform und seinem Degen ausgestanden, wird ihm hoffentlich nicht schaden. Du bist jetzt auf das Glänzendste bei der schönen Lubina eingeführt und ich kann es mir lebhaft vorstellen, wie sie jetzt aufgelöst auf ihrer Ottomane ruht und Du ihr im Traume erscheinst, schön wie Adonis, stark und muthig wie Hercules, von bengalischen Flammen effect-voll beleuchtet. Komm, mein Junge, trinken wir eine Flasche guten Weins —.“

„Ja, das wollen wir“, stimmte Koltoff bei, „auf das Wohl der Fürstin —.“

„Was fällt Dir ein?“ lachte Lapinski; „auf jenen großen Unbekannten, der den Feuerschwamm entdeckt hat!“

Gegen Abend erschienen die beiden Officiere in

voller Parade in dem Palaste der Fürstin, um über das Befinden derselben Erkundigungen einzuziehen. Nachdem man ihnen darüber die beruhigendsten Versicherungen gegeben, traten sie den Rückweg an.

„Höre", begann Lapinski, „wir können uns doch nicht so ohne Weiteres damit zufrieden geben, daß man uns mittheilt, die Fürstin sei so gut wie unversehrt und vollkommen wohl. Es ist anständig und klug, daß wir unserer Freude darüber, daß dieser Unfall keine ernsten Folgen gehabt hat, auf irgend eine Weise Ausdruck geben. Was hältst Du von einer Serenade?"

Koltoff brach in lautes Lachen aus. „Eine Serenade, ohne eine Kopeke im Sack zu haben!"

„Warum nicht?" erwiderte sein ausgelassener Camerad, seine Säcke umkehrend. „Sieh' mich an, ich besitze noch baare anderthalb Rubel, und doch wollen wir allen Geldsäcken zum Trotz der Fürstin heute eine Serenade bringen, wie sie das kleine Weibchen gewiß noch nicht erlebt hat."

Während Koltoff noch den Kopf schüttelte, zählte Lapinski das Geld, ein und einen halben Rubel in seine Hand und beauftragte ihn, Papiere in allen Farben, Oel und Unschlittkerzen einzukaufen; er selbst

nahm es auf sich, die Musik, sowie ein preciöses Bouquet, wie er sich ausdrückte, herbeizuschaffen.

„Ich fange an zu glauben, daß Du mit dem Teufel im Bunde bist“, meinte Koltoff.

„Allerdings“, erwiderte Lapinski, „und zwar mit einem armen, aber lustigen Teufel.“

Damit trennten sich die Freunde.

Nach einer Stunde trafen sie, wie es Lapinski angeordnet hatte, in der Caserne der Preobraschenskischen Garde zusammen, Lapinski mit einem riesigen Bouquet, dessen Zusammenstellung zwar viel zu wünschen übrig ließ, das aber nichtsdestoweniger durch die Seltenheit seiner Blumen und die Pracht seiner Farben imponirte.

„Wie kommst Du dazu?“ fragte Koltoff, während er den schweren Strauß in der Hand hielt und bewundernd betrachtete.

„Auf die billigste Weise von der Welt“, erwiderte Lapinski; „ich stieg auf dem bekannten Wege in den Garten der Fürstin und band dort höchst eigenhändig das Bouquet.“

„Du hast also die Blumen gestohlen?“

„Nehmen wir an, es wäre so“, erwiderte der wenig bedenkliche Camerad, „so geschah es nur, um sie der Eigenthümerin wieder in kürzester Zeit zurückzustellen.“

„Du bist unverbesserlich", meinte Koltoff.

Lapinski hatte indeß bei sämmtlichen Wäscherinnen des Regimentes die Wäschestangen requirirt, und jetzt begannen seine Soldaten unter seiner Anleitung aus den von Koltoff eingekauften Kerzen und dem in Oel getränkten farbigen Papiere Lampions zu verfertigen und auf den Stangen zu befestigen. Das Ganze ging so militärisch rasch und genau vor sich, daß mit eingetretener Dunkelheit der Abmarsch beginnen konnte.

Vorn gingen Soldaten mit brennenden Lampen in allen Farben, dann folgten in einem Spalier von Lampions die beiden Officiere, Koltoff mit dem Bouquet und hinter ihnen sämmtliche kleine Tambours und Pfeifer der Preobraschenskischen Garde in voller Parade, frisch gepudert, mit steifen Zöpfchen. Den Zug schlossen wieder Soldaten mit Lampions. Zahlreiche Gaffer folgten; als man vor dem Palaste der Fürstin Halt machte, war bereits eine unabsehbare Menschenmenge versammelt.

Lapinski stellte seine Leute in ein Quarré, welches, von den farbigen Lampions umgeben, gar nicht übel aussah, und postirte sich mit Koltoff unmittelbar vor der Front desselben dem Balcon des schönen weiblichen Majors gegenüber. Als Alles bereit war, hob er den Rohrstock, welchen damals jeder Officier trug, und die

Tambours eröffneten die seltsame, echt soldatische Serenade mit einem höllischen Wirbel, dann fielen die Pfeifen ein und alle zusammen spielten nunmehr den originellen zierlich pedantischen Marsch¹, nach welchem die Rococcosoldaten damals maschirten und der auch beim Gassenlaufen üblich war.

Es währte nicht lange, so klang die Glasthür des Balcons, und die schöne Lubina trat heraus im weißen Nachtgewande, eine Sammetmantille umgeworfen; sie blickte sichtlich erstaunt auf die Menge, die Tambours die Officiere; erst als Koltoff seinen Hut abnahm und mit einem kräftigen Wurf den riesigen Blumenstrauß emporschleuderte, so daß er zu den Füßen der Fürstin niederfiel, erkannte diese den Retter ihres Lebens und verstand seine Absicht. Sie dankte mit artiger Verneigung, hob die Blumen auf, und als die Tambours wieder ihren Wirbel schlugen, hielt sie sich die Ohren zu und brach in lautes Lachen aus.

Lapinski gebot Ruhe. Die Fürstin dankte nochmals mit einem bezaubernden Lächeln und zog sich zurück. Wenige Augenblicke später erschien ein Kammerdiener, welcher in ihrem Namen die beiden Officiere einlud, zu ihr zu kommen.

„Vorwärts!“ flüsterte Lapinski seinem strahlenden Cameraden zu. „Jetzt liegt Alles in Deiner Hand.

Erkläre Dich ihr auf der Stelle. Ich führe indeß meine kleinen Helden nach Hause."

Während die Serenade schwenkte und abmaschirte, wobei Lapinski noch tüchtig wirbeln ließ, stieg Koltoff langsam, bei jedem Treppenabsatz anhaltend und Athem schöpfend, die Stiege empor. Der Kammerdiener führte ihn durch eine Flucht herrlich eingerichteter Säle, schlug eine Portière zurück, und im nächsten Augenblicke stand der junge Officier der reizenden Frau gegenüber, mit ihr allein in einem Boudoir, wie es nur jene Zeit so coquett und sinneverwirrend einzurichten verstand.

Die Fürstin war so tactvoll, nicht nach seinem Freunde zu fragen, sondern lud Koltoff mit der anmuthigsten Handbewegung und dem liebenswürdigsten Lächeln, als verstehe sich ihr Tête à Tête von selbst, ein, neben ihr auf dem echt türkischen Divan Platz zu nehmen.

„Vergeben Sie", begann Koltoff, „Fürstin, die armselige Art und Weise, in der ich meiner Freude über Ihre Rettung aus einer so ernsten Gefahr Ausdruck gegeben habe, aber —."

„Weshalb vergeben?" unterbrach ihn die Fürstin. „Es war eine echt militärische Serenade."

„Sie sind zu gütig", erwiderte der Gardelieutenant;

„aber ich bitte nochmals, nicht darnach meine Gefühle für Sie zu beurtheilen."

„Ich bin von Ihren guten Gesinnungen gegen mich überzeugt", sagte die schöne Frau, indem sie ihre dunkle Sammetmantille fallen ließ und die Büste einer olympischen Göttin zeigte.

„O, ich wäre glücklich, wenn ich mein Blut für Sie verspritzen, mein Leben für Sie geben könnte!" rief Koltoff leidenschaftlich erregt.

„Illusionen der Jugend!" sprach die Fürstin; „aber Sie wählen Worte, wie man sie nur einer Frau gegenüber gebraucht, welche man liebt."

„Und Sie finden es recht traurig, daß ein armer Lieutenant die Fürstin Mentschikoff zu lieben wagt?"

„Traurig? Nein."

„Also lächerlich!" rief Koltoff.

„Noch weniger", erwiderte die schöne Frau, mit den Spitzen ihres Deshabillés spielend. Zugleich zuckte ein muthwilliges Lächeln um ihre Mundwinkel.

„Aber Sie lachen doch", rief Koltoff vorwurfsvoll.

„Ueber Ihre Zaghaftigkeit", entgegnete die coquette Rococcoschöne, „sie steht dem Soldaten schlecht an."

„Sie ermuthigen mich also?"

„Wozu?"

„Sie zu lieben."



„Lieben Sie mich denn?“ rief die Fürstin und schlug ein helles Lachen an.

„Aber jetzt lachen Sie doch über den armen Lieutenant!“ sagte Koltoff bitter.

„Bei Gott, nein!“ entgegnete die Fürstin auf einmal sehr ernst.

„Lachen Sie nur“, fuhr der junge Officier fort, „verspotten Sie mich auf das Unbarmherzigste, ich liebe Sie dennoch und werde Sie immer lieben; ich bin glückselig, daß ich Ihnen nun einmal sagen darf, wie sehr, wie unaussprechlich ich Sie liebe, wenn Sie mich auch auf der Stelle für immer aus Ihrer Nähe verbannen.“

„Wer sagt Ihnen, daß ich dies thue?“ entgegnete die Fürstin, welche sich offenbar an der jugendlichen Gluth des Lieutenants ergötzte.

„Sie verbannen mich nicht?“ schrie Koltoff auf.

Die schöne Lubina legte den Finger auf den Mund, um vorerst den Ausbruch seiner Freude ein wenig zu mäßigen, und als der hübsche Officier noch einmal, noch dringender, aber leise fragte, schüttelte sie den Kopf. O, wie reizend, wie verheißend war dieses Kopfschütteln für Koltoff!

„Sie lieben mich also wieder?“ flüsterte er, von

der Liebenswürdigkeit seines Vorgesetzten, des Majors vom Regimente Simbirsk, fortgerissen.

„Das habe ich nicht gesagt“, beeilte sich Lubina, seine Hoffnungen coquett vernichtend, einzufallen, „aber —“, sie lächelte wieder mit ihrem bezaubernden Lächeln, „ich erlaube Ihnen, mich zu lieben.“

„Und Sie erlauben mir, um Ihre Gunst, um Ihre Hand zu werben?“ rief der von Neuem entflammte Lieutenant.

„Wie kühn auf einmal!“ sagte die Fürstin.

„Sie verbieten es mir wenigstens nicht?“ drängte Koltoff, ihre kleine Hand ergreifend, welche sich vergebens in die weißen Spitzenwellen zu retten suchte.

„Nein, nein“, lachte Lubina.

In demselben Augenblicke lag Koltoff zu ihren Füßen und küßte ihre Hände, und die schöne Rococcodame wurde auffallend roth, trotz der weißen und rothen Schminke, mit der ihr Gesicht bemalt war.

Einige Tage später, an einem warmen Sommernachmittag, gingen die Fürstin und Koltoff in einer schmalen Allee des Mentschikoff'schen Parkes, durch die dichte grüne Taxuswand vor der Sonne geschützt, auf und ab. Sie sprachen lange nicht, sondern schienen

damit beschäftigt, mit ihren Blicken den Faltern zu folgen, welche paarweise über die Spaliere herein- und hinausflogen und, hier und da sich auf der Erde niederlassend, ihre farbenprächtigen Flügel auseinanderspannten. Endlich schlug die schöne Lubina einen Seitenweg ein und sie kamen zu einem reizenden Plätzchen, einer massiven Steinbank, von den Zweigen einer alten Eiche beschattet, der gegenüber ein Springbrunnen plätscherte, und hinter der riesigen Marmormuschel, in welche derselbe sein helles schäumendes Wasser warf, stand eine von einem Italiener der Antike fein nachgebildete Gruppe, Venus und Adonis. Koltoff heftete seine Augen mit einem so seltsamen Ausdrucke auf diese Gruppe, daß Lubina, ihm leicht mit dem Fächer treffend, fragte, ob er die marmorne Dame schöner finde als sie.

Koltoff gab keine Antwort. Nach einer kleinen Weile seufzte er aber und sprach: „Glauben Sie nicht, daß die Menschen damals weit glücklicher waren als jetzt?“

„Sie meinen, weil die schönen Göttinnen des Olymps damals zu den Sterblichen herabstiegen?“

„Nein, weil sie lieben konnten“, sprach Koltoff; „es ist, als hätten Corsett und Reifrock alle natürlichen Empfindungen erstickt.“

„Warum gerade Corsett und Reifrock?“ fiel die

Fürstin ein. „Glauben Sie, daß das Jabot und der Zopf dem Herzen freieren Spielraum lassen?"

Der Lieutenant zuckte die Achseln, ihm schien es doch, daß er ordentlich liebe und darin den verliebten Heroen des Alterthums in Nichts nachgebe, aber die Fürstin war anderer Ansicht.

„Sie glauben, mich zu lieben", sprach sie, „aber was ist das, was Sie da empfinden? Ein wenig Einbildung, ein wenig Eigensinn und sehr viel — Eitelkeit. Heut zu Tage liebt man nicht mehr, sondern hat Liaisons, und nicht das Herz, nicht die Leidenschaft sind es, welche diese zarten Bande knüpfen, nur die Langeweile."

„Und was hätte diesen Umschwung in der menschlichen Natur hervorgebracht?"

„Die Philosophie", erwiderte die Rococcodame, „wir denken zu viel über unsere Gefühle nach, als daß dieselben tiefe Wurzeln fassen könnten, und wir haben Ideale, welche uns die Freude an der Wirklichkeit verderben, und wäre die letztere noch so schön, noch so lachend. Bleiben wir gleich bei mir selbst stehen. Sie haben mir, gleich im ersten Augenblicke, als ich nach jenem Unfall zur Besinnung kam und Sie vor mir knieen sah, sehr wohl gefallen —."

Koltoff erröthete und blickte verschämt zu Boden.

„Sie gefielen mir an jenem Abende, wo Sie mir nach der originellen Serenade Ihre Liebe gestanden“, fuhr Lubina fort, „beinahe noch besser, und jetzt —.“

„Jetzt finden Sie mich bereits unausstehlich!“ rief Koltoff.

„Nein“, erwiderte die Fürstin, mit ihrem Fächer und jedem einzelnen Worte tändelnd, „jetzt glaube ich sogar, daß ich Sie liebe.“

„Sie lieben mich!“ schrie der junge Officier auf, und so heftig zwar, daß ein kleines Rothkelchen, das vom Rande des Bassins aus neugierig mit seinen Edelsteinaugen das Paar betrachtet hatte, erschreckt aufflog.

„Es scheint“, sagte die Fürstin, „oder was soll es bedeuten, daß mein Herz so heftig klopft, wenn Sie eintreten, und auch dann, wenn Sie bei mir sind, lange noch. Entscheiden Sie selbst.“ Und die coquette Schöne nahm die Hand des jungen Officiers und legte sie auf ihr Herz.

„In der That“, stammelte Koltoff.

„Nun denn, nehmen wir an, daß ich Sie liebe“, fuhr Lubina fort. „Wie lange werde ich Sie lieben? Ich bin so unglücklich, ein sehr hohes männliches Ideal in meiner Seele zu tragen. Begegnet mir nun ein Mann im Leben, der durch einen oder den anderen oder mehrere jener Vorzüge, welche ich von einem

echten Manne unzertrennlich halte, meine Phantasie erregt, so meine ich, ihn zu lieben, ja, ich liebe ihn vielleicht wirklich, ich bin begeistert von ihm, ich könnte alle die Thorheiten eines jungen Mädchens begehen, bis — bei fortgesetzter und schärferer Betrachtung — an meinem glänzenden Monde die Flecken hervortreten."

„Wie?"

„Bis ich jene dunklen Stellen entdecke, welche jeder Mensch in seinem Wesen hat", fuhr die schöne Frau fort, „dann sehe ich plötzlich, wie weit der Mann, den ich liebe, von dem Manne entfernt ist, den ich mir träume, und ich bin enttäuscht, meine Neigung ist entwurzelt, ich habe kaum Mitleid, wo ich vor Kurzem noch Bewunderung hatte."

„Das ist aber recht traurig", sagte Koltoff, eigentlich wußte er aber weder, was er von der Fürstin denken, noch was er sagen sollte.

„Sie sehen also", fuhr diese fort, „daß ich Unrecht begehe, Unrecht an mir und dem Manne, dem ich mich gebe, wenn ich eine neue Ehe eingehe."

„Und wie ist das männliche Ideal beschaffen, das Ihnen vorschwebt?" fragte Koltoff nach einer kleinen Pause.

„Der Mann, den ich liebe, dem ich gehören soll",

erwiderte Lubina, „muß alle Vorzüge des Körpers mit jenen des Geistes vereinigen, er muß zu gleicher Zeit ein vollkommener Cavalier, ein tapferer Soldat und ein Philosoph von nicht gewöhnlichem Geiste sein.“

„Sie verlangen viel“, stammelte der junge Lieutenant, ihn erschreckte vorzüglich die Philosophie.

„Gewiß finden sich alle die Eigenschaften selten vereinigt“, sagte Lubina, „ja vieleicht nie. Voltaire ist häßlich wie ein Affe und Moritz von Sachsen hat die Logik eines Corporals; aber wenn dies wirklich so ist, bin ich, wenn mein Geist in höheren Regionen schwebt, verpflichtet, statt meiner göttlichen Träume mit der gemeinen Wirklichkeit vorlieb zu nehmen. Beklagen Sie mich.“

Die Fürstin versank in Nachdenken.

„Werde ich je mein Ideal finden?“ sprach sie nach einiger Zeit, den Blick ihrer dunklen seelenvollen Augen schwermüthig in die Weite verloren.

Koltoff schwieg, und er schwieg auch beharrlich, als die schöne Frau, scheinbar unabsichtlich, zuerst mit ihrer Fußspitze die seine berührte, dann mit ihrem vollen warmen Arm seine Hand streifte. „Eine seltsame Frau“, dachte er, „sollte sie wirklich unfähig sein zu lieben?“

Und die Fürstin? Die Fürstin sagte zu sich: „Ein

seltener Lieutenant. Er scheint zu viel in Plato gelesen zu haben."

Koltoff kam bald täglich zu der schönen Fürstin, ja es gab Tage, wo er dienstfrei war und sich dafür von früh bis Abends dem Dienste der launischen Göttin weihte, und Lubina verfügte in der That über ihn, wie eine Olympierin über den Erdgebornen, wie die Gebieterin über den Sclaven. Wenn sie austritt, war es Koltoff, welcher ihr in den Sattel helfen, welcher sie begleiten mußte, und das Reiten mit ihr war ein gefährliches Ding, denn sie setzte kühn über Gräben, Hecken und andere Hindernisse, so daß der dienende Cavalier nicht selten in die Gefahr kam, das Genick oder doch mindestens Arm und Bein zu brechen. Im Parke wurde ein Schießstand eingerichtet, Lubina schoß mit ihrem Anbeter um die Wette, und hier bewährte sich neuerdings, daß Amor blind ist, denn der gute Lieutenant fehlte regelmäßig die Scheibe, und alle die schönen alten Bäume, welche dieselbe umgaben, trugen bereits die Spuren seiner Kugeln.

Im Parterre des Palastes war ein kleiner Fechtsaal eingerichtet, in welchem sich die kühne Amazone

und ihr Anbeter täglich auf der Mensur gegenüberstanden, Lubina über dem weißen hochgeschürzten Gewande einen leichten Brustpanzer, Beide mit Drahtmasken und großen Stulphandschuhen, das Floret in der Hand, und dann, nachdem der Appel gegeben, gab es kaum etwas Reizenderes, als die schöne Frau, wenn sie mit schlangenähnlicher Behendigkeit die Stöße des Gegners auffing, zurücksprang und wieder zum Angriffe übergehend, ihn bis an die Wand trieb, wo sie ihn gewöhnlich durch eine Finte entwaffnete und ihm die Spitze ihrer Waffe zum Zeichen des Sieges auf die Brust setzte.

Aber es blieb nicht bei diesen Körperübungen, bei denen der Officier in seinem Elemente war; er mußte der Amazone, welche sich, wie alle vornehmen Damen ihrer Zeit, mit Philosophie, Naturwissenschaften, schöner Literatur, Geschichte beschäftigte, auch auf den geistigen Kampfplatz folgen, und so eifrig Koltoff war, in jenen Stunden, welche ihm seine Göttin frei ließ, das Versäumte nachzuholen, seinen Kopf mit den Philosophemen der Griechen, Römer und der französischen Encyclopädisten zu füllen, sich mit den herrlichen Werken eines Homer und Virgil, eines Horaz und Ovid, wenn auch nur in schlechten französischen Uebersetzungen, bekannt zu machen, die Modedichtungen Voltaire's, Diderot's,

Lafontaine's zu verschlingen; die Fürstin, welche mit einem, wenn auch sehr oberflächlichen, doch weitschweifendem Wissen einen lebhaften, weiblich feinen Geist und eine große natürliche Beredtsamkeit verband, bereitete ihm viel schwere Stunden; er gerieth endlich ganz in die Rolle eines Schülers dem gelehrten Meister gegenüber und stellte sich zu den physikalischen Experimenten und den astronomischen Beobachtungen, bei denen er Lubina beistehen mußte, so naiv an, daß die Fürstin sich an ihm noch mehr ergötzte, als an den erzielten wissenschaftlichen Ergebnissen.

Eine griechische Rotunde auf einer großen Wiese ihres weitläufigen Parkes bildete das Studio der Fürstin; es enthielt im Erdgeschoß einen chemischen Heerd und alle die mysteriösen Anstalten der damaligen, noch mit der Alchymie Hand in Hand gehenden Chemie und Physik; in dem obern Stockwerk befand sich eine große Bibliothek, zwischen deren hohen Fächerkästen Globen, Büsten berühmter Männer der Wissenschaft und Thiergerippe aufgestellt waren; das oberste Geschoß mit weit durchbrochenen Fenstern und die Plattform dienten zu astronomischen Zwecken, und wenn die Fürstin, durch einen weiten schwarzen Sammettalar und eine runde Sammethaube vor der kalten Nachtluft geschützt, mit ihrem Adepten hier oben erschien

und das Sternrohr zu richten begann, machte sie den Eindruck eines weiblichen Faust.

Es schien aber der gelehrten Amazone bald nicht mehr zu genügen, daß ihr Anbeter sich ohne Groll von ihr entwaffnen ließ und ihr mit den Retorten und Quadranten zur Hand war. Er mußte die Flöte blasen lernen, um sie zu begleiten, wenn sie auf dem Piano spielte, er nahm auf ihr Geheiß Tanzstunden bei einem Pariser Tanzmeister, welcher sich in Petersburg niedergelassen hatte, und hatte die Aufgabe, täglich nach dem Essen, während seine Göttin in dem künstlich verdunkelten Zimmer ruhte, ihre Hunde spazieren zu führen.

Endlich gab ihm Lubina förmliche Proben auf, ganz wie die Damen der Troubadours und Minnesänger es zu thun pflegten. Sie hatte in ihrem Parke unter Anderm einen großen braunen Bären, welcher in einem weiten Zwinger verwahrt war. Derselbe war sehr jung in ihren Besitz gekommen und zeigte daher nur noch geringe Spuren von Wildheit. Immerhin war jedoch eine Unterhaltung unter vier Augen mit ihm ein Wagestück.

Lubina verlangte also eines Morgens mit dem liebenswürdigsten Lächeln von der Welt von ihrem Anbeter, er möchte in den Käfig des Bären steigen und

den drolligen braunen Gesellen nach der damaligen Mode frisiren.

Koltoff war im ersten Augenblicke starr, aber er besann sich nicht lange und gehorchte. Zu seinem Glücke stand er seit langem schon, ohne daß seine grausame Herrin es wußte, mit dem Bären auf gutem Fuße. Er brachte ihm täglich Obst und Honigscheiben, welche derselbe mit einem ganz besonders artigen Knurren und Brummen entgegennahm.

Auch diesmal führte der Gardelieutenant derlei Leckereien bei sich, und nachdem er noch zwei Pistolen und ein persisches Jagdmesser zu sich gesteckt und sich mit Kamm, Bürste, Pomade und Puder versehen hatte, ließ er sich von dem Gärtner den Zwinger aufschließen und trat in das Gefängniß seines gefährlichen Freundes, während die schöne Lubina, vor dem Gitter stehend, mit einem seltsamen, halb neugierigen, halb schauerlichen Reiz die eigenthümliche Scene beobachtete. Der Bär blieb Anfangs vollkommen gleichgültig, er ließ seinen mächtigen Kopf auf den Vordertatzen ruhen und blinzelte nur mit den kleinen Augen nach rechts und links.

Koltoff rief ihn mit starker Stimme an. Er rührte sich nicht. Hierauf warf der kecke Lieutenant etwas von seinem Obst in die Futterschüssel des Bären und schob sie ihm hin. Der Bär schnupperte, setzte sich

auf und leckte an dem Obst. Plötzlich richtete er sich aber in seiner vollen imponirenden Größe auf und wollte, ein eigenthümliches Gewinsel ausstoßend, Koltoff umarmen.

Die Fürstin erschrack und schrie auf, sie hielt ihren Anbeter für verloren.

Der Bär hatte indeß durchaus nichts Uebles im Sinn, der Geruch des Honigs, den Koltoff bei sich führte, hatte ihn aus seiner süßen Ruhe geweckt, und als er sich aufrichtend seinem Freund erkannte, versuchte er nach echt täppischer Bärenart denselben zu liebkosen. Koltoff schob ihm rasch eine große Honigscheibe in den Rachen, worauf sich der Bär artig niedersetzte und die Augen wie ein echtes Leckermaul schließend zu naschen begann.

Nun war der Augenblick da, das kühne Wagniß auszuführen. Koltoff besann sich nicht lange, sondern nahm den zottigen Kumpan frisch in die Arbeit, er kämmte ihm, so gut es ging, mit Hülfe der Pomade das Kopfhaar zu einem Toupet zusammen und beeilte sich, so oft das Thier ungeduldig zu werden schien und ihm darüber brummend seine Bemerkungen machte, demselben eine neue süße duftende Honigscheibe zuzuwerfen. In wenigen Augenblicken war der große Kopf des Bären dicht eingepudert, schneeweiß, gleich dem eines Elegant, und Koltoff zog sich rasch auf den

Fußspitzen zurück. Als sich die Thür des Zwingers hinter ihm schloß, athmete er auf. Das gefährliche Abenteuer war überstanden.

Lubina überhäufte ihn mit schwärmerischen Lobeserhebungen, ihr Herz schien bezwungen, aber zur größten Ueberraschung des armen Lieutenants gab sie ihm noch denselben Abend eine neue Prüfung auf.

„Sie haben mir einen so großen bewunderungswürdigen Beweis von Ihrer Kaltblütigkeit und Ihrem Muthe gegeben“, sagte sie, „daß es Ihnen gewiß selbst erwünscht sein wird, mir nun auch eine Probe von Ihrem Geiste und Ihren Kenntnissen zu geben.“

Koltoff erschrack, er fand keine Worte und verneigte sich nur stumm.

„Ich werde Ihnen eine Ihrer würdige Aufgabe stellen“, fuhr die gelehrte Amazone fort. „Schreiben Sie ein Werk unter dem Titel ‚Der Mensch und die Natur‘, weisen Sie in demselben alle Beziehungen nach, welche zwischen Beiden bestehen, zeigen Sie, inwieweit der Mensch von seiner großen Mutter abhängig ist, abhängig bleiben muß, worin er sich von ihr befreien, ja sogar über sie stellen und auf sie einen Einfluß gewinnen kann. Aber ich vergesse, daß Sie ja selbst es sind, welcher uns über diese Materie ganz neue, ungeahnte Perspektiven eröffnen wird.“

Koltoff hatte sich noch nie so unglücklich gefühlt, nie in seinem Leben, nicht einmal in jener Nacht, wo er sich erschießen wollte, als heute, wo er die schöne Fürstin Mentschikoff als zukünftiger Verfasser des Buches „Der Mensch und die Natur" verließ. Wo sollte er die Ideen, wo die Kenntnisse, ja wo nur das leere Papier zu diesem verwünschten Werke hernehmen? Er ließ sich den ganzen folgenden Tag im Palaste Mentschikoff nicht sehen, sondern irrte trübselig in den Straßen umher, sah auf der Wache dem Kartenspiel der Cameraden zu, und schlich endlich zu seiner Tanzstunde, und überall war es ihm, als ob ihn eine Stimme verfolge und ihm in das Ohr raune: „Der Mensch und die Natur!" und wie er bei der Menuette in der dritten Position stehend den ersten Geigenstrich seines Tanzmeisters Monsieur Perdrix erwartete, entfuhren ihm unwillkürlich die unseligen Worte: „Der Mensch und die Natur!"

Der kleine Franzose, welcher eben den Bogen erhoben hatte, setzte ab und sah den Lieutenant erstaunt an.

„Der Mensch und die Natur", wiederholte er, „was haben Sie damit?"

„Bemitleiden Sie mich", erwiderte Koltoff, „ich soll ein Buch schreiben über diesen Gegenstand, ein philosophisches Werk in der Art der französischen Encyclopädisten, und habe keinen Dunst davon."

„Nun, so lassen Sie es bleiben", meinte der kleine Franzose.

„Aber es hängt mein Lebensglück, ja vielleicht mein Leben von diesem unseligen Buche ab!" rief Koltoff.

„Ihr Leben?" entgegnete der Tanzmeister lächelnd.

„Ich schwöre es Ihnen, mein Leben", rief der Russe, und dabei sah er so verzweifelt aus, daß der kleine Franzose dadurch überzeugt wurde, und mit ihm auf Rettung zu sinnen begann.

Als Koltoff ihn zum Vertrauten gemacht und in alle Umstände eingeweiht hatte, machte der kleine Franzose plötzlich einen Luftsprung und begann dann, seine alte verstimmte Geige mörderisch mit dem Bogen bearbeitend, in der Stube herumzutanzen, und zwar alle nur denkbaren Schritte und Tacte durch einander, dann schlug er eine Pirouette und sagte, vor dem erstaunten Koltoff in einer graziösen Positur stehen bleibend:

„Ich rette Sie, ich schreibe Ihnen das Werk."

„Wie", schrie Koltoff, „Sie wollen, herrlicher, goldener Monsieur Perdrix?" Er umfaßte den kleinen Mann, hob ihn in die Luft und sprang mit ihm herum. „Nun, wie aber machen wir das?" sagte der Lieutenant, als er Monsieur Perdrix wieder der Erde

zurückgegeben hatte; „denn ich für meinen Theil will lieber täglich zwei Mal den Bären frisiren und pudern, als eine Zeile daran schreiben."

„Wie? wie ich das mache, junger Leonidas?" schmunzelte der alte durchtriebene Tanzmeister. „Sie bekommen das Werk, parole d'honneur, aber Sie fragen mich nie, wie ich es gemacht habe."

Es vergingen einige Wochen.

Koltoff kam gegen Abend stets nur für Augenblicke zu der Fürstin, und war auch sonst wenig zu sehen, er gab sich ganz die Miene, in seinen Studien vergraben zu sein.

Indeß war der Tanzmeister Monsieur Perdrix in der That in einem wahren Gebirge von Büchern vergraben, er hatte Alles, was an philosophischer und naturhistorischer Literatur in der Residenz Katharina's der Zweiten aufzutreiben war, um sich angehäuft und schrieb, auf das Gerathewohl in die Masse hineingreifend und bald den, bald jenen Band, jetzt Aristoteles, jetzt Hippokrates, dann Voltaire, Quesnay, Baco, und wieder einmal Aristoteles amputirend — denn abschreiben oder bestehlen ist kein Wort für die mörderische literarische Schlächterei, welche der Alte unter den Philosophen anrichtete — und schrieb und las und schrieb wieder und hatte in nicht

vier Wochen ein ganz stattliches Manuscript beisammen. Allerdings gehörte davon kein Gedanke, keine Phrase, kaum eine Wendung ihm, aber er hatte mit der seinem Volke eigenthümlichen Geschicklichkeit Alles klar geordnet und — was nur in einer streng entwickelten, akademischen Sprache, wie die seine, dem Halbgebildeten möglich war — in gutem klarem, ja elegantem Französisch niedergeschrieben.

Koltoff war, als er das Manuscript las, auf dessen Titelblatt in schöner Fracturschrift die Worte „Der Mensch und die Natur, ein philosophischer Versuch von J. Koltoff, Lieutenant in der Preobraschenskischen Garde“, standen, von seinem eigenen Werke so begeistert, ja gerührt, daß er Thränen vergoß, Monsieur Perdrix seinen Lebensretter nannte, ihn umarmte, küßte, in fünf Kneipen schleppte, in jeder auf Kosten Lapinski's glänzend bewirthete und ihm endlich, gleichfalls aus Lapinski's Tasche, ein Honorar von zehn Rubeln, damals in der That eine stolze Summe, einhändigte.

Lapinski, der von „Dem Menschen und der Natur“ kein Wort verstand, zeigte sich gleichfalls entzückt.

Koltoff konnte also mit dem Bewußtsein einer Leuchte der Wissenschaft vor die schöne Lubina treten. Noch denselben Abend las er die Schrift des Tanzmeisters, von der er jetzt schon selbst überzeugt war,

daß es seine Schrift sei, der Fürstin vor, welche ihn von Zeit zu Zeit durch ein „wie geistreich!“ oder „vortrefflich!“ oder „in der That ganz neu, vollkommen neu!“ unterbrach, so daß er zuletzt, mit gerechtem Stolz erfüllt, ihr und sich selbst das Wort gab, bei diesem ersten Schritt, den er so bescheiden einen „Versuch“ genannt hatte, nicht stehen zu bleiben, sondern zu seinem und seines Vaterlandes Ruhme auf dem so glücklich betretenen Pfade fortzuschreiten.

„Der Mensch und die Natur“ aber kam aus den Händen des schönen Majors in jene der Fürstin Daschkoff und wurde von dieser der Czarin vorgelegt. Und Katharina die Zweite, dieses geniale Weib mit dem kühnen Blicke eines großen Mannes, las es. Sie las es und sagte: „Es enthält nichts Neues, aber es verräth umfassende Kenntnisse und es ist sehr gut geschrieben.“

Damit war das Glück des jungen Officiers gemacht.

Einige Tage nach der kaiserlichen Lecture erhielt er das Patent eines Capitains im Regimente Tobolsk, welches damals gleichfalls eine Dame, die schöne Amazone Frau von Mellin, befehligte. Das Manuscript des französischen Tanzmeisters aber wurde auf Kosten der Petersburger Akademie gedruckt.

Der Siegesjubel des philosophischen Officiers wurde nur dadurch ein wenig getrübt, daß auch der „Capitain" Koltoff, der Verfasser des Buches „der Mensch und die Natur", die schöne Amazone mit nicht größerem Erfolge belagerte, als der Lieutenant Koltoff, der Friseur des Bären.

Die coquette Schöne wich mit ebensoviel Geschick als Ausdauer jeder Auseinandersetzung. aus.

Und endlich geschah es, daß Koltoff eines Abends bei der liebenswürdigen Lubina einen Anderen fand. Dieser Andere war ein schöner Pole Czartoriski, welcher den polnischen Gesandten nach Petersburg begleitet hatte; er zeichnete sich durch die seiner Nation nächst der französischen eigenthümliche Eleganz und Feinheit des Benehmens aus, hatte in Paris die Modeschriftsteller kennen gelernt und verstand es, über das physiokratische System und die Rechte des Menschen ebenso blendend zu sprechen, wie über die Toilette der Marquise von Pompadour und die Einrichtungen des Hirschparkes.

Als er die Fürstin verließ, küßte er ihr mit einem mehr liebenswürdigen als ehrerbietigen Blick die Hand, und die Fürstin erwiderte diesen Blick mit einem Lächeln.

Koltoff, in dem längst Alles wogte, begann zu

fiebern. Kaum hatte der Pole das Gemach verlassen, so überhäufte er Lubina mit Vorwürfen, welche ihn ruhig, ja gleichgültig anhörte.

„Also dies ist Ihr neues Ideal?“ rief der von Eifersucht entstellte wüthende Capitain endlich.

„Sie sind in der That ein Mann von Geist“, erwiderte die Fürstin. „Sie errathen, was Andere kaum ahnen. Sie haben mich in diesem Augenblicke über meine eigenen Gefühle aufgeklärt. Ja, dieser Pole ist mein Ideal, er —.“

„Für wie lange?“ unterbrach sie Koltoff barsch, „es gab eine Zeit, wo Sie ein anderes Ideal hatten.“

„Ja wohl, ein anderes“, lispelte die Fürstin mit einem müden Lächeln, „ich habe schon viele Ideale gehabt.“

Koltoff ging mit großen ungeduldigen Schritten in dem duftigen Boudoir auf und ab, so daß sich die weißen Fenstervorhänge wie Segel aufblähten und die Porzellanchinesen auf dem Kamin mit den großen Köpfen zu nicken begannen. Jetzt blieb er vor der übermüthigen Frau, welche er gegen seinen Willen köstlich unterhielt, stehen und sprach sehr ernst, beinahe feierlich: „Wir müssen zu einem Resultate kommen, Madame!“

„Also kommen wir zu einem Resultate“, spottete Lubina.

„Heute noch!“

„Heute noch.“

„Sie werden offen und ohne Rückhalt auf meine Fragen antworten!“

„Ja.“

„Offen und ohne Rückhalt?“

„Offen und ohne Rückhalt.“

„Lieben Sie mich noch?“ begann Koltoff sein Verhör.

Die Fürstin schwieg.

„Ich bitte um Antwort“, rief Koltoff schon etwas unartig. „Lieben Sie mich noch?“

„Wie soll ich darauf antworten?“ lispelte die Fürstin.

„Sie versprachen mir zu antworten, offen und ohne Rückhalt“, fuhr Koltoff vor Wuth zitternd fort, „also antworten Sie.“

Die Fürstin zögerte noch immer.

„Lieben Sie mich noch!“ fragte Koltoff immer heftiger.

„Ich weiß es nicht“, erwiderte die Fürstin, die Achseln zuckend.

„Nun vielleicht wissen Sie, ob Sie jenen Herrn lieben!“ schrie Koltoff.

„Ich weiß es eben so wenig“, sagte die Fürstin.

„Jedenfalls scheine ich hier überflüßig zu sein", sprach Koltoff und nahm seinen Hut. In demselben Augenblicke sprang die Coquette auf und hielt ihn zurück. „Sie dürfen nicht gehen", sprach sie ebenso stolz als dringend, „ich verbiete es Ihnen."

Koltoff stieß ein grobes bäuerisches Gelächter aus und ging, er war auf das Aeußerste gebracht, da — er war eben im Begriffe, die Thür hinter sich zu schließen — geschah, was er am wenigsten erwartet, die Fürstin brach in Weinen aus, sank zu Boden und bekam Krämpfe. Koltoff eilte ihr zu Hülfe, er war von Neuem gefangen. —

Der Monat, welchen sich Lapinski zu seiner Verheirathung ausbedungen, war längst verflossen, aber Koltoff schien es nicht zu bemerken, er dachte nicht im Entferntesten mehr daran, sich zu erschießen. Er kam täglich wie zuvor zu der Fürstin, war täglich nahe daran, vor Wuth und Eifersucht zu ersticken, nahm jedesmal seinen Hut, um für immer zu gehen, und blieb jedesmal von der schönen Coquette im neuen Netze gefangen.

Er wäre nie in seinem Leben zu einem Ende gekommen, wenn nicht Lapinski, sein treuer Camerad, neuerdings intervenirt hätte.

„Es ist klar, daß die Fürstin Dich liebt", sagte

dieser eines Tages zu Koltoff, der ihm seine Leiden klagte, „denn liebte sie Dich nicht, so hätte sie längst den Polen genommen und Dich gehen lassen, denn Du bist wahrhaftig weder so liebenswürdig, noch so geistreich, wie Du Dir einbildest, trotz Deinem Werke ‚der Mensch und die Natur‘; es kann also nicht blos der Reiz Deiner Unterhaltung sein, der Dich ihr so werth macht, daß sie sofort Krämpfe bekommt, wenn Du an das Desertiren denkst. Sie liebt Dich, also benutze Dein Heidenglück, dringe auf eine Entscheidung von ihrer Seite, und wenn sie, wie ich erwarte, Dich abweist, bleibe einmal wirklich aus, sei ein Mann, trotze nur eine Woche ihren Thränen, ihren Krämpfen ihren Bitten, ihren Briefen, und sie ist Dein.“

Koltoff ging noch an denselben Abend an die Ausführung dessen, was ihm sein Freund so klar entwickelt hatte. Er nahm eine gewisse ernste, ja würdevolle Miene an und blieb Anfangs so einsilbig, daß die Fürstin ihren Anbeter herzlich langweilig fand, und als nicht einmal das wärmste Lob, das sie dem Polen spendete, ihn aus seiner Ruhe brachte, begann die schöne Frau zu gähnen und endlich mit ihrem Affen zu spielen.

„Dies muß ein Ende nehmen“, begann der Capitain ziemlich rauh.

„Was muß ein Ende nehmen?“ erwiderte die Fürstin, welche mit Vergnügen Leben in die Situation kommen sah.

„Das Spiel, das Sie treiben“, sagte Koltoff.

„Wer will mir verbieten mit meinem Affen zu spielen?“ antwortete Lubina boshaft.

„Also Ihr Affe bin ich —“, schrie Koltoff auf.

„Wer spricht denn von Ihnen?“ unterbrach ihn die Fürstin mit einem kühlen Lächeln.

„Von wem sprechen wir denn?“

„Von meinem Affen, diesem reizenden Thierchen hier“, entgegnete Lubina, indem sie dasselbe zärtlich an ihre Brust schloß.

„Ich aber spreche von mir“, begann Koltoff von Neuem, „von Ihnen, von uns.“

„Ach! thun Sie das“, lispelte Lubina, „ich höre Sie so gerne sprechen.“

„Sie haben mir erlaubt, um Ihre Gunst, um Ihre Hand zu werben“, fuhr der Capitain fort; „ich bin heute gekommen, um mir eine Entscheidung über mein Schicksal zu holen, und ich werde nicht gehen, ohne dieselbe von Ihnen empfangen zu haben.“

„Aber bedenken Sie doch, Capitain, was die Leute sagen würden, wenn Sie sich bei mir einlogirten“, erwiderte Lubina spöttisch.

„Sie wollen mir also keine entscheidende Antwort geben?"

„Nein", erwiderte die Fürstin, „aber wenn Sie fortfahren, so zu schreien und zu poltern, werde ich mich erinnern, daß ich Ihr Vorgesetzter bin."

„Auch das noch!" stammelte Koltoff, dem der Zorn den Athem benahm. „Wissen Sie, daß Sie eine Coquette sind, eine herzlose Coquette?"

„Möglich", erwiderte Lubina und begann zu lachen.

„Verspotten Sie mich nur", schrie der Capitain außer sich, „Sie sind doch mein, und kein Mensch soll Sie mir entreißen!" Zugleich stürzte er auf seinen schönen Vorgesetzten los und schloß ihn in seine Arme. Die Fürstin schrie um Hülfe, während Koltoff sie mit Küssen bedeckte, aber es kam ihr Niemand zu Hülfe, als der kleine Affe, welcher seine Herrin in Gefahr sah, Koltoff auf den Rücken sprang und ihn solange biß und kratzte, bis der wahnsinnige Anbeter die Fürstin losließ und auf ihren Befreier, blutend, den Degen in der Hand, Jagd machte.

Aber jetzt kam Lubina ihrem Liebling zu Hülfe.

Mit voller Majestät trat sie dem Wüthenden entgegen. „Herr Capitain", rief sie im Commandoton. „Ich befehle Ihnen, sofort Ihren Degen einzustecken." Und

als Koltoff, wenn auch sichtlich betroffen, nicht gleich Folge leistete, fuhr sie, mit dem Fuße stampfend, im Zorne fort: „Wissen Sie, was Sie begehen? Das ist Insubordination. Ich sende Sie hiermit auf die Wache."

Koltoff wollte sich entschuldigen.

„Kein Wort!" rief der schöne Major. „Geben Sie mir Ihren Degen . . .".

Koltoff übergab der Geliebten seinen Degen, verneigte sich und ging.

Nachdem Koltoff volle vierundzwanzig Stunden auf der Wache gewesen, erhielt er seinen Degen zurück. Die Fürstin begleitete diesen Act mit keinerlei Kundgebung von ihrer Seite; sie saß in ihrem Boudoir und lachte mehr als je und erwartete ihren Anbeter sofort nach seiner Freilassung als reuigen Sünder vor ihr zu sehen.

Aber er kam nicht.

Es verging ein Tag, es vergingen zwei, eine Woche, Koltoff kam nicht. Der Major vom Regimente Simbirsk und der Capitain vom Regimente Tobolsk trotzten miteinander wie ein paar unartige Kinder. Koltoff schweifte zu Fuß und zu Pferde ruhelos in

der wüsten Landschaft um Petersburg umher, er schlief nicht, er aß nicht, er fühlte sich im höchsten Grade unglücklich; aber er hatte sich geschworen, nie und nimmer den ersten Schritt zur Aussöhnung mit der Fürstin zu thun, und er blieb fest. Lubina Mentschikoff quälte ihre Kammerfrauen, ihre Soldaten, ihren Affen, ihre Hunde, vor Allem sich selbst; aber sie war zu stolz, einzugestehen, daß sie zu weit gegangen war, daß sie mit Koltoff ein coquettes Spiel getrieben, und vor Allem zu stolz, einzugestehen, daß sie ihn liebe; und das fühlte sie jetzt beinahe zu ihrer Beschämung täglich mehr; sie entbehrte ihn, sie sehnte sich nach ihm, sie weinte vor Zorn in ihre Kissen, aber sie brachte es doch nicht über sich, ihm zuerst die Hand zur Versöhnung zu bieten, so gern sie auch die seinige ergriffen hätte.

Da geschah es, daß eines Tages den Officieren des Regimentes Tobolsk bei der Wachtparade von ihrem Obersten Frau von Mellin ein neuer Camerad vorgestellt wurde, der Lieutenant Sophia von Narischkin.

Dieser neugeschaffene Lieutenant war eines der reizendsten Mädchen der damaligen russischen Aristokratie. Auf dem Lande, in der idyllischen Umgebung eines russischen Dörfchens, in den patriachalischen Sitten russischer Landedelleute aufgewachsen, war Sophia von Narischkin, wie viele Frauen und Mäd-

chen jener Tage von der Erscheinung Katharina's geblendet, durch eine abenteuerliche Phantasie dem Kreise ihrer Familie, der engen weiblichen Sphäre entrückt, zur Amazone geworden, aber zu gleicher Zeit das unschuldige, gute, ehrbare Landmädchen geblieben, das mit aristokratischem Anstand und angeborenem Mutterwitz eine edle Einfalt der Gesinnung verband, welche damals an dem Hofe von Petersburg nicht weniger selten war, als an jenem von Versailles.

Man ist nie mehr geneigt, sich zu verlieben, als wenn man von einer Geliebten beleidigt, getäuscht oder verlassen worden ist.

Koltoff sah in sich ein Spielzeug, das die schöne Lubina zu ihren Zeitvertreibe benutzt und dann weggeworfen hatte. Alles, was die Natur des Mannes ausmacht, empörte sich in ihm bei diesem Gedanken, und es ist natürlich, daß er im ersten Augenblicke, wo er das schöne hochgewachsene Mädchen mit den wunderbaren blauen Augen sah, es liebte und beinahe in dem nächsten schon es demselben gestand. Der Eindruck, den der junge Capitain auf Sophia machte, war auch kaum weniger günstig. Das cameradschaftliche Verhältniß erleichterte die Annäherung, und so waren Koltoff und Fräulein von Narischkin bald unzertrennlich, und sie fanden es beide so natürlich, sich zu lie-

ben, daß sie vollkommen darauf vergaßen, es sich zu sagen und sich über ihre Absichten für die Zukunft zu verständigen.

Um so mehr beschäftigte sich die Welt mit denselben, und man nannte Fräulein von Narischkin längst die Braut des Capitains Koltoff, ja man bezeichnete schon den Hochzeitstag, ehe die Liebenden über den ersten Kuß hinaus waren.

Das Gerücht drang natürlich auch zu der Fürstin Mentschikoff, und die schöne Frau entdeckte plötzlich, daß sie den Mann, den sie so raffinirt auf die Probe gestellt, den sie selbst von sich gestoßen, mit der heftigsten Leidenschaft liebte; sie verzehrte sich vor Eifersucht und war sofort entschlossen, Alles aufzubieten, um ihn wieder zu ihren Füßen zurückzuführen. Er liebe sie noch immer, sagte sich ihre Eitelkeit, nur weil sie ihn so schlecht behandelt, habe er sich aus Verzweiflung in die Arme einer Anderen geworfen. Welche Reize konnte das simple Landmädchen für ihn haben! Ein Wink von ihr, dem schönen, eleganten, geistvollen Weibe und er war ihr Sclave wie zuvor.

Sie schrieb an ihn, indeß noch immer hochmüthig, wenige Zeilen nur, sie erlaube ihm zu kommen. Aber Koltoff war unartig genug, von der Erlaubniß keinen Gebrauch zu machen. Sie schrieb ein zweites Mal,

es klang schon wie Entschuldigung, und als Koltoff dennoch nicht kam, bat sie ihn um Vergebung und ersuchte ihn zu kommen. Koltoff gab noch immer kein Lebenszeichen. Da war der Stolz der schönen Coquette gebrochen; sie hatte den Mann, den sie liebte, dessen Besitz ihr zu ihrem Glücke unentbehrlich schien, für sich verloren und noch dazu verloren an eine Andere, die ihn liebte und die er wieder liebte. Sie schrieb noch einmal, Sie gestand ihre Liebe, sie verrieth ihre Leidenschaft, ihre Eifersucht und sie flehte um eine Unterredung.

Koltoff erwiderte in ebenso höflicher wie entschiedener Weise, er habe der Fürstin nichts zu sagen, und nichts, was es auch sei, was sie ihm etwa mitzutheilen hätte, könne jetzt noch die Situation ändern. Wie sie über ihr Ideal längst enttäuscht sei, so sei er fern von seinen früheren Illusionen, fern davon, sie noch anzubeten. Er bitte sie also, auf die gewünschte Unterredung zu verzichten.

Eine Laune des Zufalls wollte es indeß, daß Koltoff zwei Tage, nachdem die Fürstin seine Antwort empfangen hatte, ihrer Carosse in einer engen Gasse begegnen mußte, wo ein Ausweichen unmöglich war.

Die Fürstin ließ halten und wartete nicht ab, bis der Lakei herabsprang; sie beeilte sich, den Schlag

selbst zu öffnen und Koltoff beide Hände entgegenzustrecken.

Der Capitain nahm sie jedoch nicht, sondern verneigte sich mit kalter Artigkeit, und nachdem er sich über das Befinden der Fürstin beruhigt hatte, entfernte er sich rasch mit einem ebenso ceremoniellen Gruße.

Die Fürstin aber warf sich in eine Ecke des goldverzierten Wagens und weinte.

Dem kurzen russischen Herbst war ein strenger Winter gefolgt; die nordische Capitale hatte sich in ihren weißen Schneepelz gehüllt; die armen Leibeigenen, die Kleinbürger, rückten in ihrem Isbi und in den Branntweinschenken zusammen, die Reichen und Großen an den Kaminen ihrer Paläste; Concerte wechselten mit Theatervorstellungen, Gesellschaften mit Bällen ab. Die Fürstin Lubina Mentschikoff schien ihren flüchtigen Anbeter vergessen zu haben, und Koltoff und Fräulein von Narischkin waren noch immer kein Brautpaar. Der Verfasser des Buches „Der Mensch und die Natur“ hatte indeß ein neues Buch „Betrachtungen über die Fortschritte des menschlichen Geistes“ mit Hülfe des französischen Tanzmeisters Monsieur Perdrix vom Stapel gelassen und damit die Aufmerksamkeit der Peters-

burger Bureaux d'esprit und der Kaiserin Katharina der Zweiten in noch höherem Maße auf sich gezogen.

Auf dem ersten Hofballe dieses Winters erschien er denn auch mit einem ganz neuen Bewußtsein, mit dem, für einen kenntnißreichen und geistvollen Mann zu gelten, von der Gunst der Czarin wie von einer Glorie umgeben. Er verlor sich auch diesmal nicht wie sonst im glänzenden Schwarme der Cameraden, mit ihnen die Damen betrachtend, ihre Toiletten bewitzelnd und ihre Chronik recapitulirend, sondern gesellte sich zu einigen gewiegten Diplomaten und gefeierten Gelehrten der Petersburger Akademie der Wissenschaften.

Die Stirn in tiefe Falten gelegt, hatte er sogar für Sophia von Narischkin, welche bald nach ihm eintrat, nur einen höflich kühlen Gruß und schien die Fürstin Mentschikoff, welche stolz an ihm vorüberrauschte, nicht einmal zu bemerken.

Im Gedränge fügte es sich, daß sich die beiden Nebenbuhlerinnen das erste Mal gegenüberstanden und feindselige Blicke wechselten. So prächtig, ja berauschend die Erscheinung der Fürstin in ihrer schweren weißen, mit Rosenbouqueten in farbiger Stickerei bedeckten Robe, ihrem blitzenden Diamantenschmuck war, so konnte Sophia doch den stechenden drohenden Blick ihrer schwarzen Augen ruhig aushalten und spöttisch lächeln, denn sie war ja die

Siegerin, und die Besiegte gestand es sich zu, daß dieses schlanke Mädchen mit den großen treuen, naiv fragenden Augen bezaubernd war.

Das kurze Tête à Tête der Damen wurde durch den Eintritt der Czarin unterbrochen. Alle Blicke wandten sich der schönen genialen Monarchin zu, welche in natürlicher ungezwungener Majestät durch den Saal schritt.

Katharina die Zweite war noch immer schön und sie verstand es wie keine andere Frau sich immer so zu kleiden, daß ihre Schönheit zur siegreichsten Geltung kam.

Sie trug ein veilchenblaues Sammtkleid, dessen viereckiger, mit Hermelin besetzter Ausschnitt ihre herrliche Büste blendend hob. Streifen von Hermelin, durch Cocarden desselben Pelzwerkes unterbrochen, liefen bis zu dem Saum des Gewandes, der breit mit Hermelin ausgeschlagen in reicher Schleppe zurückfloß. Das hochaufgekämmte, schneeweiß gepuderte Haar trug eine kleine Nadel von Diamanten mit dem griechischen Kreuz, zwischen den Löckchen, welche auf der Stirne niederfielen, zitterten einzelne Diamanten gleich Thränen.

Die Kaiserin schien heute Abend in besonders guter Laune, sie erwiderte die ehrfurchtsvollen, beinahe demüthigen Grüße ihres Hofes mit huldreicher Herab-

lassung, richtete, ein reizendes Lächeln um den kleinen Mund mit den vollen Lippen, an verschiedene Personen das Wort und begann endlich in liebenswürdig scherzendem Tone ein längeres Gespräch mit dem Zoologen Lagetschnikoff, welcher zu gleicher Zeit eines der bekanntesten Mitglieder der Petersburger Akademie der Wissenschaften und der schönste Mann Rußlands war.

Das Orchester eröffnete den Ball, wie es damals im slavischen Osten Sitte war, mit einer Polonaise. Die Kaiserin nahm den Arm des Grafen Panin und schritt mit ihm an der Spitze der Colonne. Der zweite Tanz war die Menuette.

Die Fürstin Lubina Mentschikoff, durch den Anblick ihrer Nebenbuhlerin und die Gleichgültigkeit Koltoffs, welcher sie, die gefeierte Schöne, die stolze Herrin von viertausend Seelen, zu übersehen wagte, auf das Aeußerste aufgebracht und gereizt, griff jetzt zu dem letzten tyrannischen Mittel, um sich dem Manne zu nähern, der noch vor Kurzem ihr unterwürfiger Sclave gewesen war, sie machte von ihrem Rechte als Hofdame und Fürstin Gebrauch und befahl den Capitain zum Tanze.

Koltoff aber beging das Unerhörte, nie Dagewesene, diesem Befehl nicht Folge zu leisten, er entschuldigte sich bei dem Kammerherrn, welcher ihm denselben über-

brachte, und — tanzte mit Sophia Narischkin, welche an diesem Abende alle Damen des Hofes in den Schatten stellte und der Gegenstand allgemeiner Bewunderung war. Dies war zu viel.

Das Orchester hatte nur wenige Tacte der Menuette gespielt, als die Fürstin Mentschikoff, ihrer selbst nicht mehr mächtig, die Reihen der Tanzenden durchbrach, um Fräulein von Narischkin zu insultiren.

„Ich habe Sie zum Tanze befohlen, Capitain", sprach sie zuerst zu Koltoff gewendet, „und Sie wagen es —", weiter kam sie nicht, die Wuth erstickte ihre Stimme.

„Ich gehorche einem früheren Befehl des Fräulein von Narischkin", erwiderte Koltoff kalt.

„Ah! die Prinzessin muß also vor Ihrer Dirne, vor einer Landstreicherin zurückstehen!" rief Lubina im höchsten Zorn.

„Sie vergessen sich", fiel Koltoff ein, während Fräulein von Narischkin, bis in die Lippen bleich, der Fürstin entgegentrat.

„Ich verlange Genugthuung für diesen Schimpf, den ich nicht verdient habe", stammelte das brave, hochentrüstete Mädchen.

„Da haben Sie Ihre Genugthuung", rief die Fürstin und vergaß sich so weit, daß sie den Fächer erhob,

um die Nebenbuhlerin zu schlagen. In demselben Augenblick trennten die Umstehenden, von der Handlungsweise Lubina's empört, die Streitenden, aber der öffentliche Scandal war fertig; die Czarin befahl beiden Damen sofort den Saal zu verlassen.

Sie gehorchten. Die Fürstin wurde von dem Grafen Orloff zu ihrem Wagen gebracht, wo sie in convulsivisches Weinen ausbrach.

Fräulein von Narischkin hatte sich indeß, an dem Halse ihrer Mutter schluchzend, mit dem naiven Ausdruck zu Koltoff gewendet:

„Ich kann Ihnen nicht helfen, Sie müssen mich jetzt heirathen".

Koltoff, außer sich vor Entzücken, Ort und Umgebung vergessend, schloß das schöne beleidigte Mädchen an seine Brust, und Fräulein von Narischkin verließ den Winterpalast erst, nachdem sie den Capitain als ihren Bräutigam vorgestellt hatte.

Damit war aber die Sache nicht zu Ende.

Am nächsten Tage sendete Fräulein von Narischkin, ohne Wissen ihrer Eltern und ihres Bräutigams, Frau Hedwig von Samarin zu der Fürstin Lubina Mentschikoff mit einer Herausforderung zum Zweikampfe und die Fürstin nahm dieselbe „mit Vergnügen" an. In der nächsten Stunde verhandelten die Secun-

danten der beiden Theile, Frau Hedwig von Samarin, Officier im Regimente Tobolsk, und Gräfin Saltikoff, Major im Regimente der finnischen Schützen, über die Bedingungen des Rencontres.

Es wurde festgesetzt, daß die Waffen Pistolen sein sollten, und die Gegner auf dreißig Schritt Entfernung auf Commando zu gleicher Zeit schießen, und zwar drei Mal. Wenn sich in diesen drei Gängen keine Verwundung ergäbe, so sei dadurch der Ehre Genüge geschehen und der Zweikampf als beendet anzusehen.

Den nächsten Morgen trafen sich die beiden Parteien in einem Wäldchen in der Nähe Petersburg. Es war ein schöner, ruhiger, aber empfindlich kalter russischer Wintertag, weithin Nichts zu sehen als ein paar große Raben, welche mit ihren schwarzen Fittichen langsam über den weißen Himmel segelten.

Da der Schnee ziemlich hoch lag, so mußte für Duellanten und Zeugen erst die Bahn frei gemacht werden, wozu die Letzteren Bauern aus der Gegend requirirten. Als alle Vorbereitungen beendet waren, kam zuerst Fräulein von Narischkin in phantastisch prächtigem Schlitten, welcher einen großen weißen Schwan darstellte, und gleich nach ihr die Fürstin.

Beide Damen beeilten sich, die Bärenfelle, mit denen sie bedeckt waren, und die großen Pelze, in welche sie sich eingehüllt hatten, abzuwerfen, und standen sich nun, nachdem sie sich kalt, aber artig begrüßt, in der coquetten Amazonentracht jener Zeit gegenüber.

Die Fürstin Lubina Mentschikoff trug hohe schwarze Reitstiefeln, über der reichfaltigen grünen Sammtrobe einen Ueberrock von gleichem Stoffe mit dem Aufschlage des Regimentes Simbirsk, reich mit Zobelpelz besetzt und mit Gold verschnürt.

Die Toilette des Fräuleins von Narischkin, der durch Katharina's Vorliebe sogar hoffähig gewordenen Kosakentracht nachgebildet, bestand in Halbstiefeln von rothem Saffian, einem kurzen, rothen Sammtrock, welcher nicht weiter als bis zu dem Fußknöchel herabfiel, einer enganschließenden Jacke von demselben Stoffe mit breiter Hermelinverbrämung und einer hohen runden Mütze von Hermelin.

Die beiden Damen maßen sich mit Blicken, welche deutlich genug ihre Unversöhnlichkeit verriethen, dennoch versuchten die Secundanten, wie es ihre Pflicht war, dieselben zu einem Ausgleiche zu bewegen. Vergebens. Die Fürstin hatte erst auf der Fahrt zu dem Duellplatze erfahren, daß Fräulein von Narischkin die Braut Koltoff's sei, und war entschlossen, ihre Nebenbuhlerin zu tödten.

So wurde denn die Entfernung abgeschritten, an den Stellen, wo sich die beiden duellirenden Damen aufstellen sollten, je ein Pflock eingeschlagen. Dann luden die Secundanten gemeinschaftlich die Pistolen und gaben endlich das Zeichen zur Aufstellung. Noch wenige Secunden und die Fürstin und Fräulein Narischkin standen sich gegenüber, die Pistole, den Hahn gespannt, in der Hand. Die Zeugen nahmen ihren Posten ein und gaben das Commando: „Fertig!" Keine der beiden Amazonen verrieth eine Bangigkeit, im Gegentheil zeigten sich beide kaltblütig und unerschrocken, wie alte geriebene Duellanten von Profession.

„Eins — zwei — drei —".

Zwei Schüsse blitzten.

Die Secundanten sprangen herzu. Niemand war verwundet. Man lud also die Waffen von Neuem und nahm von Neuem Stellung.

Noch einmal ertönte das Commando, noch einmal knallten die Pistolen; diesmal war die Mütze des Fräulein Narischkin von der Kugel der Fürstin durchlöchert. Fräulein Narischkin nahm sie ab, betrachtete sie lächelnd und stülpte sie wieder auf. Ehe jedoch die Pistolen zum dritten Male geladen werden konnten, kamen im Carrière zwei Reiter herbei, welche von Weitem schon mit einem weißen Tuche wehten, und zu gleicher Zeit

wurde ein Schlitten sichtbar, welcher gleichfalls die Richtung nach dem Kampfplatze nahm.

Die beiden Reiter waren Koltoff und Lapinski. Sie sprangen von den schweißbedeckten schäumenden Pferden und der erstere eilte, die kämpfenden Damen zu trennen. Er bat, er beschwor, er drohte, Alles vergebens. Fräulein von Narischkin verlangte zornglühend mit dem Fuße stampfend, Abbitte von Seite der Fürstin für die angethane Beleidigung; die schöne Wittwe wies dagegen jedes Ansinnen dieser Art mit stolzer höhnischer Heftigkeit zurück. Beide riefen endlich, man möge die Bahn frei geben, damit sie zum dritten Male die Kugeln wechseln könnten.

Während dieses Wortwechsels war der Schlitten, welcher, wie die Officiere, auch von Petersburg her kam, pfeilschnell herangeschossen, die dampfenden Rosse hielten unweit des Duellplatzes und zwei Damen, in kostbare Pelze gehüllt und dicht verschleiert, stiegen aus und nahten schnellen Schrittes. Die erste, im kaiserlichen Hermelin, majestätisch und gebieterisch, trat zwischen die Streitenden und gebot Einhalt, zugleich den Schleier zurückschlagend. Es war die Czarin Katharina die Zweite, ihre Begleiterin die Fürstin Daschkoff.

Die Czarin hatte von dem ungewöhnlichen Zweikampfe erfahren und war herbeigeeilt, um womöglich

das Blutvergießen noch zu verhindern. Sie fragte die beiden Damen, welche in einiger Verlegenheit vor ihr standen, mit einem Blicke, welcher keinen Widerspruch aufkommen ließ, ob sie sich ihrem Schiedsspruche unterwerfen wollten.

Beide Duellantinnen verbeugten sich schweigend.

Die Monarchin ließ sich hierauf die Ursache des Zweikampfes mittheilen, aber sie begnügte sich nicht mit den Erklärungen der beiden Damen, sie forschte nach dem tieferen Grunde ihres Hasses, der sich so unzweideutig aussprach, und als sie Koltoff erblickte, wandte sie sich an ihn, und der junge Officier war ehrlich oder indiscret genug, Alles zu gestehen. Katharina die Zweite lächelte.

„Hören Sie also mein Urtheil in diesem seltsamen Streite", sprach sie dann. „Ich verbiete die Fortsetzung dieses Zweikampfes, der Ehre ist Genüge geschehen; was aber diesen jungen Officier betrifft, so befehle ich, daß er jener der beiden Damen seine Hand reichen soll, welche ihn mehr liebt."

„Dann gehört er mir!" rief die Fürstin.

„Nein, mir!" fiel Fräulein Narischkin ein.

Beide schworen, daß sie nicht leben könnten ohne ihn.

Katharina die Zweite lächelte wieder.

„Sie machen mir die Sache recht schwer“, sagte sie, die Achseln zuckend. „Indeß habe ich einen neuen Ausweg gefunden. Koltoff ist die Ursache dieses Streites, es ist daher gerecht, daß er seine Schuld büßt. Da Sie Beide gleich gerechte Ansprüche an seine Person zu haben glauben und es nicht möglich ist, ihn in zwei Theile zu theilen, so gebiete ich, daß er sich an jenen Baum dort stellt, und Sie, meine Damen, so lange auf ihn schießen, bis Ihr Blutdurst gesättigt ist.“

„Das ist ja nicht möglich!“ stammelte Fräulein von Narischkin.

„Was wäre unmöglich, wenn ich es befehle?!“ erwiderte die Kaiserin, die stolzen Brauen finster zusammenziehend. „Vorwärts, Koltoff, an jenen Baum dort!“

Der junge Officier war todtenbleich geworden, aber er gehorchte.

Die Gräfin Saltikoff lud die Pistolen.

„Nun schießen Sie, meine Damen!“ befahl Katharina die Zweite.

Die Fürstin spannte den Hahn ihrer Pistole und trat vor. „Ich liebe ihn so sehr“, sprach sie auf das Höchste erregt, „daß ich ihn lieber todt zu meinen Füßen sehen will, als in den Armen einer Andern“, und sie zielte auf Koltoff.

In dem Augenblicke jedoch, wo sie abdrückte, schlug ihr Fräulein von Narischkin mit einem Aufschrei der Verzweiflung den Lauf in die Höhe, so daß der Schuß in die Luft ging.

„Nein, nein“, rief sie zugleich, „er darf nicht sterben, nehmen Sie ihn hin, meine Liebe ist zu groß, ich will ihn lieber verlieren, als sein Blut fließen sehen!“

Die Fürstin jubelte. „Nun sind Sie mein, Koltoff“, rief sie, „mein Sclave!“

„Gemach“, sprach die Kaiserin, ihr die Hand auf die Schulter legend, „Fräulein Narischkin hat bewiesen, daß sie ihn mehr liebt, als Sie. Er gehört ihr.“

Zwei Wochen später feierte Koltoff seine Vermählung mit Sophia von Narischkin.

Der neue Paris.

Regentage in Zarskoje Selo. Der Himmel war mit einem einförmig grauen Wolkentuche verhängt und schüttelte unaufhörlich sein trübes Wasser auf die Erde, welches tiefe Rinnen in dieselbe schnitt, Bäche, kleine lehmiggelbe Flüsse bildete und einförmig um das Lustschloß der zweiten Katharina sang und plätscherte. Der Regen schlug in einförmigem Takte griesgrämig auf die Steine der Höfe, auf die Marmorplatten der Vestibuls und Korridore, an die großen Fenster.

Eine bleierne Langeweile hatte sich der Kaiserin und ihrer vergnügungssüchtigen Umgebung bemächtigt. Vorbei war es mit den prächtigen Gartenfesten der schimmernden Feeninsel, der dörflichen Rococco-Idylle, welche Orloff mit so viel Verschwendung und Geschmack zur Belustigung seiner launenhaften, phantastischen Herrin in Szene gesetzt hatte. Man tanzte, man spielte mit Karten und Domino, man medisirte, intriguirte und liebelte, aber dieß Alles war ja an dem Hofe Ka-

tharina's so alltäglich, und man langweilte sich also bei dem Klang der Geigen und zu den Füßen der Geliebten. Die Verzweiflung hatte den höchsten Grad erreicht, da trat Graf Orloff mit einer neuen Idee hervor, einem allegorischen Maskenballe. Es war Abends im Zirkel der Kaiserin, wo er sein Projekt vortrug, und es war eigentlich kein Projekt mehr, er hatte seit achtundvierzig Stunden beinahe unausgesetzt mit dem Hofdekorateur berathen, und hundert Kostümeurs, Maler, Papparbeiter, Vergolder waren im Erdgeschosse thätig, seine bizarren Einfälle zu verwirklichen.

„Ich verkenne Ihre Absicht, Ihren guten Willen nicht, mein lieber Graf," sprach Katharina II., mit dem Fächer spielend, „aber dieß ist Alles schon dagewesen und ich fürchte, wir werden dabei nicht weniger gähnen, als bei den Witzen, welche Graf Panin mit Aufopferung seiner Gesundheit im Schweiße seines Angesichts ersinnt."

Die Kaiserin legte hierauf den Fächer vor den Mund, um ihr Gähnen zu maskiren.

„Gestatten mir Eure Majestät nur den Versuch," bat Orloff.

„Nun, es sei", erwiderte die Monarchin, „aber welche Rolle haben Sie mir dabei zugedacht?"

„Die Rolle der Gottheit," sprach Orloff, „vor

der sich dieses Schauspiel entrolleu soll, die göttliche Komödie dieser Welt vor unserem Schöpfer."

Katharina lächelte.

Orloff verneigte sich und verschwand; er schien für vierundzwanzig Stunden aus der Liste der Lebendigen gestrichen.

Aber es wurde wieder Abend und Zarskoje Selo flammte auf in einem Meer von Lichtern; es regte sich in allen Winkeln des Palastes und Musik verkündete den Anfang des Festes. Die Säle füllten sich mit den Schönen den Kavalieren des Hofes. Ein Jeder erschien in einem kleidsamen und kostbaren Kostüme, die Meisten die Larve vor dem Gesicht. Katharina II. schritt an dem Arme des Grafen Orloff durch die glänzende Gesellschaft; sie trug die malerische Tracht de: Kosaken, welche sie so sehr liebte, und indem sie dieselbe mit der französischen Mode zu verschmelzen verstand, sogar hoffähig gemacht hatte. Rothe Stiefeln vom feinsten Saffian zeigten unter dem kurzen weißen Atlasrock die kleinen Füße der nordischen Semiramis, auf welche dieselbe eben so stolz war, wie auf ihre Siege über die Türken, eine Jacke aus rothem Sammet ohne Aermel, um die Taille mit Gold gegürtet, zeigte die herrlichen, schlank üppigen Formen der Czarin und ihre wunderbar gebildeten, marmorschönen Arme;

auf dem rothblonden Haare, welches in zwei großen, golddurchflochtenen Zöpfen über den Rücken fiel, ruhte die cylinderförmige Kosakenmütze, an der eine blitzende Brillantagraffe den kleinen weißen Reiherbusch hielt.

Katharina II. strahlte wieder einmal in voller Jugend und Schönheit, aber um ihren kleinen, vollen Mund spielte es wie Müdigkeit, wie Verdruß und Langeweile.

Orloff bemerkte es und beeilte sich, die Kaiserin zu dem erhöhten Sitze zu geleiten, den er für sie hatte errichten lassen, dann neigte er sich tief zur Erde und klatschte in die Hände.

Auf dieses Signal sprangen zwölf Bären herein und machten, während Alles lachend und schreiend zurückwich, die Mitte des Saales frei, welcher, mit großen Vierecken aus weißem und schwarzem Holz belegt, ein riesiges Schachbrett bildete.

Und wieder klatschte Orloff in die Hände. Da erklang lärmende Janitscharenmusik und die schwarzen Schachfiguren, als Türken kostümirt, zogen ein. Der schwarze König als Sultan, die Königin als Sultanin, den Turban mit dem Reiherbusch geziert, die Läufe waren Agas mit Roßschweifen in der Hand, die Thürme wandelnde Festungen, auf deren Zinnen der Halbmond blinkte und aus deren Luken die Mündungen kleiner

Geschütze hervordrohten, die Reiter waren Mameluken auf Papprossen, die Bauern Janitscharen in ihrer vollen Kriegsrüstung.

Sie zogen unter dem Klange ihrer Schlachtmusik durch den Saal und nahmen dann ihre Plätze spielgerecht auf der einen Seite des Schachbrettes ein.

Auf ein neues Zeichen Orloff's ertönten hierauf Trommeln und Pfeifen und die weißen Figuren rückten in den Saal.

In der Königin, welche gleich Katharina II. das Kosakenkostüm trug, war unschwer die Czarin zu erkennen, die Stelle des weißen Königs nahm ein russischer General ein, die Thürme erschienen gleichfalls als Festungen, aber mit dem griechischen Kreuz auf den Zinnen, die Läufer als Fahnenjunker, die Pferde als Kosaken, die Bauern als russische Grenadiere mit hohen Blechmützen.

Nachdem die Christen gleichfalls an der Kaiserin vorübergezogen waren, stellten sie sich den Türken gegenüber zum Kampfe, und Orloff lud Katharina II. zum Spiele ein, welche lächelnd mit einem beifälligen Kopfnicken darauf einging und den Grafen Panin zu ihrem Gegner wählte.

Graf Panin war Hofmann genug, um seine Partie mit Anstand zu verlieren; es hatte allen Anschein,

daß er mit allem Aufwand seiner Kunst kämpfte und nur dem überlegenen Scharfsinn der Czarin unterlag.

Als endlich Katharina II. Schach und Matt rief, die Czarin des Schachspiels vortrat und der Sultan sich ihr auf Gnade und Ungnade ergebend in die Kniee sank, war der Jubel allgemein und die Freundin Katharina's, die geistvolle Fürstin Daschkoff, beglückwünschte Orloff zu dem gelungenen Einfall.

Die Schachfiguren zogen noch einmal mit klingendem Spiel durch den Saal und räumten dann das Feld.

Orloff klatschte wieder in die Hände.

Auch diesmal erklang auf das Zeichen Musik, aber jetzt waren es Triangel, griechische Flöten und Hörner. Ein wilder, lustiger Chor tanzender und jubelnder Bachantinnen sprang in den Saal, und der Eindruck der jugendlichen Gestalten mit Sandalen in leichten Gewändern, Pantherfelle um die Schultern, Weinlaub um die Schläfe und im fliegenden schwarzen Haare, im Gegensatz zu den geschminkten, mit Schönpflästerchen besäeten gepuderten Damen in ihren Reifröcken und weit ausgebauschten Roben auf hohen rothen Stöckeln, steif in der dritten Position stehend, war unbeschreiblich.

Den schönen ausgelassenen Mädchen folgten Bachus auf einem von vier Panthern gezogenen Wagen und Silen auf seinem Esel. Hinter ihnen ein Rudel Faune mit Bocksfüßen. Sie machten alle Halt vor dem Throne der Czarin, Bachus begrüßte sie als die Schöpferin eines neuen goldenen Zeitalters und die Bachantinnen und Faune schrieen: Evoë! und legten Getreidegarben, Trauben und Früchte zu ihren Füßen nieder.

Auf Bachus folgte Apollo, umgeben von den Musen, den Künsten und Wissenschaften; auch diese feierten die Kaiserin, ihre „geniale Freundin", die Philosophin auf dem Throne; Apollo nahm seinen Lorbeerkranz vom Haupte und reichte ihn Katharina II., sein Gefolge beugte huldigend das Knie vor ihr und Urania bot ihr die Erdkugel zum Schemel ihrer Füße dar.

Die Kaiserin dankte gnädig nach allen Seiten hin, aber ganz besonders freundlich blieb ihr Auge heute auf Orloff haften. Dieser hatte aber noch lange nicht die letzte Karte ausgespielt.

Der Mythologie folgte die Gegenwart auf dem Fuße.

In langem Zuge kamen alle Völker der Erde, „der Semiramis des Nordens" ihre Huldigungen darzubringen. Franzosen, Deutsche, Spanier, Italiener,

Britten, Holländer, Russen, Polen, Türken, die Samojeden auf ihren mit Hunden bespannten Schlitten, Neger mit Papageienfedern bekleidet, in allen Farben bemalte Indianer, chinesische Taschenspieler, welche ihre Künste zeigten, indische Fakirs, welche zur allgemeinen Belustigung gleich Störchen auf einem Beine standen und beim Flötenspiel ihre gezähmten Schlangen tanzen ließen.

Selbst der verwöhnte Hof einer Katharina war von all' dem Glanz, all' der farbenbunten Mannigfaltigkeit geblendet und die Czarin lächelte.

Beinahe zu gleicher Zeit zerriß ein scharfer Ostwind die Wolkenschleier draußen und trieb sie in weiße Massen zusammengeballt gegen Westen. Es tropfte nur noch und zahlreiche Sterne funkelten an dem reinen nächtlichen Himmel.

*

Die Czarin macht Toilette. Die mächtigste Frau der Erde, in deren kleinen wunderschönen Händen das Schicksal vieler Völker liegt, sitzt, von ihren Hofdamen umgeben, vor ihrem Toilettentisch und läßt ihre Locken durch die feinen, durchsichtigen Finger gleiten. Der Toilettentisch der großen kleinen Frau, von weißem Mull und Spitzen umbauscht, gleicht einer Wolke, welche Venus benutzt, um ihr ambrosisches Haar zu

ordnen. Auch der Czarin hält Amor, wie Jener, den goldenen Spiegel, aber ein Liebesgott aus Gips.

Die Kaiserin kann trotz dem spitzenbesetzten Pudermantel, welcher sie mit seinem pappsteifen Faltenwurf nicht eben malerisch einhüllt, noch immer mit der Liebesgöttin rivalisiren. Ihre Formen sind zugleich stolz und schön, und ihr herrlicher Kopf zeigt deutlich genug die Gebieterin der Menschen, das schöne, geistvolle, willensstarke Weib, das auch ohne Hermelin herrschen, daß auch außer Rußland Sclaven zu ihren Füßen sehen würde. Jeder, der sie sieht, ist überzeugt, daß sie die schönste Frau ihres Reiches, vielleicht des Welttheils ist, alle Huldigungen, welche ihr dargebracht werden, sind ernst gemeint, nur sie selbst zweifelt daran, sie entdeckt täglich neue Fehler an sich, sie findet, daß sie alt wird, und sucht es durch die feinsten Künste der Toilette zu verbergen.

Wenn die Czarin in den Spiegel blickt und lächelt, dann lächeln die Hofdamen und Kammerfrauen, die Zofen und Adjutanten, ja der kleine Bologneser zu den Füßen der Kaiserin, und das Lächeln pflanzt sich bis zu den großen, ernsthaften Grenadieren mit den großen schwarzen Schnauzbärten fort, welche an dem Palastthore Wache stehen.

Blickt dagegen die Czarin in den Spiegel und

zieht die feinen hochgeschwungenen Brauen zusammen, oder legt gar die hohe, geniale Stirn in Falten, dann zittern die Hofdamen und der Bologneser heult unter den Fußtritten der Herrin, und die sechs Fuß hohen Grenadiere scheinen noch um eine Elle länger und um einen Schnauzbart ernsthafter geworden zu sein.

„Ich weiß nicht, was es mit den Locken ist“, sagte die Czarin, „sie halten nicht, und ohne Locken kann ich mich gar nicht sehen lassen, sie müssen diese kleinen, fatalen Runzeln hier verdecken“, und dabei legte sie die Stirne in böse Falten.

„Aber, Majestät“, wagte Fräulein von Ramiroff zu entgegnen, „diese Runzeln existiren nur in Ihrer Phantasie.“

„In meiner Phantasie!“ rief Katharina II. aufflammend. „Blicken Sie her, was ist das?“

„Das sind Falten, Majestät!“ stotterte die zu Tode erschrockene Hofdame.

„Also?“

„Aber — diese Falten — sind ein Produkt —“, begann das Fräulein, wieder Muth fassend.

„Ein Produkt? Die Runzeln auf meiner Stirne ein Produkt?“ entgegnete die Kaiserin fiebernd, „was wollen Sie damit sagen?“

„Ich wage Eure Majestät aufmerksam zu machen,“

erwiderte das Fräulein, „daß diese Runzeln in der Regel nicht vorhanden, daß sie im Augenblicke ein Produkt Ihrer —.“ Die Arme fand das Wort nicht und zitterte am ganzen Leibe.

„Nun, heraus damit!“ gebot Katharina II., „ich befehle es Ihnen!“

„In diesem Augenblicke sind die Runzeln ein Produkt Ihrer —.“

„Meiner —?“

„Ihrer Laune, Majestät!“

In diesem Augenblicke klatschte eine kaiserliche Ohrfeige auf die Wange des Fräuleins Ramiroff.

„Mein Gott“, rief die Czarin, zugleich erschrocken und mitleidig ihre Hand betrachtend, „Sie bluten!“

Die Hand Katharina's war in der That roth, aber nicht vom Blute der Ramiroff.

„Ah! es ist nur die Schminke“, sprach die Kaiserin und begann zu lachen; die Hofdamen und Kammerfräuleins lachten und Fräulein Ramiroff stimmte selbst laut in das allgemeine Gelächter ein.

Die beiden Grenadiere unten schritten grade finster, das schwere Gewehr im Arm, an einander vorbei, als das helle Lachen jugendlicher Frauenstimmen zu ihnen heruntertönte, und als sie einander den Rücken kehrten,

begannen sie gleichfalls zu lachen, und lachten, daß sich ihre Zöpfe schüttelten.

*

Nach dem Diner lag Katharina auf einem türkischen Divan von grünem Damast, und die kleine, reizende Fürstin Daschkoff las die ersten Gesänge aus Voltaire's Pucelle. Aber für die Czarin ritt Sankt Denis vergebens auf seinem Regenbogen herein, machte der derbe La Hire fruchtlos seine groben Witze, sie blieb unbeweglich und ein einziges Mal nur kräuselten sich ihre Lippen zu einem Lächeln.

„Sogar Voltaire vermag Sie nicht aufzuheitern,“ sprach die Daschkoff, das Buch zuklappend, nachdem sie ihren Finger als Merkzeichen eingelegt. „Seit zwei Jahren beinahe haben Sie sich auf sein neues Werk gefreut, und nun es da ist, der große Dichter Ihnen das erste Exemplar, das aus der Presse kommt, sendet, nun fehlt es beinahe, daß Sie bei den köstlichen Scenen, den Witzen, die einander jagen, den reizenden Versen — gähnen!“

„Nein, nein, Katinka“, erwiderte die Monarchin, „ich bin im Gegentheil entzückt; aber die zärtlichen, flammenden Worte, die König Karl an seine Geliebte Sorel richtet, wollen mir nicht aus dem Sinn, sie haben mich verstimmt, erbittert. Wie lautet die Stelle

gleich? Warte nur. ‚Meine theure Agnes, Idol meiner Seele, die ganze Welt wiegt Deine Reize nicht auf. Siegen und herrschen ist eine Thorheit, mein Parlament legt mich heute in den Bann, dem stolzen Engländer ist Frankreich unterworfen, ah! er sei König und beneide mich, ich besitze Dein Herz, ich bin mehr König als er!‘ — So, Katinka, spricht die wahre Liebe, — die süße Leidenschaft, aber so spricht sie nur zu dem Weibe, das jung und schön ist, und ich, meine Kleine, werde täglich älter und häßlicher —."

„Katharina, was fällt Dir ein?"

„Ja, nenne mich wieder Du", sprach die Czarin, den Arm um den Hals der Freundin schlingend, „wie damals, wo wir zusammen gegen den Kaiser konspirirten, wo ich noch geliebt, ja angebetet wurde, wo mein bloßes Erscheinen, mein Anblick genügte, um selbst rohe Menschen, gemeine Soldaten hinzureißen, ihr Leben für mich auf das Spiel zu setzen, obwohl ich ihnen nichts zu geben hatte, als höchstens einen dankbaren Blick. O! herrliche Jugendzeit, Du bist dahin!"

„Was hast Du nur?" entgegnete die Daschkoff.

„Ich werde alt."

„Wer sagt Dir das?"

„Mein Spiegel."

„Dein Spiegel lügt!" rief die Fürstin lebhaft, „Du

bist jung, wie Du damals warst in jenen schönen stürmischen Tagen."

„Aber zähle doch die Jahre!" wendete die Czarin ein.

„Du bist jung, weil Du schön bist!" erwiderte die Daschkoff, „weil Du jeden Mann vor Dir knieen sehen kannst, Du magst im kaiserlichen Schmuck oder im Scharafan der Bäuerin erscheinen."

„Glaubst Du?"

„Frage Orloff."

Die Kaiserin zuckte mit unnachahmlicher Verachtung die Achseln. „Orloff, was ist er am Ende? Mein Unterthan. Muß er mir nicht schmeicheln? Wenn ich gnädig bin, so bedeutet das für ihn Ehrenstellen, Orden, Reichthum; wenn ich die Stirn runzle, Ketten, Sibirien, ja vielleicht das Schaffot. Was ist mir die Huldigung eines Unterthans? Wer sagt mir, ob ich noch schön bin?"

Die Czarin stützte sich auf ihren schönen weißen Arm und sann nach.

*

Abends saß Katharina II. mit Orloff in der offenen Gallerie. Vor ihnen lag der schlummernde Park. Zahllose Sterne blitzten an dem tiefblauen Himmel. Ein kühler Wind spielte mit den kleinen weißen Löckchen

der Czarin und blies den Puder aus ihrem schneeweißen Haare über Orloff's dunkle Uniform. Die Czarin saß in einem Negligee von grünem Atlas mit schwarzem Pelzwerk besetzt, auf einem kleinen Sopha und Orloff auf einem Tabouret zu ihren Füßen, und sie unterhielt sich damit, seinen großen, schönen Zopf aufzulösen und von Neuem zu flechten.

„Nun, wie gefällt Ihnen meine Toilette?"

„Sie wissen, Majestät," erwiderte der Graf, „daß ich stets nur Sie sehe und nie Ihre Toilette."

„Dießmal haben sie Unrecht, ihr so wenig Aufmerksamkeit zu schenken", sprach Katharina II., „denn sie ist ein Resultat der Wissenschaft, und wenn ich heute gut aussehe, danke ich es nur diesem köstlichen Farbenconzert."

„Vergeben Sie, Majestät", gab Orloff naiv zur Antwort, „aber davon verstehe ich nichts."

„Also geben Sie Acht", sagte Katharina, „das kräftige Grün dieses Atlasses hat die Aufgabe, ein sanftes Roth auf meine Wangen zu zaubern, das weiche schwarze Pelzwerk erhöht die Weiße meiner Büste, der Puder in dem Haare, welcher in demselben ein künstliches und anmuthiges Greisenalter hervorruft, läßt dafür mein Gesicht jugendlicher erscheinen, als es wirklich ist, und die Locken verbergen die Falten auf der Stirn."

„Falten!“ rief Orloff, „Sie haben ja gar keine Falten.“

„Doch!“

„Nein!“

„Ich aber sage Ja!“

„Und ich sage Nein!“

„Sie finden mich also wirklich noch schön?“ fragte die Kaiserin.

„Schöner als je!“

„Weshalb sind Sie denn seit einiger Zeit so kalt?“ warf Katharina II. lauernd ein.

„Kalt? ich? bete ich Sie nicht an?“

„Es giebt Beter, welche vor dem Götterbilde knieen, Gebete murmeln und etwas ganz Anderes dabei denken.“

„Ich schwöre, Majestät!“ rief Orloff.

„Schwören sie nicht“, schnitt ihm die Czarin das Wort ab, „ich glaube Ihnen doch nicht! Ja, wenn Sie mir ernste Proben Ihrer Huldigung geben wollten, wie jener französische Ritter, der für seine Dame in den Löwenzwinger hinabstieg. Dann — werde ich wieder glauben, daß ich schön bin.“

„Befehlen Sie mir jede Probe!“ rief Orloff, „ich bin bereit, mein Blut für Sie zu verspritzen!“

„Ich nehme Sie beim Wort!“ sprach Katharina lebhaft.

„Nun, was soll ich thun?“ fragte Orloff.

Sein Auge blitzte vor Erregung und Muth.

„Soll ich dem Sultan inmitten seiner Treuen den Bart ausreißen, oder die Bären des Fürsten Radziwil*) zwingen, Spaniol zu schnupfen?“

Die Czarin lachte.

„Ich danke Ihnen, Orloff!“ sprach sie, ihm die Hand zum Kusse reichend, „ich bin mit Ihnen zufrieden. Ich sehe, es ist Ihnen Ernst, und will glauben, daß Sie für mich in den Vesuv hinabstiegen.“

„In die Hölle, Majestät!“ betheuerte der Graf.

„Wer sagt mir aber, ob dieß der Kaiserin gilt, oder der Frau?“ rief Katharina II.

„Welch' häßlicher Zweifel?“ murmelte Orloff.

„Ich zweifle ja nicht an Ihnen“, sprach die Monarchin mit jener Herzensgüte, welche die Zeitgenossen an ihr so unwiderstehlich fanden, „ich zweifle an mir. Ich werde alt, Orloff, wenden sie nichts ein, ich werde häßlich. Als ich noch ein Kind war und zu Hause in Deutschland, da erzählte mir meine Aja ein Märchen von einer Königin, die einen Spiegel hatte, einen Zauberspiegel, und wenn sie sang:

*) Der polnische Wojewode Radziwil, der bekannte Sonderling, errichtete eine Bärenuniversität, in welcher er seine Lieblingsthiere so trefflich abrichten ließ, daß sie sogar an seiner Tafel die Stelle der Lakeien vertraten.



'Spiegel an der Wand,
Wer ist die Schönste im ganzen Land?'

so gab der Spiegel Antwort. — Ich gäbe gern mein halbes Reich für diesen Spiegel."

Zu unrechter Zeit erhielt die Czarin ein Geschenk aus Italien, eine antike Vase, welche ihre Aufregung noch steigerte. Sie selbst wußte zu wenig von der griechischen Welt, als daß sie im Stande gewesen wäre, sich die seltsamen Gebilde, welche das herrliche Gefäß zierten, zu deuten.

Ein Mitglied der Petersburger Akademie, der Philologe Bateux wurde nach Zarskoje Selo berufen, um vor der Monarchin den Erklärer zu machen. Ein Blick auf die vier Figuren der Vase genügte, um den Gelehrten über den Gegenstand der Darstellung zu unterrichten.

„Es ist das Urtheil des Paris," sprach er gelassen.

„Wenn ich nicht irre," fiel ihm Katharina II. lebhaft in das Wort, „hatte dieser Paris zu entscheiden, welche Frau die schönste sei."

„Erlauben Sie mir, Majestät, das Bild zu erklären und zugleich die Geschichte mit wenig Worten zu erzählen," erwiderte der Philologe.

„Also!"

„Dieser Mann hier in der phrygischen Mütze ist

Paris, der Sohn des Königs von Troja; er weidet, wie es damals Prinzen thaten, während Königstöchter die Wäsche wuschen, die Schafe auf dem Berge Ida. Da erscheinen drei Frauen vor ihm, alle stolz und schön, und verlangen, er soll Einer von ihnen den Preis der Schönheit zuerkennen, um den sie in Streit gerathen sind. Diese drei Frauen sind Göttinnen des Olymps; diese mit der Krone hier ist Juno, die stolze Gemahlin Jupiters, des obersten der Götter; die mit dem Helm Minerva, die Göttin der Weisheit; die dritte, von Tauben begleitet, Venus, die Göttin der Liebe. Paris soll der schönsten den Apfel reichen, den er eben in der Hand hält."

„Und wie entschied er?"

„Wie würden Majestät entscheiden?"

„Für Venus!"

„So entschied auch Paris, und die Liebesgöttin belohnte ihn dafür mit dem schönsten Weibe der Erde, der Helena, Gemahlin des Königs Menelaus von Sparta. Paris entführte sie mit Hülfe der Venus und gab so den Anlaß zu dem trojanischen Kriege und dem Untergange Trojas."

Die Czarin nickte befriedigt und entließ den Gelehrten mit ein paar gnädigen Phrasen, aber in ihrem Herzen saß der Pfeil. Fortan beschäftigte sich ihre Phantasie nur mit dem Urtheile des Paris, dem schönen Kö-

nigssohne, welcher die Schafe auf dem Berge Ida waidete, den drei Göttinnen, die ihn zum Schiedsrichter gewählt hatten, der schönen Frau, um deren willen Troja in Brand gesteckt wurde. Die Vase mit dem Urtheile des Paris stand in dem Schlafgemache der Monarchin auf einem Trumeautische, und sie versank in ihre Betrachtung am Morgen, wenn sie ihr üppiges Lager verließ und Nachts, ehe sie zur Ruhe ging, und die Szene auf dem Ida mischte sich noch in ihre Träume.

Es wurde endlich zur fixen Idee bei der Czarin, das Urtheil des Paris zu wiederholen. Und wenn sie es recht erwog, wer hinderte sie daran? War sie nicht auch eine Göttin auf Erden, war sie nicht die unumschränkte Herrin eines großen Reiches, eines Volkes von Leibeigenen? War nicht, was sie wünschte, was sie wollte, so gut wie geschehen? Aber wo den Königssohn finden, und wenn es auch kein Königssohn sein mußte, wo den Mann finden, der sie nicht kannte, der nicht ihr Bild, den stolzen Kopf, die olympische Büste vom Kaisermantel umwallt, mindestens auf einer Münze gesehen hatte, den Mann, welcher ohne Furcht und ohne Schmeichelei sein Urtheil frei und unbefangen abgeben konnte, denn nur ein solches hatte Werth für sie.

Andererseits hatte sich Katharina II. so sehr in die

Idee hineingelebt, daß sie dieselbe, wenn nicht im Ernste, so doch wenigstens im Spiele verwirklichen wollte.

Die Kaiserin hatte bereits wiederholt an ihrem Hofe dramatische Vorstellungen arrangirt. Sowohl im Winterpalaste in Petersburg, als in dem Lustschlosse von Zarskoje Selo war ein weitläufiger Saal zu einem reizenden kleinen Theater nach französischem Muster eingerichtet. Ebenso wie Friedrich der Große Verse machte und in Conzerten die Flöte blies, schrieb Katharina II., als echte Tochter ihrer Zeit, als Herrscherin des philosophischen Jahrhunderts, für dieses Theaterstücke und spielte, gleich Nero, selbst in der Komödie mit. Die Stücke, welche die Czarin zur Verfasserin hatten, waren meist kleine Allegorieen. Aber einzelne derselben trugen den Charakter beißender Satyren. Es fehlte Katharina weder an dem nöthigen Geist und Witz, noch an der nöthigen Bosheit, um ihr Zeitalter, das ihr so viele Blößen darbot, zu geißeln.

Katharina, der Komödiantin, kam die stolze Schönheit ihrer äußern Erscheinung, ihr ausdrucksvolles Gesicht, ihr lebhaftes Auge, ihr volltönendes Organ und die ihr in so großem Maße eigene angeborene Verstellungskunst zu Statten.

Man könnte sagen, sie war eine geborene Schau-

spielerin, wenn sie nicht noch weit mehr eine geborene Herrscherin gewesen wäre.

Katharina II. kam also, als sie eines Abends wieder die unglückliche Vase, welche ihrem eiteln Herzen schon so viel unnöthige Schmerzen bereitet hatte, betrachtete, auf den Einfall, das Urtheil des Paris in einem kleinen Stücke auf ihrem Theater in Zarskoje Selo zur Darstellung zu bringen und dieses Stück sofort selbst zu schreiben.

Sie theilte der Fürstin Daschkoff und Orloff den Plan mit. Es versteht sich, daß diese beiden Günstlinge der Kaiserin demselben den wärmsten Beifall spendeten, denn es war eine neue Aussicht geboten, die Kaiserin in jenen Stunden, welche ihr die Staatsgeschäfte, die Korrespondenz mit den größten Geistern ihrer Zeit, einem Friedrich dem Großen, Voltaire, Diderot, und die Toilette frei ließen, auf gute Art zu beschäftigen und zu zerstreuen.

Und mit jener beispiellosen Energie, mit der sich diese geniale Frau den Thron erobert hatte, mit der sie die Zügel der Regierung unbekümmert um äußere und innere Feinde führte, begann sie noch in derselben Stunde die Arbeit, sie schloß sich in ihr Kabinet und schrieb und schrieb, bis der letzte Vers auf dem Papier stand und das rothe Frühlicht sich mit dem gelben Schein ihrer Kerzen mischte.

Dann warf sie einen Pelz um die bloßen Schultern und trat auf den Balkon hinaus, um ihr glühendes, übernächtiges Antlitz an der frischen, feuchten Luft zu kühlen.

Alles schlief ringsum, der Palast, der Park, das Dörfchen, die weiten Felder, nur die beiden Grenadiere wachten, welche vor dem Portale Wache standen, und diese unterhielten sich leise, um nicht einzuschlafen.

„Es wird etwas setzen," sagte der eine, ein alter Bursche mit weißem Schnurrbart.

„Was soll es setzen?" erwiderte der andere, ein rothwangiger Rekrut.

„Einen Krieg, denk' ich."

„Wie so? Weßhalb einen Krieg?"

„Es brannte die ganze Nacht Licht im Kabinet der Czarin."

„Und was bedeutet das?"

„Das bedeutet, daß die Kaiserin wacht und arbeitet, während Alles schläft, und somit, daß ein wichtiges Ereigniß bevorsteht."

„Bst?" machte der Rekrut, „man belauscht uns."

„Wer?"

„Eine Dame."

„Es ist die Kaiserin," sprach der Veteran, nachdem er einen Blick auf den Balkon geworfen.

„Es fröstelt sie, wie es scheint."

„Das ist immer so nach einer schlaflosen Nacht," belehrte der alte den jungen Soldaten; „sie sieht auch ganz verteufelt schlecht aus."

Die beiden ehrlichen Kerle unten ahnten nicht, daß ihre Kaiserin es französischen Jamben dankte, daß sie an dem gelinden Sommermorgen trotz ihrem großen Pelze fror, und daß das wichtige Ereigniß eine Komödie war.

Die Kaiserin las ihr Stück zuerst im Kreise ihrer Vertrauten, der Fürstin Daschkoff, Gräfin Saltikoff, Frau von Mellin, den Grafen Orloff und Panin vor, welche sich von Stoff und Form gleich sehr entzückt zeigten. Nachdem die Lobeserhebungen, welche der kaiserlichen Autorin galten und dieselbe gleich Weihrauchwolken umwirbelten, erschöpft waren, kam die Aufführung der kleinen mythologischen Komödie zur Sprache.

„Wie beabsichtigen Majestät die Rollen zu vertheilen?" fragte Frau von Mellin, die kühne Amazone, welche das Regiment Tobolsk kommandirte.

„Ich will diesmal von der bei unseren theatralischen Vorstellungen üblichen Art und Weise abgehen," gab die Czarin zur Antwort, „und will eine förmliche Abstimmung stattfinden lassen, an welcher nicht allein unser Hof, sondern auch der gesammte Adel, die Offi-

ziere, die Mitglieder unserer Akademie der Wissenschaften und die Künstler theilnehmen sollen."

„Also eine Art Plebiszit," bemerkte die ebenso gelehrte als reizende Fürstin Daschkoff, die Präsidentin der von Katharina II. gegründeten Petersburger Akademie der Wissenschaften.

„Ganz richtig," erwiderte die Czarin, „ich habe es mir in den Kopf gesetzt, diesmal dem Schauspiel eine tiefere Bedeutung zu geben. Die schönste Frau unseres Reiches soll die Rolle der Venus, die geistreichste jene der Minerva und die imponirendste jene der Juno spielen."

„Dann müßten Eure Majestät alle drei olympischen Damen zu gleicher Zeit darstellen," beeilte sich der alternde Geck Graf Panin zu bemerken.

„Diese alberne Schmeichelei habe ich von Ihnen erwartet," sagte die Kaiserin; „aber zur Sache. Um jedem Mißverständniß vorzubeugen, so soll zuerst darüber abgestimmt werden, wer die schönste Frau Rußlands ist, und zwar ohne Rücksicht auf die sonstigen Eigenschaften derselben. Die Dame, welche auf diese Frage aus der Urne hervorgeht, ist die Liebesgöttin. Die zweite Frage wird dahin gehen: welche unter den übrigen schönen Frauen Rußlands die geistreichste ist? Dieß ist offenbar Minerva. Die dritte Frage wird aber lauten: welche unter

den übrigen schönen Russinnen ist die imponirendste, die königlichste Erscheinung? Sie soll die Juno unseres Spieles sein."

„Eine reizende Idee!" rief die Daschkoff.

„Charmant! köstlich!" jubelten die Andern.

An dem nächsten Tage schon ergingen die Einladungen zu der originellen Versammlung in Zarskoje Selo, und an dem festgesetzten Abende füllten sich die weiten Säle des Lustschlosses mit Hofleuten, den Herren und Damen des Petersburger Adels, Offizieren der Garde und der anderen in Petersburg und Zarskoje Selo garnisonirenden Regimenter, den Gelehrten der Akademie, Malern, Musikern, Poeten und anderen Artisten. Alle waren in der gespanntesten Erwartung.

Die Kaiserin erschien endlich am Arme des Grafen Panin in einem Kleide von Rosaseide mit Goldstickerei, frische Rosen im schneeweiß gepuderten Haare.

„Wie schön sie ist, wie bezaubernd, wie wahrhaft kaiserlich!" lief es durch die Versammlung, welche die schöne Frau mit aufrichtiger Bewunderung betrachtete; aber Katharina II. selbst war unzufrieden und ihr Blick schweifte müde und gedankenlos über die Menge hin.

Nachdem die Kaiserin Cour gehalten und mit jenen Mitgliedern des alten Adels, welche selten am Hofe erschienen, einige freundliche Worte gewechselt hatte,

brachten auf ihren Wink zwei Pagen die Vase mit dem Urtheile des Paris und stellten sie in der Mitte des Saales auf einer Marmorkonsole auf. Die Czarin forderte hierauf den gelehrten Philologen Bateux auf, der Versammlung das Bild zu erklären, und er unterwarf sich dieser Aufgabe mit eben so viel Geschick als Geschmack. Alles drängte sich hierauf zu dem Kunstwerke, um die Szene selbst zu bewundern. Die Meisten hatten bisher weder von Paris, noch von seinem Urtheilsspruche auf dem Berge Ida etwas gehört und sahen auch zum ersten Male ein antikes Bildwerk.

Als die Neugierde und Schaulust der großen Kinder und französisch plaudernden Wilden, denn dieß waren die Russen zur Zeit der großen Katharina, befriedigt waren, theilte Graf Orloff der Versammlung mit, daß ein Poet, welcher ungenannt bleiben wolle, die auf der Vase vorgestellte Geschichte in einem Stücke behandelt habe, welches auf dem kaiserlichen Theater in Zarskoje Selo zur Aufführung kommen werde. Orloff hatte aber bei Zeiten dafür gesorgt, daß die kaiserliche Verfasserin der kleinen Komödie Jedermann bekannt war, und so fand sich Katharina II. in der That nicht wenig geschmeichelt, als sich nach der Vorlesung des Stückchens durch die Fürstin Daschkoff, welche dieß vortrefflich verstand, ein wahrer Beifallssturm erhob.

„Das Sujet ist charmant, charmant!“ meckerte der alte Woronzow.

„Und die Verse!“ schrie Graf Saltikoff. „Diese Jamben könnten den Neid eines Voltaire erregen!“

„Die Worte, welche der Liebesgöttin in den Mund gelegt werden, sind geradezu unwiderstehlich,“ lispelte Fürstin Lubina Mentschikoff.

„Die Besetzung der Rollen in diesem Stücke,“ nahm Orloff von Neuem das Wort, „wird nicht, wie es bisher üblich war, durch Ihre Majestät die Kaiserin, sondern durch die hier versammelten Damen und Herren erfolgen, und zwar so, daß die Wahl in keiner Weise und also am wenigsten auf die hier anwesenden Personen beschränkt ist. Die Abstimmung soll überdieß eine geheime bleiben und daher durch Stimmzettel erfolgen.“

Pagen vertheilten hierauf Papierstreifen und Bleistifte an die Anwesenden.

„Die erste Frage, welche ich an die Versammlung richte,“ fuhr Orloff fort, „lautet: ‚Wer ist die schönste Frau in Rußland?‘ Die Dame, deren Name aus der Urne hervorgeht, soll die Venus darstellen.“

Eine längere Pause entstand; ein Jeder suchte so rasch als möglich seinen Papierstreifen zu beschreiben und in die Vase mit dem Urtheil des Paris zu werfen;

aber um diese entstand ein nicht geringes Gedränge, und da über tausend Personen versammelt waren, währte es geraume Zeit, ehe alle ihre Stimmen abgegeben hatten.

Die Kaiserin ließ es sich nicht nehmen, mit dem Fürsten Woronzow und der Gräfin Saltikoff selbst das Skrutinium vorzunehmen, so sehr war sie besorgt, von ihren Hofleuten getäuscht zu werden; aber der erste wie der letzte Zettel enthielt den Namen „Katharina II.", und als dieß Resultat verkündet wurde, begrüßte es die erlesene Versammlung selbstverständlich mit Jubel.

Die Kaiserin dankte lächelnd.

Unterdeß war über die drei weiteren Fragen abgestimmt worden.

„Wer ist unter den anderen schönen Frauen Rußlands die geistreichste?"

„Wer die imposanteste?"

„Wer soll den Prinzen Paris spielen?"

Als die geistreichste Frau ging beinahe einstimmig die Fürstin Katinka Daschkoff, als die imposanteste die Amazone Gräfin Saltikoff, welche ihren Muth später auf dem Schlachtfelde gegen die Türken bewährte, und als Paris Lagetschnikoff, Mitglied der Akademie und einer der schönsten Männer seiner Zeit, hervor. Der Ab-

stimmung entsprechend wurden die Rollen in der kaiserlichen Komödie „das Urtheil des Paris“ besetzt: Venus — die Czarin Katharina II., Juno — die Gräfin Iwan Saltikoff, Minerva — Fürstin Katinka Daschkoff. Paris — Lagetschnikoff.

Ein heiteres, glänzendes Gartenfest schloß die originelle Versammlung.

*

Die Inszenesetzung des „Urtheils des Paris“ bot eine Reihe der heitersten Szenen.

Die Kaiserin sowohl als die beiden anderen Damen, weche in dem kleinen Stücke spielten, hatten doch eine Ahnung davon, daß die olympischen Göttinen nicht in Schlafröcken à la Wateaux auf ihren Wolkendivans zu ruhen, und nicht mit Stöckelschuhen, Toupets und spanischen Rohren auf die Erde herabzusteigen pflegten.

Die Czarin berief also das gelehrte Mitglied der Petersburger Akademie, den Philologen Vateux, an ihr Hoflager, um bei der Inszenesetzung mit Rath und That an die Hand zu gehen.

Sofort nach der Ankunft des hochweisen Mannes wurde eine Konferenz gehalten, an der außer Monsieur Vateux, die Czarin, die Fürstin Daschkoff, die Gräfin Saltikoff und Lagetschnikoff theilnahmen.

„Ich hoffe, mein lieber, gelehrter Vateux“, begann die Kaiserin, nachdem man Platz genommen hatte, „Sie kombiniren uns mit Hülfe Ihrer tiefen Studien ein recht brillantes Kostüm, besonders ich als Göttin der Schönheit und Liebe muß schon in meiner Toilette vor den beiden anderen Damen ausgezeichnet werden. Wie ist also Ihre Ansicht darüber, wie pflegte Venus zu erscheinen, wenn sie so zu sagen in pleine parure war?“

„Ich bedaure, Majestät,“ erwiderte der alte, schlaue Philologe boshaft lächelnd, „Ihnen keine bessere Auskunft geben zu können, aber gerade die Toilette der Liebesgöttin war sehr einfach.“

„Sehr einfach?“ entgegnete die Kaiserin, „ach! was Sie da sagen! Wie also?“

„Es war die einfachste Toilette, welche überhaupt denkbar ist,“ fuhr Vateux fort, „wie sich Eure Majestät selbst sofort auf dieser antiken Vase überzeugen können, sie bestand nämlich — aber ich wage es kaum auszusprechen.“

„Aber wir haben ja keine Zeit zu verlieren!“ rief Katharina II. lebhaft. „Aus was bestand also diese einfache Toilette?“

„Sie bestand nur aus einem Gürtel,“ erwiderte der Philologe.

Anfangs blieben die Damen sprachlos.

Dann brachen sie alle zugleich in ein schallendes Gelächter aus.

„Wo denken Sie hin," sagte endlich die Czarin, „das ist ja unmöglich!"

„Aber es ist das einzige richtige Kostüm," sagte der Gelehrte.

„Nun, so müssen Sie mir selbst etwas kombiniren," entschied Katharina, „und auch den beiden anderen Damen."

Vateux schlug hierauf das griechische Kostüm vor und meinte, die einzelnen Göttinen ließen sich genügend durch ihre Embleme, Venus durch ein Taubenpaar, Juno durch die Krone und den Pfau, Minerva durch Panzer, Helm und Lanze und die Eule charakterisiren.

Die Kaiserin ließ sich Zeichnungen vorlegen, rief aber nach dem ersten Blick: „Wie? Wir sollen ohne Puder im Haare erscheinen? Vateux, Unmensch, Sie wollen uns also gleich um zwanzig Jahre altern lassen! Das ist unausführbar!"

„Vergeben Majestät," erwiderte Vateux, „aber wir finden weder im Homer, noch Ovid oder Virgil, daß die griechischen Göttinnen, oder die römischen, gepudert waren."

„Ah, Ihr Ovid und Homer sind ja reine Barbaren!" seufzte die Saltikoff.

„Und ohne Reifrock schrumpfen wir ja zu Kindern, zu Pygmäen zusammen," wendete die Daschkoff ein. „Historische Treue ist eine sehr schöne Sache, aber man wird uns auslachen."

„Ja, man wird uns auslachen," sekundirte die Saltikoff.

„Nein! nein! nein!" riefen die drei schönen Rococcodamen, „Reifrock und Puder können wir nicht ablegen Unmöglich!"

„Wie es Ihnen beliebt," erwiderte Bateux lächelnd. „Wenn die allmächtige Beherrscherin aller Reußen es befiehlt, so muß die Liebesgöttin ihre klassischen Formen in einem Reifrock bergen, und wenn ihr dies zu wenig ist, mag sie ihre ambrosischen Locken pudern."

Schließlich einigte man sich dahin, die drei Göttinnen im Reifrock und weißen Schleppkleide erscheinen zu lassen, und ihnen nur als Oberkleid eine römische Tunika zu geben. Ebenso war es ausgemacht, daß Juno ihre Krone und Minerva ihren Helm auf ein wohlgepudertes Toupet setzen sollten.

Die Wissenschaft streckte ihre Waffen vor der Mode.

Aehnliche komische Anstände gab es mit dem Dekorateur, welcher im Hintergrunde des idäischen Haines die Stadt Rom mit der Engelsburg erscheinen lassen wollte.

Endlich war das große Problem gelöst; Maler, Tapezierer, Schneider und Vergolder begannen zu arbeiten und die Proben nahmen ihren Gang. Vateux fungirte bei denselben als Souffleur, die Czarin selbst als Regisseur, und es ist glaubwürdig, daß, wenn ein Regisseur Sibirien und die Knute zur Verfügung hat, ein Stück sehr rasch und sehr gut einstudirt wird.

So war denn kaum eine Woche seit jener Nacht vergangen, in welcher Katharina II. das Stück verfaßt hatte, und schon konnte der Hof von Zarskoje Selo und die Petersburger feine Gesellschaft zu der Aufführung desselben geladen werden.

Der Zudrang zu der Vorstellung war ganz außerordentlich, seit langer Zeit hatte kein Hoffest eine so erlesene und glänzende Gesellschaft versammelt, wie an dem Abende, wo in Zarskoje Selo „das Urtheil des Paris" gegeben wurde.

Der Zuschauerraum war überfüllt; in den Logen hatten die Damen des hohen Adels, die Würdenträger und Generäle mit ihren Frauen, im Parket die übrigen Adeligen, die Mitglieder der Akademie Platz genommen, das Parterre war beinahe ausschließlich von den Offizieren besetzt.

Das Auditorium wogte und rauschte wie ein See, so daß die Ouverture des Orchesters kaum gehört wurde.

Endlich ertönte die Glocke, der Vorhang erhob sich.

Die Scene stellte den idäischen Hain dar. Im Hintergrunde sah man Troja, vorne unter den Cedern und Palmen lagerten die königlich trojanischen Schafe, aus Pappe und Wolle gefertigt; sanfte Musik kündigte Paris an.

Lagetschnikoff erschien im phrygischen Kostüm mit dem Hirtenstabe, aber wohlgepudert und wohlbezopft, hielt eine idyllische Ansprache an die Natur und seine Schafe und nahm dann unter einem Baume Platz, um ein Solo auf seiner Hirtenflöte zu blasen. Sein Konzert schien ihn jedoch nicht weniger zu langweilen, als das Publikum, denn er schlief dabei ein.

Nun fuhr eine Wolkenequipage heran, auf der Frau Juno, Gräfin Saltikoff, in königlicher Haltung thronte; sie trug über dem olympischen Reifrock ein meergrünes Gewand und eine römische Tunika von derselben Farbe, auf dem schönen Haupte erhob sich ein imposantes Toupet, und auf der weißen Haarburg, welche an ewig beschneite Alpenfirnen mahnte, ruhte die Krone der Götterkönigin; in der Rechten hielt sie ein Szepter, zu ihren Füßen stand ein Pfau mit offenem Rade.

Nachdem Juno ihre Verse aufgesagt hatte und von

der Wolke herabgestiegen war, segelte die letztere davon und eine neue fuhr vor.

Dießmal war es Minerva im blauen Gewande, goldeneuen Brustpanzer und Helm, eine Lanze in der Hand und die Eule zur Seite. Die Daschkoff deklamirte indeß ihre Jamben so vorzüglich, daß lauter Beifall ihrer Standrede folgte. Auch sie stieg zuletzt aus ihrer himmlischen Karosse und nun kam der Knalleffekt.

Musik, bengalische Beleuchtung und auf einem goldenen Fuhrwerke im Style römischer Kampfwagen, von Tauben gezogen, den geflügelten Amor mit Pfeil und Bogen an der Seite, erschien Venus auf dem Kampfplatze und wurde mit stürmischem Applaus begrüßt.

Katharina II. sah übrigens wirklich bezaubernd aus in dem duftigen weißen Gewande, dessen Bauschen von Rosenguirlanden gehalten wurden, und sprach ihre Verse hinreißend.

Neuer Beifall.

Dann stieg auch sie zur Erde herab und entließ ihr Gespann, sich den beiden andern Göttinnen zugesellend. Vereint unterzogen sich nun die drei Schönen der Aufgabe, den schlafenden Schäfer zu wecken, was endlich gelang.

Paris machte, was leicht begreiflich ist, große

Augen, als er der drei himmlischen Damen ansichtig wurde, und sein Erstaunen nahm noch zu, als ihm der Zweck ihrer Anwesenheit und seine Aufgabe erklärt wurde. Nun wetteiferten die Göttinnen, dem schafehütenden Königssohne ihre Vorzüge und Reize zu expliziren, er ließ sich aber weder von Juno, noch von Minerva irre machen und reichte zuletzt knieend „der Schönsten der Schönen", Venus, den Apfel.

Ungeheurer Jubel, Tusch des Orchesters, die kaiserliche Komödie ist zu Ende.

„Eine Komödie, nichts mehr", sagte die Czarin am nächsten Morgen bei ihrem Lever zu der Fürstin Daschkoff, „ein eingebildeter Triumph; wer bürgt mir dafür, daß nicht Alles, auch die Abstimmung, Schein und Trug war? Ich will mein ‚Urtheil des Paris' im Ernste haben und ich ruhe nicht, bis es mir gelungen ist, die Szene vom Berge Ida in unseren abstrakten Tagen auf russischem Boden zu wiederholen."

„Ich zweifle nicht, Majestät, daß Sie Alles, was Sie wollen, auch auszuführen im Stande sind", erwiderte die Fürstin, „aber es dürfte doch einige Schwierigkeiten bieten, einen Mann zu finden, dessen Geschmack maßgebend sein kann, und der zugleich nicht das schöne, gebietende Antlitz seiner Kaiserin kennt."

„Schmeichlerin!“ rief die Czarin, „aber darin bist Du im Irrthum. Weshalb soll nur der Geschmack eines Gebildeten gelten? Müßte nicht ein naives, von keinen Vorurtheilen beherrschtes, von keinen akademischen Regeln irregeleitetes Kind der Natur richtiger, unbefangener urtheilen können?“

„Aber unsere Naturkinder riechen nach Knoblauch“, wendete die Daschkoff ein.

„Nun, so parfümirt man sie.“

„Und sie sind auch nicht besonders — rein.“

„Nun, so läßt man sie waschen“, lachte die Kaiserin. „Ich habe es mir einmal in den Kopf gesetzt, und ich werde meinen Paris finden.“

„Es ist also Ihr voller Ernst?“ fragte die Daschkoff.

„Mein voller, ernstester Ernst“, wiederholte die Czarin spöttisch, mit komischem Pathos, „und wie Ernst es mir ist, sollst Du daraus sehen, daß ich noch heute Couriere nach allen Weltgegenden aussenden werde mit der Aufgabe, einen Mann zu suchen, welcher jung, hübsch, naiv und wo möglich — gewaschen ist, und bei allen diesen hochwichtigen Eigenschaften seine Czarin nie gesehen hat, nicht einmal auf einem Silberrubel, geschweige denn von Angesicht zu Angesicht, einen Mann, der, wenn ich vor ihm erscheine, nicht weiß, daß ich

die Kaiserin bin, der mich ohne Krone und Kaisermantel schön findet."

In der That gingen an demselben Tage vier Couriere mit der gleichlautenden Instruktion, den neuen Paris zu suchen, nach Nord und Süd, Ost und West ab, ohne daß die Kaiserin nur einen Augenblick daran dachte, auf diesem Wege ihr Ziel zu erreichen; es war nur ein wohlerwogener, feiner Schachzug, um die Aufmerksamkeit ihres Hofes, insbesondere ihrer nächsten Umgebung, von denen sie jederzeit einer wohlgemeinten, aber unbequemen Einmischung, ja einer schmeichlerischen Täuschung versehen sein mußte, von sich abzulenken, denn sie war entschlossen, die Auffindung und Wahl des seltenen Jünglings Niemand Geringerem als sich selbst anzuvertrauen.

Katharina II. hatte die Gewohnheit, die ersten Abendstunden, jene Dämmerzeit, welche der Franzose „zwischen Hund und Wolf" nennt, allein in dem einsamsten Theile des Parkes von Zarskoje Selo zuzubringen. Der Garten war dann für Jedermann abgesperrt, Niemand, nicht einmal die vertrautesten Freunde der Czarin, durften ihr nahen.

Womit sie sich in dieser Zurückgezogenheit beschäftigte, darüber sind die Memoiren der Eingeweihtesten aus jenen Tagen sehr verschiedener Meinung, eben so

getheilt waren die Ansichten am Hofe. „Sie meditirt“, sagten Einige; „sie beschäftigt sich mit einem großen dichterischen Werke“, sagten Andere; „sie empfängt geheime Depeschen und diplomatische Agenten, welche mit ihr allein verkehren und ihr allein bekannt sein sollen“, schlossen wieder Andere; und die Kaiserin selbst?

Katharina II. sagt in einem Briefe an den genialen russischen Dichter Derschawin *), sie gebe die einsamen ländlichen Stunden in Zarskoje Selo um nichts in der Welt, sie sei in denselben weder Monarchin noch Philosophin, sie könne dann, was ihr sonst nie vergönnt sei — ausruhen und sich an den einfachen Eindrücken der Natur erbauen.

Diese einsamen Stunden benutzte die Czarin jetzt zur Ausführung ihres olympischen Planes.

Wenn alle Welt sie in einer der schattigen, tiefgrünen Lauben des Parkes in Betrachtungen oder mit einer großen politischen Compination beschäftigt glaubte, eilte sie im weißen Sommerkleide, eine schwarze Seidenmantille um die Schultern, durch die Laubgänge zu der kleinen Pforte der Außenmauer, welche in das freie Feld führte und zu der sie allein den Schlüssel besaß.

---

*) Bodenstedt hat Mehreres von dessen Gedichten, unter anderen seine schöne „Ode an Gott“, in das Deutsche übertragen.

Vorsichtig öffnete sie dieselbe, vorsichtig sich nach allen Seiten umblickend, verließ sie den Park und schloß die Thür eben so behutsam hinter sich ab. Dann suchte sie rasch das kaum zweihundert Schritt entfernte Wäldchen zu gewinnen. Hatte sie dieß erreicht, dann war sie vor Ueberrumpelung sicher. Aus dem Wäldchen machte sie dann ihre Entdeckungsreisen durch die Wiesen, die Felder, bis in die benachbarten Dörfer.

Dieses Spiel trieb sie bereits ein paar Tage, als sie eines Abends auf den Einfall kam, ihre seltsame Streifung in die Nacht hinein auszudehnen, wo die Knaben und Jünglinge in Rußland zur Sommerzeit ihre Pferde auf die Waide zu treiben pflegen.

Der Mond war im Zunehmen und beleuchtete die weite Ebene hell genug, so daß jeder einzelne Gegenstand mindestens in seinen Umrissen deutlich hervortrat. In der Luft war jener den russischen Dörfchen und Landschaften eigenthümliche aromatische Duft von Wermuth und Thymian.

Katharina hatte auf der Waide nahe dem Gehölz und Zarskoje Selo die Reste eines Hirtenfeuers entdeckt, sie verbarg sich also, als sie auf dem Rückwege das Wäldchen erreichte, in den dichten Gebüschen am Rande desselben und harrte.

Dießmal schien ihr der Zufall günstiger. Denn

sie wartete noch keine Viertelstunde, so ertönte das Knallen einer Peitsche und ein Rudel mit einem Stricke zusammengekoppelter Pferde kam in kurzem Trab heran, von einem Hirten getrieben, welcher ohne Sattel auf einem großen, muthigen Schimmel saß.

An der Stelle, wo noch verkohlte Reste des gestrigen Feuers umherlagen, sprang er herab, trug Reisig zusammen und zündete es an.

Noch kehrte er der Kaiserin den Rücken, aber sie sah sofort an seiner schlanken, elastischen Gestalt, daß er jung war; er trug ein Ueberhemd und eine Hose aus grober Leinwand, und einen breiten Strohhut auf dem Kopfe.

Endlich kehrte er sein Gesicht zu ihr und die Flamme des brennenden Reisigs fiel voll und grell darauf.

Er war hübsch — ja mehr als das — schön — sein regelmäßiges Gesicht mit der geraden Nase, den feinen Brauen, den großen blauen Augen, von hellbraunem Haare eingerahmt, hatte nur ein wenig zu viel von jenem blöden Bauernausdruck, und dann war er wirklich nicht gewaschen. Indeß achtete die Kaiserin auch nicht viel darauf, im Gegentheil, ihr klopfte das Herz ein wenig, denn sie sah sich der Erfüllung ihrer seltsamsten Laune gegenüber, sie hatte ihren Paris gefunden.

Der junge Hirte rief hierauf seinen Schimmel, welcher bereits behaglich zu grasen angefangen hatte; es war offenbar sein Liebling, und er wußte es, denn er beeilte sich gar nicht, dem Rufe zu gehorchen, sondern schnaubte nur etwas und schlug mit dem Schweife. Der Hirte ging hierauf auf das Thier zu und band ihm die Vorderfüße mit einem Stricke zusammen, so daß er sich nur langsam hüpfend fortbewegen konnte, und überhäufte es mit Scheltworten, welche eigentlich eben so viel Liebkosungen waren. Dann löste er die anderen Pferde eins nach dem andern von der Koppel, und entließ jedes erst, nachdem er ihm gleichfalls die vorderen Füße gefesselt hatte. Während nun seine Heerde ringsum zufrieden schnaubend das Gras brach, schnitt der junge Mensch einen Hollunderast ab und begann sich eine Pfeife daraus zu fertigen.

Die Kaiserin, das verwöhnte, launenhafte Weib, das sonst bei den glänzendsten Vergnügungen bald zu gähnen pflegte, sah allem Dem, was der hübsche, einfältige Bursche mit großer Wichtigkeit und Bedächtigkeit that, in einer Art Spannung zu, sie hörte das schwermüthige Volkslied, dessen Weise er auf seiner Pfeife blies, mit mehr Genuß, als die Bravourarien der italienischen Opernsänger, und als der junge Hirte Feldblumen zu pflücken und mit Hast zu einem Strauße

zu binden begann, so brannte sie vor Begier, zu erfahren, wem derselbe bestimmt sei.

Endlich hatte der neue Paris unter einer Linde am Rande des Wäldchens Platz genommen, und während er noch mit seinen Blumen beschäftigt war, näherte sich ihm Venus Katharina II. unbemerkt, im weichen Moose auf den Fußspitzen schleichend, und saß, ohne daß er sich dessen versah, plötzlich an seiner Seite.

„Guten Abend!“ sagte sie.

Der Hirte sah sie erstaunt mit großen Augen und offenem Munde an.

Dann rückte er ein wenig zur Seite und machte das Kreuz.

„Fürchtest Du Dich vor mir?“ sprach Katharina II.

„Nein“, erwiderte der Bursche, „aber es ist nicht gut für eine Menschenseele, wenn sie mit einer Rusalka *) oder sonst einer Zauberin spricht.“

„Du hältst mich also für eine Zauberin?“

„Ich weiß nicht, für was ich Dich halten soll,“ erwiderte der junge Hirte, „aber jedenfalls bist Du aus einer andern Welt.“

„Vielleicht hast Du Recht“, sprach die Kaiserin,

*) Die russische Nixe, welche junge Männer mit ihrer silberhellen Stimme an sich lockt und dann mit ihren goldenen Haaren erwürgt.



„aber wer sagt Dir, daß ich deßhalb böse oder verderblich sein muß? Im Gegentheil, ich bin Dir gut gesinnt.“ —

„Das sagen alle bösen Geister“, entgegnete der Hirte.

„Aber ich bin kein böser Geist“, versetzte die Monarchin, „ich will Dein Bestes, und Gott sei Dank habe ich auch die Macht, Dein Glück zu begründen.“

„Da Du den Namen Gottes ausgesprochen hast“, sprach der Hirte, „kannst Du in der That kein gefallener Engel oder böser Geist sein. Ich danke Dir also, daß Du es so gut mit mir meinst; aber wie willst Du mein Glück gründen und was habe ich dabei zu thun?“

„Du hast nichts zu thun, als mir zu gehorchen. Willst Du das?“ fragte Katharina II.

„Soferne Du nichts Unrechtes oder Unchristliches von mir verlangst“, antwortete der Hirte.

„Gut. Wie nennst Du Dich also?“

„Wenn Du eine Zauberin bist, solltest Du es wissen.“

„Ich frage auch nicht etwa, weil ich es nicht weiß“, erwiderte Katharina II., welche sich in ihrer überirdischen Rolle gefiel.

„Weßhalb also?“

„Um zu sehen, ob Du in allem die Wahrheit sprichst.“

„Mein Name ist Nikolaus", sagte der junge Hirte.

„Leben Deine Eltern noch?"

„Ja."

„Hier in der Nähe?"

„Dort im Dorfe."

„Sind sie arm?"

„Ja, arme Leibeigene."

„Und Du? fühlst Du Dich sehr unglücklich?"

„Nein", erwiderte der Hirte, „ich habe, was ich brauche, ich singe, pfeife, höre zu, wenn meine Mutter den jüngeren Kindern Märchen erzählt, und —."

„Sage mir Alles!"

„Nun", fuhr Nicolaus fort, „ich habe auch ein Mädchen, ein hübsches Mädchen, die mir gut ist und der ich von Herzen gut bin; was brauche ich noch?"

„Und möchtest Du nicht frei sein?" fragte die Monarchin, „und reich, und Dein Mädchen zum Weibe nehmen und sie in ein schönes Haus führen und sie in schöne Gewänder kleiden?"

„Ja wohl, das möchte ich", erwiderte Nicolaus, „für meine Katinka wäre mir nichts gut genug, sie müßte eine Schuba*) tragen, wie die Prinzessinnen in den Märchen."

„Katharina nennt sich Dein Mädchen?"

„Ja, Katharina."

*) Altrussisches Prunkkleid.

„Und ist sie schön?“

„Mir gefällt sie.“

„Und ich“, begann die Kaiserin nach einer kleinen Pause, „wie gefall' ich Dir?“

Der junge Hirte sah sie an, erwiderte jedoch keine Sylbe.

„Nun?“ fragte Katharina II. noch einmal, „findest Du mich schön? Aber sprich die Wahrheit!“

„Für eine Alte geht es an“, erwiderte der neue Paris.

„Du hältst mich für alt?“ rief die Monarchin.

„Hast Du doch weißes Haar,“ meinte der Hirte.

„Wie alt glaubst Du also, daß ich bin?“

„So etwas bei siebenzig Jahre.“

Die Kaiserin brach in ein schallendes Gelächter aus.

„Aber ich bin ja gar nicht alt!“ sprach sie dann heiter.

„Ja, das meint Jede,“ erwiderte Nikolaus, „und Jede macht sich jünger, als sie ist; übrigens magst Du für eine Zauberin, die tausend Jahre alt werden und weit älter noch, immerhin jung sein.“

„Weißt Du was,“ sprach Katharina II., „ich bin alt und jung, wie ich grade will. Nächstens sollst Du mich mit blonden Haaren sehen.“

„Da würdest Du mir schon besser gefallen," sprach der neue Paris, „ich liebe das blonde Haar sehr, meine Katinka ist auch blond und schön, weit schöner noch als unser Mütterchen, die Zarewna Katharina."

„Hast Du denn die Zarewna gesehen?" fragte Katharina.

„Nein."

„Wie kannst Du also urtheilen? Du kennst wohl ihr Gesicht nur von den Silberrubeln her?"

„Wie käme ich zu Silberrubeln!" lachte der Hirte. „Wenn ich hier und da ein paar Kopeken habe, bin ich zufrieden und die sind so schmierig, daß man von der Kaiserin nicht viel mehr sieht."

„Man hat Dir also von ihr erzählt?"

„Allerdings."

„Aber es heißt doch, daß sie sehr schön ist?"

„Gewiß, sehr schön", antwortete der Hirte, „aber meine Katinka ist doch noch schöner. Uebrigens kannst Du selbst urtheilen, denn da kommt sie eben."

Wirklich kam auch ein junges, hübsches Bauernmädchen mit edler Gesichtsbildung, langen blonden Zöpfen und großen blauen Augen im koketten rothen Scharafan über die Wiese hergeschritten; als sie ihren Liebsten an der Seite einer fremden Frau erblickte, rief sie mit ihrer hellen, jugendlichen Stimme von

Weitem schon: „Nikolaus, wen hast Du da bei Dir? Was will die Alte?"

„Sie ist eine gute Zauberin," sprach der Hirte, „sie will uns beschützen und unser Glück begründen."

„Das ist schön von Ihnen, liebe gnädige Frau Hexe", sprach die Kleine, machte einen Knix und küßte der Kaiserin, welche sie wohlgefällig betrachtete, die Hand.

„Ja, ich will Euch glücklich machen", sprach Katharina II.; jetzt aber verlasse ich Euch, denn Ihr habt Euch gewiß Dinge zu sagen, bei denen ein Drittes, und wäre es auch die beste Fee, überflüssig ist."

Die Kaiserin erhob sich, küßte die hübsche blonde Bäuerin auf die Stirne, nickte Nicolaus, welcher sich vor ihr auf die Kniee geworfen hatte und den Saum ihres Kleides küßte, huldvoll zu und verschwand im Wäldchen.

Den nächsten Tag empfingen die beiden Hofdamen Fürstin Daschkoff und die Gräfin Saltikoff den Befehl der Monarchin, sich bei Eintritt der Dunkelheit in mythologischen Kostümen, aber ohne Puder im Haare, im Parke von Zarskoje Selo einzufinden.

Sie zerbrachen sich den Kopf über diese neue unerklärliche Laune der Kaiserin und kamen endlich zu dem Resultate, dieselbe habe einen Paris gefunden,

aber wie und wo, darüber stellten sie vergebens Nachforschungen an, denn keiner der ausgesendeten Kuriere war bis jetzt zurückgekehrt.

Die Neugierde der beiden schönen Frauen wurde jedoch eher noch gesteigert, als die Kaiserin sich bei dem nächtlichen Rendezvous einfand und ihnen lächelnd die Mittheilung machte, sie habe den neuen Paris, einen jungen hübschen Hirten, welcher weder sie noch ihr Bildniß gesehen habe, gefunden und habe die Absicht, heute noch den Schiedsspruch auf dem Berge Ida zu wiederholen.

„Wenn ich auch alles Das, was mir über meine Schönheit gesagt wird, für höfische Schmeichelei nehme," fügte Katharina II. hinzu, „so habe ich dagegen keine Ursache, in die allgemeine Stimme Zweifel zu setzen, welche meine Freundinnen Daschkoff und Saltikoff — nach mir — als die schönsten Frauen Rußlands bezeichnet, und darf mir daher keinen so leichten Sieg versprechen, sondern muß in Ihnen, meine Damen, ebenbürtige und gefährliche Rivalinnen begrüßen. Der Kampf um den Preis der Schönheit ist somit ein ernster und sein Ausgang ein sehr zweifelhafter."

Die drei schönen Frauen schritten hierauf durch den Park dem Wäldchen zu, voran Katharina II. als Venus, die blonden Haare über den vollen weißen

Nacken fluthend, ihr nachfolgend die Fürstin Daschkoff als Minerva im glänzenden Helm und Panzer, mit der Lanze bewaffnet, und die Gräfin Saltikoff die goldene Krone auf den blonden Locken.

An dem Rande des Wäldchens lagerten sie sich, von dem grünen Blattwerk versteckt, im Moose, pflückten Blumen, wanden Kränze und scherzten, während der Mond und das Heer der Sterne heraufzog; und die Nachtigallen in den Büschen ringsum zu schluchzen begannen.

Endlich ertönte Pferdegetrappel, und der neue Paris kam mit seiner Heerde, zündete wieder zuerst ein großes Feuer an und band dann seinen Thieren die Vorderfüße.

Die Damen ließen ihn ruhig verrichten, was er zu verrichten hatte, und erst als er sich mit seiner Hirtenflöte an das Feuer setzte, riefen sie ihn beim Namen.

„Wer ruft mich?“ sprach der neue Paris überrascht.

„Nikolaus!“ tönte es wieder im Dreiklang durch die Nacht.

Der Hirt bekreuzte sich.

„Nikolaus!“ rief es wieder.

„Wer Ihr auch seid“, antwortete jetzt der Pferdehirte, „kommt heraus, in Gottes Namen, ich fürchte Euch nicht!“

Ein muthwilliges Gelächter antwortete seiner feierlichen Mahnung, aber es kam Niemand zum Vorschein.

„Nun, wenn Ihr Euch nicht zeigen wollt", rief er hierauf, „dann habt Ihr wohl alle Ursache, Euch zu verstecken, Ihr alten Hexen!"

Wieder dasselbe ausgelassene Lachen.

„Ja, Hexen, alte Hexen seid Ihr", schimpfte der Pferdehirte, „alte, verschrumpfte Weiber mit Katzenbuckel, zahnlosem Munde und Triefaugen, so recht alte, uralte Hexen, tausend Jahre alt!"

„Zweitausend!" antwortete es.

„Was, zweitausend", rief der Hirte, „zehntausend!"

„Ja, zehntausend!" spotteten die Stimmen.

„Freilich, so geht ihr daher mit Euren Krücken," sprach der Hirte und verspottete sie, indem er ein altes, gebücktes, hinkendes Weib nachahmte.

Ein lautes Lachen begleitete seine drastische Mimik, dann traten auf einmal die drei schönen, jungen Frauen aus dem Dickicht heraus und näherten sich ihm. Das Mondlicht fiel grell auf ihre hellen Gewänder und beleuchtete ihre reizenden Gesichter voll und deutlich.

„Da sind wir, Nikolaus!" rief die Kaiserin.

„Wir alte Hexen!“ fügte die Fürstin Daschkoff hinzu.

„Zehntausend Jahre alt!“ lachte die Saltikoff.

„Alt, verschrumpft, mit unseren großen Katzenbuckeln!“ fiel Katharina II. ein, und die drei Damen begannen eine hinter der anderen, die eine Schulter emporziehend, auf der Wiese herumzuhinken, dann reichten sie sich plötzlich die Hände nnd tanzten im Kreise um den sprachlosen Hirten herum.

„Bleibt mir vom Leibe!“ rief dieser endlich. „Ich bin ein guter Christ, ich will nichts von Euch!“

Die drei Damen lachten und hielten still.

„Erkennst Du mich denn nicht?“ fragte die Kaiserin.

Der Hirte betrachtete sie mit einer gewissen frommen Furcht.

„Ja, ich erkenne Dich“, sprach er dann, „Du bist die Zauberin von gestern Abend.“

„Ich versprach Dir, jung zu erscheinen“, sagte Katharina II., „gefalle ich Dir so besser?“

Der Hirte kratzte sich hinter den Ohren und schmunzelte. „So gefällst Du mir freilich besser,“ murmelte er, „Du hast Dich schön gemacht, schöner noch als meine Katinka, aber deßhalb bist Du doch eine alte Hexe, und wer sind Deine Begleiterinnen?“

„Es sind gute Zauberinnen, so wie ich“, erwiderte Katharina II.

„Und was begehrt Ihr von mir?“ fragte der Hirte.

„Das sollst Du sogleich erfahren“, sprach die Kaiserin, „vor Allem sag' mir aber, wie Dir meine Begleiterinnen gefallen.“

„Nun, Ihr seid alle drei schön“, begann der Hirte, „da ist nichts zu sagen.“

„Welche würdest Du aber nehmen, wenn Du zwischen uns Dreien die Wahl hättest?“ fragte die Gräfin Saltikoff.

„Das wäre schwer zu sagen,“ meinte der Hirte, „ich würde am liebsten alle Drei nehmen.“

Die Damen brachen in ein schallendes Gelächter aus.

„Ihr seid Alle schön,“ fuhr der Hirte fort; „die da, die Große“, sprach er, auf die Gräfin Saltikoff deutend, „die ist so ein rechtes Mordweib und wäre gar tüchtig in's Haus und zur Arbeit“, dabei faßte er ihren Arm an und prüfte wohlgefällig die kräftigen Muskeln desselben.

Die Damen kamen nicht mehr aus dem Lachen.

„Die Kleine dafür“, er deutete auf die Daschkoff, „das ist so ein liebes Schneckchen, ein rechtes Kätzchen,

die kann gewiß recht schön thun und herzen, und die Blonde," dabei sah er die Kaiserin ganz besonders wohlgefällig an, „die hat eine so stolze Figur und feines Angesicht und muthige Augen und ist so hübsch rund, — aber was habt Ihr da zu lachen?"

„Nun höre, um was es sich handelt", sprach die Kaiserin, „zwischen uns ist ein Streit entstanden, welche wohl die Schönste sei, und wir haben Dich erwählt, in demselben zu entscheiden, weil wir Dich für einen klugen Burschen halten, und Du sollst ohne Furcht ganz nach Deinem Herzen den Schiedsspruch sprechen."

„Das wollte ich schon," erwiderte der Hirte, „aber versichert mich Dessen, daß, wenn ich sage: Diese ist die Allerschönste unter Euch, mich die zwei andern nicht mit ihrem Haß verfolgen?"

„Wir schwören es Dir, daß wir Dich nicht hassen und verfolgen, sondern beschützen wollen alle Drei, Du magst entscheiden wie Du willst!" rief die Kaiserin.

„So schwört!" sagte der Hirte.

„Wir schwören bei Gott dem Allmächtigen!" riefen die drei Damen.

„So ist es recht", versetzte Nikolaus.

„Wir sind alle Drei mächtig und welcher Du auch den Preis ertheilst", sprach die Kaiserin, „eine Jede ist im Stande, Dein Glück zu begründen."

„Du sollst belohnt werden!“ rief die Saltikoff.

„Kaiserlich!“ fügte die Daschkoff hinzu.

„Werdet Ihr mir Geld geben?“ fragte der Hirte.

„Ja,“ antworteten die Drei.

„Wollt Ihr mir einen Schatz zeigen und heben helfen?“ rief der Hirte.

„Ja, einen Schatz.“

„Gut. Also was soll ich thun?“ fragte er.

„Hier ist ein Apfel,“ sprach die Kaiserin, ihm denselben reichend, „diesen Apfel sollst Du Jener von uns Dreien geben, welche Du für die Schönste ansiehst.“

Der junge Hirt blieb nun, den Apfel in der Hand, stehen und betrachtete, sich bedächtig am Kopfe kratzend, die drei schönen Frauen. Er überlegte genau, indem er sie immer wieder verglich und von Zeit zu Zeit den Kopf schütttelte und seufzte; endlich reichte er der Kaiserin den Apfel.

„Die Dicke da“, sprach er, „ist die schönste uuter Euch.“

Katharina II. erröthete vor Freude, die beiden anderen Damen klatschten vergnügt in die Hände und riefen: „Bravo! das hast Du gut gemacht, Du kluger Hirte.“

Der kluge Hirte schien Anfangs über dieses Kompliment ganz verdutzt, dann schlug er mit den flachen

Händen auf die Kniee und lachte, daß ihm die Thränen in die Augen traten.

„Weßhalb lachst Du?“ fragte die Kaiserin.

„Was macht Dich so lustig?“ forschte die Gräfin.

„Bist Du von Sinnen?“ sagte die Daschkoff.

„Nein, ich lache nur“, rief der Bursche, „es ist auch zu spaßig, daß Ihr zwei so zufrieden seid mit meinem Schiedsspruch, statt das Maul zu verziehen. Ich dachte, die Beiden, welche den Apfel nicht bekommen, würden vor Zorn bersten, und Ihr freut Euch noch, ha! ha! ha!“ Er lachte wieder so, daß er sich die Seite halten mußte.

„Nun, was bekomme ich also jetzt von Euch für einen Lohn?“ fragte Nikolaus mit einigem Mißtrauen; „ich habe das Meinige nach bestem Wissen und Gewissen gethan; thut Ihr jetzt das Eure! Wo ist der Schatz?“

„Du sollst ihn haben,“ sprach die Kaiserin, „aber das geht nicht so rasch. Zuerst mußt Du drei Tage und drei Nächte beten und fasten, und dann will ich Dich unterweisen, wie Du den Schatz heben kannst.“

„Nichts da“, erwiderte der Hirte ärgerlich, „zuerst war vom Beten und Fasten keine Rede, ich will meinen Schatz auf der Stelle!“

„Aber es geht nicht so ohne Weiteres“, beschwichtigte die Daschkoff.

„Das wäre," sagte der Bursche, „seit mir schöne Zauberinnen, wenn Ihr nicht Alles zu Gelde machen könnt, allenfalls so, daß Ihr die Blätter an den Bäumen da berührt mit Eurem Stäbchen und es werden lauter Rubel daraus." Er wies dabei auf das vergoldete Holzszepter der Juno Saltikoff.

„Was verstehst Du von unseren Zaubereien", sagte die Gräfin, „fasse Dich in Geduld!"

„Ich will nicht Geduld haben!" schrie der Hirte erboßt. „Ich sehe, Ihr treibt Euren Spaß mit mir."

„Beruhige Dich", sprach Katharina II., „wir geben Dir, was wir von Geld bei uns haben, und in drei Tagen sollst Du den Schatz heben."

„Das läßt sich hören," meinte der Bursche.

Die drei Damen begannen hierauf in ihren Kleidern nach Geld zu suchen, aber die falschen Göttinnen hatten eben so wenig, wie die echte Venus, Juno und Minerva, Münze bei sich.

Die Verlegenheit wuchs.

„Aha!" rief der junge Hirt endlich, „Ihr habt kein Geld, Ihr habt nur Euren Spaß mit mir gehabt, wartet, ihr Weibsbilder, ich will Euch schon das Fell klopfen!"

*

Auf diese unzweideutige Redewendung ergriffen

die drei Damen die Flucht, aber so rasch und leichtfüßig sie waren, der junge Bursche holte sie dennoch ein und riß die Kaiserin beim Aermel zurück; in dem Augenblicke aber, wo er zum Schlage ausholte, warf Katharina ihr stolzes Haupt in den Nacken und heftete ihre großen blauen Augen auf ihn mit jenem ruhigen, gebieterischen Blick, vor dem ihr Gemahl Czar Peter III. und Orloff mehr als einmal gezittert hatten.

Nikolaus begann etwas zu stammeln, was Niemand verstand, und ließ sie langsam los.

„Was ich verspreche, halte ich", sagte die Kaiserin, „ist Dir mein Wort nicht genug?"

„Ja, ja, schon, wenn —", stotterte der Bursche. „Ich habe es ja nicht so gemeint."

„So laß uns jetzt ruhig unseres Weges gehen!" riefen die beiden anderen Damen.

„Wenn Ihr mir schon kein Silber oder Gold geben wollt", erwiderte hierauf der galante Hirte, „so müßt Ihr mir doch Jede mindestens einen Kuß geben."

„Was Dir einfällt!" lachten die Damen und liefen rasch dem Parke zu, aber der neue Paris ließ sich nicht so leicht abtrumpfen, er verfolgte sie schreiend bis zu dem Pförtchen, und da sie sich nicht die Zeit nahmen, es hinter sich abzusperren, durch den Park von Zarskoje Selo bis zu dem Palaste, und unmittel-

bar vor dem glänzend erleuchteten Portale desselben, Angesichts der beiden ernsthaften Grenadiere, welche das Gewehr präsentirten, ereilte er die Kaiserin, umschlang sie mit seinen kräftigen Armen und preßte einen derben Kuß auf ihre vollen Lippen. Katharina II. schrie auf, brach in lautes Lachen aus und floh, als der neue Paris sie losließ, die Treppe hinauf, von den beiden andern Damen gefolgt.

Zu gleicher Zeit faßte ein Offizier der Wache den kühnen Burschen und befahl den herbeigeeilten Soldaten, ihn in Gewahrsam zu bringen.

Nikolaus setzte sich zur Wehre, war aber rasch zu Boden geworfen und gebunden.

„Laßt mich los!" tobte er. „Was habe ich denn gethan, ein Kuß ist doch kein Verbrechen!"

„Dieser Kuß ist ein Verbrechen!" schrie der Offizier, „und noch dazu ein Majestätsverbrechen!"

*

Beim Lever der Kaiserin am nächsten Morgen fragte Graf Orloff, was mit dem Leibeigenen zu geschehen habe, welcher ein so beispielloses, freches Attentat auf seine Herrin und Monarchin verübt habe. Der Graf legte dabei, obwohl er mit Mühe das Lachen verbiß, sein Gesicht in ernste, wichtige Falten.

„Attentat?" entgegnete Katharina II. „Sie mei-

nen doch nicht den einfältigen Burschen, der mir, ohne mich zu kennen, einen Kuß geraubt hat? Wenn an diesem Vorfall nach Ihrer Ansicht etwas Strafbares ist, so bin ich allein die Schuldige, denn ich habe den jungen Menschen in Versuchung geführt."

Orloff wurde roth, das Lachen war ihm vergangen, er bebte vor Zorn. „Wie, Eure Majestät haben —", mehr brachte er nicht über die Zunge.

„Was ist mit dem Menschen geschehen?" fragte die Kaiserin, ohne Orloff einer Erklärung zu würdigen.

„Er ist im Kerker", entgegnete dieser.

„Gut, ich werde selbst das Weitere über ihn verfügen", entschied die Gebieterin in ziemlich ungnädigem Tone. —

Unterdeß lag der neue Paris in einem engen, finsteren Verließ, an Händen und Füßen schwere Ketten, auf einem Bunde Stroh, überzeugt daß er sich in der Gewalt böser, rachgieriger Zauberinnen befinde. „Sie werden mich erst recht mißhandeln und quälen", dachte er bei sich, „und dann in irgend ein Thier verwandeln, allenfalls in einen Hund, und ich muß mein Leben in einer Hundehütte beschließen."

Nicht lange nach der Unterredung Orloff's mit der Czarin öffnete sich indeß die Thüre seines Kerkers und eine Dame in einem schwarzseidenen Mantel,

welcher ihre Gestalt vollkommen einhüllte, eine schwarze Sammetlarve vor dem Gesicht, trat herein.

„Nikolaus“, sprach sie, „wie befindest Du Dich?“

„Wie soll ich mich befinden!“ erwiderte der Hirte ärgerlich. „Du hast jetzt leicht meiner spotten, verrätherisches Frauenzimmer; aber ist das recht, mich vorerst zu bitten, daß ich Einer von Euch Dreien, welche ich für die Schönste halte, den Apfel gebe, und mir nur einen Apfel zu geben, und nachdem ich nach meinem Gewissen entscheide, Rache nehmen? Ich habe es Euch angesehen, daß Ihr alle Drei den Apfel möchtet, und hätte ich ihrer dreie gehabt, so hätte jede ihr Obst bekommen, aber so war es nicht möglich.“

Die maskirte Dame begann zu lachen.

„Wenn ich Dich unter meine Hände bekäme, böse Hexe“, schrie der Hirte, „dann würdest Du bei Gott nicht lachen!“

„Alles Dieß, mein lieber Nikolaus“, sprach hierauf die Maske“, war nur eine Prüfung, nun wird Dein Unglück bald zu Ende sein und Dein Glück seinen Anfang nehmen; wie willst Du dann Deine Verwünschungen gut machen?“

„Ich glaube Euch nichts mehr“, sagte der Hirte, „treibt Eure Späße mit einem Andern!“

Die Dame verließ hierauf seinen Kerker und zwei

Männer in schwarzen Mänteln, Larven vor dem Gesicht, traten ein, nahmen dem überraschten Burschen die Ketten ab, verbanden ihm die Augen und befahlen ihm, mit ihnen zu gehen. Sie führten ihn durch Gänge, dann viele Stufen empor, dann wieder eben fort.

Endlich fiel die Binde und Nikolaus der Pferdehirte stand sprachlos mit offenem Munde im Thronsaal der Kaiserin.

Katharina II. saß, die Krone auf dem Haupte, den Kaisermantel um die üppigen Schultern, unter dem rothsammtenen Baldachin, ihr zur Seite standen die Fürstin Daschkoff und die Gräfin Saltikoff in glänzender Toilette, der Hofstaat bildete einen Halbkreis um den am ganzen Leibe zitternden jungen Menschen. Aber der neue Paris faßte sich rasch ein Herz und rief, auf die Czarin zueilend: „Da bist Du ja, wortbrüchige, verrätherische Hexe, und da sind auch Deine sauberen Genossinnen —."

„Nikolaus!" schrie in diesem Augenblicke eine ihm wohlbekannte Stimme, „bist Du von Sinnen, es ist unser Mütterchen, die Zarewna!" und Katinka, das hübsche Bauernmädchen, stürzte auf ihren Liebsten zu und riß ihn von den Stufen des Thrones, auf die er bereits den Fuß gesetzt hatte, wieder zurück.

„Was hast Du, bist Du auch eine Hexe?" rief der Bursche, Katinka von sich stoßend.

„Du machst uns unglücklich“, murmelte diese.

„Ah, sie sollen mich gleich in einen Esel oder Hund verwandeln“, fuhr der neue Paris fort, „ich sage es doch heraus, Diese da, diese Drei, Die mit der Goldkrone und die Beiden neben ihr, sind zu mir gekommen, Nachts, und haben mich bethört —.“

Die Kaiserin begann zu lachen. „Genug des Scherzes und der Täuschung!“ sprach sie, „wir sind weder gute noch böse Zauberinnen, mein Freund, aber immerhin mächtig genug, Dein Glück zu begründen. Du bist hier in Zarskoje Selo und ich bin Deine Czaarin Katharina II.“

„Auf die Kniee!“ flüsterte Katinka dem vollständig vernichteten Geliebten zu und als er wie erstarrt stehen blieb, gab sie ihm einen liebevollen Stoß, so daß er auf einmal, das Antlitz zur Erde, vor der Kaiserin dalag.

„Gnade! Gnade!“ flehte er, ihm war in diesem Augenblicke das Weinen nahe.

„Steh auf!“ gebot die Kaiserin.

Katinka richtete ihn auf, aber so, daß er vor dem Throne knieen blieb.

„Ich habe Dir Glück und Reichthum verheißen“, fuhr Katharina II. fort, „und Du kannst nun selbst urtheilen, ob ich Wort halte. Hier ist Dein Freibrief und hier jener Deines Mädchens.“

Die Czarin stieg die Stufen des Thrones herab und übergab dem neuen Paris die Dokumente.

„Dies ist nur der Anfang", fuhr sie fort. „Nun Du ein freier Mann bist, erhebe ich Dich in den Adelstand mit dem Namen Paris von Idanow, da Du, ein neuer Paris auf einem neuen Ida, den Schiedsspruch gesprochen und den Preis der Schönheit zuerkannt hast, ich schenke Dir und Deinen Nachkommen das Dorf Zolotagora, was so viel heißt als goldener Berg; dieß ist der Schatz, den ich Dir versprach; überdieß werde ich Katinka auf meine Kosten aussteuern, und sie soll auch die Schuba haben, die Du gewünscht."

Die beiden jungen Leute begannen nun vor Freude zu schluchzen und die Füße der Kaiserin zu küssen. Katharina II. entzog sich jedoch rasch ihrem Danke und überließ es den Damen Daschkoff und Saltikoff, das glückliche Liebespärchen nach den Zimmern zu geleiten, welche ihnen die Czarin bis zu ihrer Vermählung im Palaste angewiesen hatte.

Als sich die Nachricht von dem seltsamen Ereigniß in der Umgegend verbreitete, kamen die Eltern, Verwandten und Freunde des neuen Paris und seiner Katinka, um ihnen ihre Glückwünsche darzubringen, und Tausende von Landleuten strömten nach Zarskoje Selo, um die Glückskinder anzustaunen.

Die Hochzeit wurde mit großem Prunke gefeiert. Die Kaiserin gab der Braut eine wahrhaft fürstliche Ausstattung, die Fürstin Daschkoff beschenkte sie mit einem Diamantenschmuck, die Gräfin Saltikoff mit einer Schuba, und ein kaiserlicher Hofwagen brachte die Neuvermählten, welche sich stets der besonderen Gunst ihrer Monarchin zu erfreuen hatten, in ihr neues Besitzthum.

Ende des zweiten Bandes.

Druck von Richard Schmidt in Reudnitz-Leipzig.

Inhalt:





